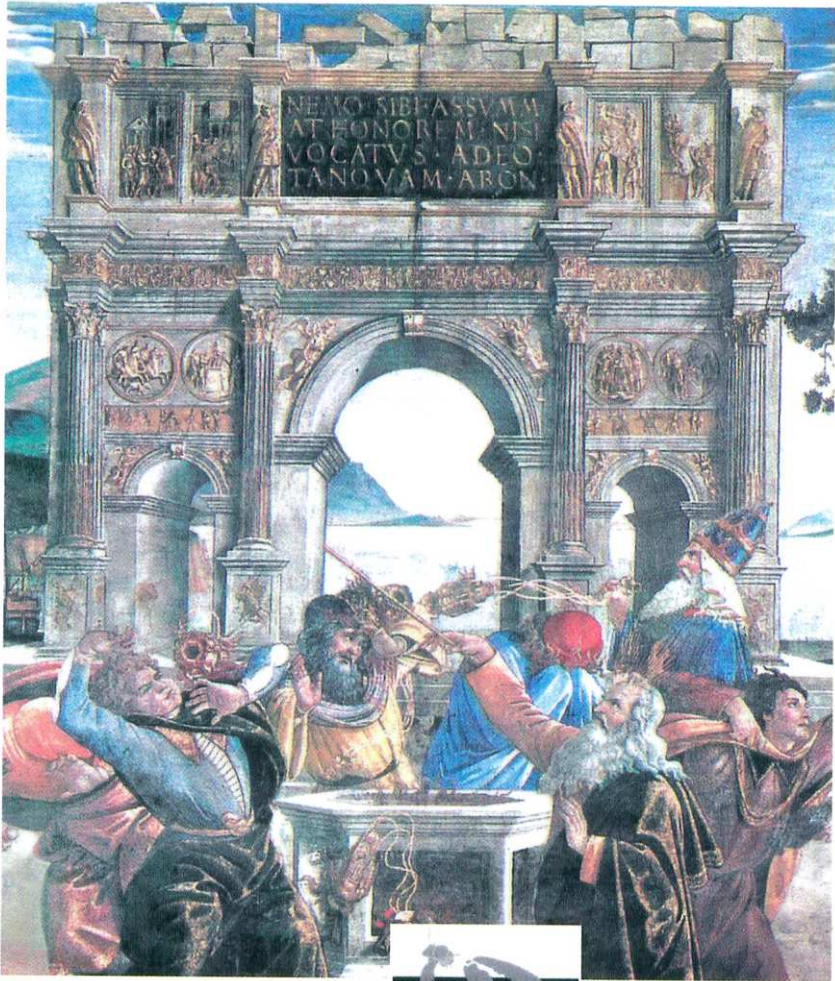


Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

1/2012



Jahrg. 24, Heft 1, April 2012

ISSN 0947-7233



Titelbild: Sandro Botticelli: Die Bestrafung Korahs; Rom, Sixtinische Kapelle [Bussagli, Marco (1999): *Rom. Kunst & Architektur*; Köln, S. 390]. Siehe Mathias Dumbs' Artikel zum Konstantinsbogen, ab S. 18.

Impressum:

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(vormalig ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06

Fax: / 87 139 139

mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Verlags-Homepage

www.mantis-verlag.de

mit Online-Bestellmöglichkeiten und Stichwort-Verzeichnissen

Phantomzeit:

www.fantomzeit.de

Blog zur Mittelalter-Phantomzeit mit Forum

Dazu

www.chrono-rekonstruktion.de

mit Zugang zu erweiterten Funktionen nach

Anmeldung über

andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 40,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 45,- € bar senden oder überweisen) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2012 verschickt.

Frühere Hefte können einzeln nachgeliefert werden. Preise für Einzelhefte und Bestellmöglichkeit siehe www.mantis-verlag.de

Jahrgänge: 1989-1996 je 20,- ; 1997-2002 je 22,- ; 2003-2006 je 35,- , 2007-2008 je 38,- , 2009-2011 zu 40,- . Inlandsporto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: 137238-809 Heribert Illig Verlag (zwingende Kontobezeichnung),
Postbank München (BLZ 700 100 80)

EU-Überweisungen: IBAN: DE21700100800137238809 BIC: PBNKDEFF

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 24, Heft 1
April 2012

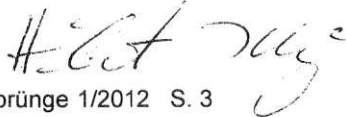
Editorial

Der vierundzwanzigste Jahrgang verspricht ein besonderer zu werden. Das zeigte sich schon beim Erstellen seiner ersten Nummer. Sie wäre fast ein monothematisches Heft geworden. Selten zuvor hat ein Gedanke wie Gunnar Heinsohns These einer verdoppelten Phantomzeit samt globaler Katastrophe und einem Frühest-Christentum die Gemüter erhitzt und kritische (oder gar konservative?) Geister mobilisiert. Gleich fünf AutorInnen beziehen in sechs Aufsätzen eine Konterposition, während Heinsohn selbst seine These weiter vertieft. Man muss hinzufügen, dass in einem viel engeren Kreis diese Hyper-These bereits in viel größerem Ausmaß und mit Konsequenzen präsentiert wird, die empfindlich in bislang hier vertretene Thesen eingreifen – die dadurch erzeugte Erregung schlägt bis ins Heft durch. Heinsohn selbst hat seinen Status als Contributing Editor aufgegeben, um der Diskussion nicht mit dieser Funktion im Wege zu stehen.

Wer wissen möchte, wie weit ein Kampf zwischen Chronologiekritikern ausufern kann, der sei auf den in diesem Heft besprochenen Roman von Monaldi & Sorti: *Das Mysterium der Zeit* verwiesen. Dort geht es mehrmals richtig 'saftig' zu, mit dem Höhe- oder besser gesagt Tiefpunkt auf S. 433. Ganz so weit wollen wir es dann doch nicht kommen lassen, auch wenn es in den Hirnen kocht. Deshalb verzichte ich auf das Jahrestreffen, sehe ich doch keinen Sinn darin, im direkten Streit Positionen über Gebühr auszubauen und unnützlich zu verhärten.

Schließlich gibt es auch noch zehn andere Artikel im Heft, bei denen es zum Beispiel gelingt, aus einem uralten angelsächsischen Rätsel zugleich Hinweise auf die Rätsel der biologischen Evolution zu gewinnen. Obendrein versucht die Rubrik 'Diverses' (*Zwischen Aachen und Impakten*), einen möglichen Mangel an Vielfalt durch 27 Einzelmeldungen auszugleichen, die einige diesmal vernachlässigte Sektionen zumindest ansprechen. Und bis zum alle Sprachen zusammenführenden und geistaussendenden Pfingstfest sind es nur noch vier Wochen.

Mit allen guten Wünschen



24. 03.

Ägyptische Notizen (Aegyptiaca XXI)

Klaus Weissgerber

Zum Gedenken an meinen Doktorvater und Freund
Prof. Dr. Heinz Grünert (1927–2010)

1. Vorbemerkung

Nach gründlichen vorderasiatischen Studien zur vorder- und kleinasiatischen Geschichte habe ich in meinem Beitrag „Zwischen Echnaton und Kambyzes“ [Aeg. VII] versucht, auch die Regierungszeiten der ägyptischen vorpersischen Pharaonen ab Echnaton absolut zu datieren, wobei ich mich auf die stratigraphischen Erkenntnisse Heinsohns und Illigs stützte, aber auch grundsätzlich Velikovskys These der Identität der 19. mit der 26. Dynastie, jedoch ohne Anerkennung seiner Datierungen, übernommen habe.

Während unserer Weimarer Tagung regte mich Heinsohn an, auch die vorhergehende ägyptische Geschichte neu zu analysieren. Im Gegensatz zur bisherigen ägyptologischen Literatur, mit der ich mich kritisch auseinandersetzte, ging ich konsequent von dem archäologischen Befund aus, aber auch von der Erkenntnis, dass die frühen Dynastien nicht nacheinander, sondern nebeneinander bestanden. Ein gesamtägyptischer Staat entstand erst mit der 18. Dynastie.

Da ich somit wissenschaftliches Neuland betrat, konnten meine Beiträge nur Diskussionscharakter tragen. Keineswegs wollte ich unhaltbare bisherige Dogmen durch neue ersetzen, sondern zum sachlichen Meinungsstreit anregen. Deshalb habe ich jede kritische Äußerung in den *Zeitensprüngen* begrüßt, möchte zu einigen vorgetragenen Argumenten aber auch meine persönliche Ansicht äußern sowie auf einige neuere Publikationen hinweisen.

2. Zu Anne Hamacher

Diese Autorin hat 2011 auf Probleme der Granitbearbeitung und des Beginns der Eisenzeit in Ägypten hingewiesen. So verwies sie auf 17 Granit-Skulpturen, die lange vor der „Eisenzeit“ geschaffen worden sind; es fällt mir nicht schwer, weitere Belege anzuführen. Zu Recht nimmt sie an, dass deren Schöpfer Eisenwerkzeuge benutzt haben müssen, die aus Nubien eingeführt worden waren. Anscheinend übersah Frau Hamacher meinen 2006 veröffentlichten Beitrag *Aegyptiaca VI* „(Zur Bronze- und Eisenzeit in Ägypten“), der in ihrem Literaturverzeichnis nicht erwähnt wird. In diesem Beitrag hatte ich grundlegend auf die fließenden Grenzen zwischen Bronze- und Eisenzeit in

Ägypten hingewiesen, wobei ich betonte, dass die Ägypter schon sehr früh Eisen, vor allen aus Kleinasien (warum nicht auch aus Nubien?) importierten, welches sie zur Anfertigung von Waffen nutzten, Offensichtlich entstanden so auch die genannten Granit-Skulpturen.

Mit den Pyramiden von Gizeh erreichten die Ägypter allerdings eine qualitativ höhere Stufe der Granitbearbeitung. Wie Illig nachwies, wurden damals großflächige Granitbauten errichtet, was vorher nicht möglich war. Auch aus diesem Grund ordnete ich diese Pyramiden der Amarna-Zeit zu. In seinem unlängst veröffentlichten Buch *Geschichte, Mythen, Katastrophen* [2009, 170-180] hat Illig noch einmal grundsätzlich seine Erkenntnis vertieft.

Als frühe Granit-Skulpturen betrachtet Frau Hamacher übrigens auch die Köpfe des Schabako und Taharka, die in Nubien gefunden wurden. Nach meiner Ansicht wirken diese „schwarzen Pharaonen“ allerdings erst nach der Amarna-Zeit [vgl. Aeg. IX].

3. Zu Ralf Radke

Dieser Autor veröffentlichte 2011 einen Beitrag, dessen Ziel es war, meine Auffassungen zu widerlegen, was schon im ersten Absatz deutlich zum Ausdruck kommt. Vor allem geht es ihm darum, die Glaubwürdigkeit der Historiker der 19. Dynastie zu verteidigen bzw. diese zu „rehabilitieren“. Grundsätzlich gehe ich dagegen davon aus, dass zu allen Zeiten (bis zur Gegenwart) Geschichte gefälscht wurde. Als bedeutendster Herrscher der 19. Dyn. gilt Ramses II., der sich in vielen Inschriften rühmte, die Hethiter bei Kadesch vernichtend geschlagen zu haben. Die hethitischen Geschichtsquellen machen deutlich, dass offenbar das Gegenteil der Fall war. (Hierauf verwies ich in meinem Beitrag „Zwischen Echnaton und Kambyses“ [Aeg. VII], den Radke offenbar nicht kennt. Bezeichnend hierfür ist sein Satz:

„Velikovskys und seinen Anhängern ist es bis jetzt nicht gelungen, plausibel zu erklären, warum zwischen der 18. und 19. Dynastie etwa 200 Jahre zusätzlich einzuschieben seien. Es sind die 200 Jahre, die auch der jüdischen gegenüber der christlichen Chronologie fehlen. Sie bestehen nur auf dem Papier. Die Funde belegen, dass keine große Spanne zwischen dem Untergang der 18. und der 19. Dynastie bestanden haben kann“ [Radke, 210].

Radkes Polemik richtete sich offensichtlich gegen dogmatische Velikovskyaner, deren Texte er im Internet gelesen hatte. Mich erwähnte er in diesem Zusammenhang nicht. Ich halte ihn für so ehrlich, dass er meinen gegenteiligen Standpunkt erwähnt hätte, vorausgesetzt, er hätte ihn gekannt!

In meinem grundlegenden Beitrag übernahm ich, wie dargelegt, zwar Velikovskys These von der Identität der 19. und der 26. Dynastie, aber nicht

seine Datierungen. Besonders ausführlich bin ich auf den Übergang zwischen der 18. und 19. Dynastie eingegangen und habe konkret bewiesen, dass es keine chronologische Lücke zwischen beiden gab. In mehreren Folgebeiträgen [Aeg. VIII-XII] habe ich diese Erkenntnis weiter vertieft. Jeder Interessierte kann das nachlesen.

Radke ging es in seinem Beitrag eigentlich nur darum, die Identität des von Herodot erwähnten Necho mit Echnaton zu beweisen. Ich identifizierte ihn mit Ramses II. und sehe keinen Grund, diese Meinung zu ändern. Radkes These beruht nur auf der Vermutung, dass Necho eine Verkürzung von „Necho-aton“ (= Diener des Aton) ist, woraus er schließt, dass nur Echnaton gemeint sein konnte. Ich bin der letzte, der neue Thesen prinzipiell ablehnt. Da er außer dieser (philologisch offenbar schwach begründeten) Behauptung sich nicht einmal die Mühe machte, sich mit der komplizierten Amarna-Problematik auseinander zu setzen, kann ich ihm jedoch nicht folgen. Wie steht er z. B. zu Haremhab und Sethos (für mich Psammetich), dem bezeugten Vater von Necho? Alle diese Herrscher sind inschriftlich belegt. Mit Interesse erwarte ich Radkes weitere Beiträge

4. Zum Amarna-Stammbaum

Matthias Schulz veröffentlichte im Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* [Nr. 48/2011, 112-118] unter der Überschrift „Götterdämmerung am Nil“ einen Artikel, in dem behauptet wurde, dass die 18. Dynastie durch Inzucht ausgestorben sei. Der Autor bezog sich hierbei ausschließlich auf Informationen des Anthropologen Albert Zink (Direktor des *Südtiroler Archäologiemuseums* in Bozen, das ‘Ötzi-Museum’) und des Tübinger Molekularbiologen Carsten Pusch, ohne zu erwähnen, dass beide einem Team um Zahi Hawass angehörten, das bereits 2010 über diese „Entdeckung“ im US-amerikanischen Medizinbulletin *JAMA* berichtet hatte. Anscheinend wurde Hawass nicht erwähnt, weil dieser als Minister Mubaraks in Verruf gekommen ist. Neuigkeiten enthält der Spiegel-Artikel nicht.

Meine Bedenken hatte ich 2010 [Aeg. XIV/3] vorgetragen; sie wurden in der Folgezeit von Norbert Schieß [2010] vertieft. Ich empfehle jedem an der Thematik Interessierten die Lektüre dieses Beitrags.

5. Zu Zahi Hawass

Dieser war seit 2006 Generalsekretär (Chef) der *Ägyptischen Altertümerverwaltung*. Als solcher sorgte er immer wieder für Schlagzeilen; er scheute auch vor wissenschaftlichen Manipulationen nicht zurück [vgl. Aeg. XIV/1-3]. Illig [2011] ist kürzlich auch auf seine Tätigkeiten als Minister im Dienste der Militärdiktaturen eingegangen.

Lothar Stanglmeier [2011] veröffentlichte vor wenigen Monaten die erste Hawass-Biographie unter dem Titel *Zahi Hawass. Ägyptens letzter Pharao*. Sie erschien im Kopp-Verlag Rottenburg, der auch esoterische Literatur veröffentlicht hat. Dazu möchte ich jedoch dieses Buch nicht rechnen (auch Illig bezog sich in seinem Beitrag auf Kopp-Informationen). Gestört hat mich jedoch der Titel des neuen Buches: Hawass war niemals „Pharao“, sondern lediglich Lakai der jeweiligen Diktatoren, zunächst von Mubarak, dann von Tantawi!

Wie es sich für einen Biographen gehört, schilderte der Autor ausführlich den beruflichen, persönlichen und politischen Werdegang seines 'Helden'. Eindeutiger Schwerpunkt der Darlegungen ist die Analyse seiner Tätigkeit während der „Tage des Zorns“ im Januar 2011. Am Rande des zentralen Tahrir-Platzes (des „Platzes der Befreiung“) in Kairo steht das *Ägyptische Museum*; unmittelbar daneben befand sich das Hauptquartier der Nationaldemokratischen Partei, der Staatspartei Mubaraks. In der Nacht vom 28. zum 29. Januar wurde dieses Gebäude von bis jetzt unbekanntem Tätern in Brand gesetzt. In der gleichen Nacht sollen auch Einbrüche in das *Ägyptische Museum* erfolgt sein, wobei nach offiziellen Meldungen die Mumie des Juja, des Vaters der Königin Teje, beschädigt und viele wertvolle Museumsstücke zerstört wurden. Stanglmeier vertritt die Ansicht, dass dieser Einbruch nur vorgetäuscht wurde. Er habe das Ziel gehabt, die Notwendigkeit des verschärften Vorgehens der Sicherheitskräfte gegen „Plünderer“ zu rechtfertigen.

In der Folgezeit wurden ganz verschiedene Versionen über dieses Geschehen verbreitet, die der Autor im einzelnen auflistet. Seltsam erscheint, dass das Museum anscheinend überhaupt nicht verteidigt wurde; Hawass will auswärts gewesen sein, was nach Ansicht Stanglmeiers nicht stimmen kann. So wies er auf die nie bestrittene Existenz von „SCA-Räumen“ (SCA = Supreme Council of Antiquities“), in den Kellern des Museums hin, von denen aus das Geschehen im Gebäude jederzeit beobachtet werden konnte [Stanglmeier, 34-36]. Diese ermöglichten auch jederzeitiges Handeln im Notfall. Der Autor ist überzeugt, dass es auch in dieser Nacht nicht anders war. Hawass räumte übrigens später selbst ein, dass nur Gegenstände aus dem „Museumsshop“ [ebd. 330], z. B. Nachbildungen hölzerner Uschebtis zerstört wurden. Die Mumie Jujas blieb unbeschädigt. Die Schlussfolgerung des Autors ist m. E. zwingend: Hawass war natürlich nicht bereit, die Zerstörung von Antiquitäten zu dulden. Stattdessen verbreitete er in den Tagen nach dieser Nacht bewusst unrichtige Informationen über das Ausmaß der Zerstörungen. Der Dank Mubaraks war ihm sicher: Schon am 31. Januar wurde er zum „Minister für Altertumsgüter“ ernannt.

Das besprochene Buch hat auch Mängel. Vor allem vermisste ich eine geordnete Gliederung; ein Register fehlt. Insofern ist es sehr mühsam, Einzel-

informationen zu finden. Um die Arroganz („Gutsherrengebaren“) von Hawass aufzuzeigen, erwähnte der Autor auch, dass die Ägyptologin Joann Fletcher nur deshalb Forschungsverbot erhielt, weil sie behauptete, die Mumie der Nofretete identifiziert zu haben [ebd. 44]. An einer anderen Stelle seines Buches [ebd. 78] gab der Autor jedoch Hawass insofern Recht, indem er dessen Behauptung übernahm, die Mumie Nr. 61072 sei männlichen Geschlechts. Es war ihm entgangen, dass Hawass selbst diese anfängliche Behauptung zurückgenommen hatte [vgl. hierzu Aeg. XIV/1, 2].

6. Zu den arabischen „Rebellionen“

Ich halte es für unerlässlich, zum besseren Verständnis auch auf einige weitere Hintergründe eingehen. Da die *Zeitensprünge* kein politisches Magazin sind, kann ich jedoch keine ausführlichen Analysen vornehmen, sondern muss mich auf einige persönliche Bemerkungen beschränken.

Anfang Dezember 2010 verbrachte meine Frau ihren Urlaub in Tunesien, das damals als ‘sicheres’ Land galt. Nur durch arabische Freunde wusste ich, welche sozialen Spannungen dort bestanden; einige Tage nach ihrer Rückkehr brach die Jasmin-Revolution aus. Meinem Sohn sagte ich damals, dass die gleiche Situation auch in Ägypten besteht, und sagte den Ausbruch der dortigen Revolution voraus. Innerhalb weniger Wochen wurden Ben Ali und Mubarak gestürzt, die jahrzehntelang von den westlichen Mächten gestützt worden waren.

Beide Revolutionen blieben unvollkommen: Die alten Eliten behielten ihren Einfluss; in Ägypten übernahm die Armee unter Tantawi die Macht. In Hinblick auf die deutsche Novemberrevolution 1918 schrieb Theodor Plivier das Buch: *Der Kaiser ging, die Generäle blieben*. Genau das geschah in Ägypten. Die erzwungenen Wahlen führten nicht unerwartet in beiden Ländern zum Wahlsieg der Muslimbrüder, die sich anfänglich nicht an den Revolutionen beteiligt hatten. Sie bezeichnen sich (noch?) als „gemäßigt“; zunehmend erringen die radikaleren Salafisten, die von Saudi-Arabien, dem reaktionärsten Staat der Region, aktiv unterstützt werden, zunehmend größeren Einfluss.

Das von den radikal-islamischen Wahhabiten beherrschte Saudi-Arabien unterstützte von Anfang an den Aufstand der Muslimbrüder im syrischen Homs. Ein großer Teil der syrischen Bevölkerung gehört der Sekte (oder Religion?) der Alawiten an, auch die Führer der herrschenden Baath-Partei mit Assad an der Spitze. Bis jetzt galt Syrien als relativ stabil, obwohl es, wie auch die anderen Länder Arabiens, nicht demokratisch im westlichen Sinn regiert wurde. Es war vorauszusehen, dass die Baathisten sich verteidigen; unmöglich ist es derzeit, zuverlässige Informationen über das Geschehen zu

bekommen. Ich hoffe, dass Syrien das Schicksal Iraks und Libyens erspart bleibt.

Saddam Hussein und Gaddafi waren zweifellos Despoten und Terroristen. Beide wurden vor allem von den USA gestürzt, wobei die Kriegsgründe offenbar erfunden worden sind. Natürlich ging es letztlich um Erdöl. Saddam wurde von fanatischen Schiiten, Gaddafi von fanatischen Sunniten auf brutale Weise „hingerichtet“ [vgl. Scholl-Latour 2011a]. In Libyen fand keine soziale Revolution statt; den meisten Libyern ging es relativ gut. Der Aufstand in Bengasi wurde von Anhängern des 1969 gestürzten Senussi-Königs Idris und fanatischen Muslims, die auf Seiten der Taliban in Afghanistan kämpften, durchgeführt. Ohne die massive NATO-Unterstützung hätten sie nie gesiegt. Nunmehr gilt auch in Libyen die Scharia. Schon Anfang 2011 wies Heinsohn, international anerkannter Experte für Völkermorde, in einem in der *Frankfurter Allgemeinen* veröffentlichten Leserbrief auf die Morde hin, die von diesen „Freiheitskämpfern“ an „schwarzen“ Gastarbeitern verübt wurden. Anscheinend ging dieses Morden weiter.

Der einstige Bundestagsabgeordnete, heutige Autor und Journalist Jürgen Todenhöfer war öfters in Syrien und sprach auch mit Assad. Er war Augenzeuge der Kriege in Afghanistan und im Irak; seine Reportagen wurden in deutschen Wochenzeitschriften veröffentlicht. Zum Jahrestag des Aufstandes in Bengasi sprach er am 17. Februar 2012 im ARD über seine damaligen Erlebnisse („Tagebuch einer Revolution“). Seine Begeisterung für die Rebellen ist inzwischen verschwunden: Zehntausende von Toten waren ein zu hoher Preis!

„Die gewaltsamen Umsturzversuche in Syrien können die schlimmste Eskalation seit dem Zweiten Weltkrieg hervorrufen“, so Todenhöfer ...

Literatur

- Crome, Erhard (2011): *Der libysche Krieg des Westens*. Berlin
- Hamacher, Anne (2011): Mittleres Reich und Nubien. Zur neuen Chronologie von Klaus Weissgerber; in *Zeitensprünge* 23 (1) 212-214
- Illig, Heribert (2009): *Geschichte, Mythen, Katastrophen. Über Velikovsky hinaus; Gräfelting*
- (2011): Der Mann mit dem Cowboy-Hut; in *Zeitensprünge* 23(3) 753 f
- Lüders, Michael (2011): *Tage des Zorns. Die arabische Revolution verändert die Welt*. München
- Perthes, Volker (2011): *Der Aufstand. Die arabische Revolution und ihre Folgen*. München
- Plivier, Theodor (1932): *Der Kaiser ging, die Generäle blieben*. Berlin
- Radke, Ralf (2011): Alles eine Frage des Glaubens? Ein Versuch, die 19. ägyptische Dynastie zu retten; in *Zeitensprünge* 23 (1) 208-211
- Schieß, Norbert (2010): Drei verschiedene Stammbäume zur DNA-Analyse des Zahi

- Hawass an Mumien der Amarnazeit; in *Zeitensprünge* 22 (2) 289-298
- Schmid, Thomas / Nordhausen, Frank (2011): *Die arabische Revolution. Demokratischer Aufbruch von Tunesien bis zum Golf*. Berlin
- Scholl-Latour, Peter (2011): *Stunde der Wahrheit. Aufruhr an der Schwelle Europas*. Berlin
- (2011a): Wie starb der libysche Diktator? Scholl-Latour: „Gaddafi mit Eisenstange gepfählt“; in *Focus-Online*, 15. 12., 07:04
- Schulz, Matthias (2011): Götterdämmerung am Nil; in *Der Spiegel* Nr. 48, 112-118
- Stanglmeier, G. E. Lothar (2011): *Zahi Hawass. Ägyptens letzter Pharaos*. Rottenburg
- Weissgerber, Klaus (2006): Zur Bronze- und Eisenzeit in Ägypten (Aeg. VI); in *Zeitensprünge* 18 (1) 48-57
- (2006/07): Zwischen Echnaton und Kambyses (Aeg. VII); in *Zeitensprünge* 18 (3) 560-589; 19 (1) 51-76; 19 (2) 300-314
 - (2007a): Bemerkungen zur Amarna-Problematik (Aeg. VIII); in *Zeitensprünge* 19 (2) 300-314
 - (2007b): Die schwarzen Pharaonen (Aeg. IX); in *Zeitensprünge* 19 (3) 566-591
 - (2009a): Suche nach Nofretete (Aeg. XIV); in *Zeitensprünge* 21 (1) 63-76
 - (2009b): Neues über Nofretete? (Aeg. XIV/2); in *Zeitensprünge* 21 (3) 575-584
 - (2010): War Tutanchamun ein Inzest-Kind? (Aeg. XIV/3); in *Zeitensprünge* 22 (1) 52-64
 - (2009b): Neues über Nofretete? (Aeg. XIV); in *Zeitensprünge* 21 (3) 575-584
 - (2010): War Tutanchamun ein Inzest-Kind? Erste Bemerkungen zu einer neuen These; in *Zeitensprünge* 22 (1) 52-64

Die ersten Amerikaner in Europa

Heribert Illig

Für Robert Zuberbühler, Zürich-Winkel, der mir den 25 Jahre alten Zeitungsartikel von Guy DePerico zugeschickt hat.

Die Kenner alter lateinischer Texte wissen von einer abenteuerlichen Erzählung: Quintus Caecilius Metellus Celer war -63 Statthalter der Provinz Gallia cisalpina, also ungefähr der Poebene und angrenzender Gebiete. Er wurde -60 zum Konsul gewählt und erhielt zusätzlich die prokonsularische Provinz Gallia transalpina. Gemäß dem Geschichtsschreiber Cornelius Nepos hat er Folgendes in die Hauptstadt gemeldet:

„Ein germanischer Stammesfürst aus dem hohen Norden schickte unter dem Geleit seiner Leute dem Prokonsul, aus Freundschaft oder um anderer Vorteile willen, einige Männer von seltsamem Aussehen, die nach Darstellung ihrer Begleiter, aus dem Westen kommend, an der Atlantikküste gestrandet seien. Wo immer diese Männer herumgezeigt wurden, deren Sprache keiner verstehen konnte, erregten sie grösstes Erstaunen.

«Sie sind von roter Hautfarbe und haben pechschwarzes Haar von überaus starker Qualität wie man solches nur bei Pferdemähnen sieht», schrieb Metellus Celer nach Rom. Auch fügte er hinzu, dass die Tatsache ihrer Herkunft aus dem Westen über den Ozean, den man bisher als äusserste Grenze der Welt hielt, dort Land vermuten lasse“ [DePerico].

Alexander von Humboldt, der in seinen Büchern jede kleinste Spur geduldig verfolgt, schrieb 1837 bei seiner Schilderung der Entdeckung Amerikas – es geht dabei auch sehr detailliert um Kolumbus und Amerigo Vespucci – über den *Discorso del Ramusio sopra li viaggi della Spetieri*:

„Ramusio setzt in eben diesem *Discorso*, welcher vor dem Tode des Sebastian Cabot geschrieben ist, die «große Wahrscheinlichkeit einer nordwestlichen Durchfahrt» auseinander, welche er auf die Erzählung von den Indianern gründet, die in die Hände des Metellus Celer gefallen waren“ [Humboldt, 455].

Für diesen Ramusio ist die Existenz Amerikas kein Problem mehr; ihm geht es um die Nordwestpassage um Kanada und Alaska, die in unseren Tagen auftaucht und für den Schiffsverkehr zugänglich wird.

Im nachfolgenden Zitat behandelt Humboldt diesen frühesten Kontakt zwischen alter und neuer Welt, wenn man einmal von den heutigen Mutmaßungen über phönizische und römische Fahrten absieht, die z.B. durch die Tabak- und Kokain-Mumien, insbesondere durch die Mumie von Ramses II.

bewiesen scheinen, aber noch kein stimmiges Bild ergeben. Humboldt war die Entdeckung durch die Wikinger selbstverständlich; dem 20. Jh. nicht unbedingt. Selbst als der Norweger Helge Ingstad seine Ausgrabungen im neufundländischen L'Anse aux Meadows durchführte und 1965 darüber in einem Buch berichtete, gab es anfänglich nur wenig Bereitschaft, seine Schlussfolgerungen zu akzeptieren. Allerdings wurde seine Ausgrabung 1978 zum Weltkulturerbe erklärt, Ingstad von seinem Staat geehrt – und auch dadurch belohnt, dass er als einer von wenigen Menschen nicht nur während zweier Jahrtausende, sondern auch während dreier Jahrhunderte gelebt hat (1899–2001).

Aufschlussreich ist Humboldts Präzision, wenn es um die eigentliche Entdeckung des amerikanischen Kontinents, nicht nur vorgelagerter Inseln geht: „Lässt man die Fahrten der Skandinavier gegen Ende des zehnten und im Anfange des elften Jahrhunderts, deren Richtigkeit übrigens vollkommen nachgewiesen ist, hier unberücksichtigt, so **wurde das Festland von Amerika zuerst** (nach Unterbrechung der Verbindungen mit den Kolonien in Grönland) **von Johann und Sebastian Cabot am 24. Junius 1497 entdeckt**, und zwar Labrador zwischen 56° und 58° n. B. Diese Entdeckung ist also um ein Jahr und sechs Tage älter, als die des Festlands von Südamerika durch Christoph Columbus“ [ebd.; Hvhg. Humboldts].

Das Datum wird heute noch genauso gesehen, hingegen kamen Kanada und Großbritannien überein, den einzigen Landungsort dieser Fahrt auf Neufundland zu lokalisieren und damit ebenfalls auf einer vorgelagerten Insel [wiki → John Cabot]. Freilich hatte schon Humboldt das Problem gesehen und betont, dass die Landung gegenüber einer Insel in der Mündung des St. Lorenzstromes stattgefunden habe [Humboldt, 446]. Die Quellenlage ist bei Cabot nicht besser als im Fall von Kolumbus. Immerhin wissen wir sicher, dass jener Italiener war und Giovanni Caboto hieß, bevor er für England als der Entdecker John Cabot in See stach. Kolumbus soll in Genua geboren worden sein, ist aber auch von anderen Völkern vereinnahmt worden.

Wer ist nun der Entdecker neuer Länder: der, der eine vorgelagerte Insel sieht oder sie auch betritt? Der das Festland selbst erstmals sieht? Der das Land nicht nur sieht, sondern auch als Festland erkennt? Der es als erster betritt? Oder der, der es nicht nur zufällig betritt, sondern im Wissen um seine geographische Ausdehnung?

Das alles ist heute nicht mehr hinreichend zu klären, nachdem manch ein Entdecker nicht nur seine Entdeckung rückwirkend aufgewertet, sondern sogar die Entdeckungsdaten gefälscht hat. Das war nicht zuletzt ein Politikum, ging es doch um Prioritäten beim Landbesetzen im größten Stil. Humboldt registrierte alles, listete 24 Entdeckungsfahrten nach der ersten

Kolumbus-Fahrt auf (d. h. von 1493 bis 1509), wies auf die erste Wahrnehmung der Küste hin, rekonstruierte den Punkt auf der Landkarte und nannte das Datum beim Betreten [Humboldt, 445-454]. Doch beim Abwägen zwischen 175 Jahre altem und heutigem Wissen verliert sich fast jede Gewissheit. Da bleibt günstigstenfalls die Beschränkung auf das Betreten des neuen Landes:

- 1492, 12. 10. Kolumbus betritt die Insel San Salvador
- 1497, 24. 08. Cabot betritt Labrador (nur die Insel Neufundland?)
- 1497 Vespucci betritt Südamerika (dank eines Druckfehlers)
- 1498, 30. 06. Kolumbus betritt Südamerika (nur gemäß Humboldt)
- 1498, 05. 08. Kolumbus betritt Südamerika (heute nicht mehr vertreten)
- 1499, 30. 08. Hojeda und Vespucci an der Orinoco-Mündung [H. 506]
- 1500, 07. 02. Pinzón betritt beim Kap S. Augustino Brasilien [Schlote, 137]
- 1500, 22. 04. Cabral betritt bei Porto Seguro Brasilien [Schlote, 137]
- 1502, 14. 08. Kolumbus betritt bei Kap Honduras Mittelamerika
- 1507, 25. 04. Waldseemüller-Weltkarte erscheint in Saint-Dié-des-Vosges; in den USA als „Geburtsurkunde“ Amerikas gesehen.

Kolumbus müsste bei dieser Auflistung eigentlich von vornherein ausscheiden, weil er sich auf keinem frisch entdeckten Kontinent, sondern in Zipangu (Japan) oder in China wählte, in freudiger Vorfremde auf das Erreichen Indiens. Aber auch wenn man diese seine Grundeinstellung ignoriert, hat er nach aktueller Sicht deutlich schlechtere Karten als noch unter Humboldt.

Alonso de Hojeda und Vespucci scheinen an der Orinoco-Mündung das Land betreten zu haben. Das ist aber wieder jene Gegend, an der Kolumbus 1498 gelandet sein soll [vgl. Illig/Mikolasch, 221].

Vicente Yanez Pinzón betrat Ende Januar oder Anfang Februar 1500 die brasilianische Küste. Er war der jüngere Bruder von Martin Alonso Pinzón, dem die Karavellen Niña und Pinta gehörten, die neben der Santa Maria die Flotille Kolumbus' bildeten, und der die Pinta selbst befehligte. Er war ein Handelsherr und Mitfinancier dieses Unternehmens war, starb aber früh.

Pedro Álvarez Cabral hat zwar 1500 das südamerikanische Festland betreten, hielt es aber für eine Insel, weshalb er zunächst die Benennung „Ilha da Vera Cruz“, also Insel des Wahren Kreuzes wählte [wiki ↔ Pedro Álvarez Cabral]. Da Pinzón vor Cabral an Land ging, „wäre [er] daher der eigentliche Erstentdecker“ [Butze, 156]. Aber der Gebrauch des Konjunktivs signalisiert, dass auch dieser Autor sich nicht sicher war.

Angesichts all dieser Unwägbarkeiten ist man versucht, Zuflucht bei Dante zu nehmen, der schon 1321 gestorben ist, aber im *Fegefeuer* [1:22] seiner *Göttlichen Komödie* bereits das Kreuz des Südens benennt.

„Dann rechts, des Südens's Pole zugekehrt,
Erblickt' ich eines Viergestirnes Schimmer,

Deß Anschau nur dem ersten Paar [Adam und Eva] gewährt.
Der Himmel schien entzückt durch sein Geflimmer.
O du verwaistes Land, du öder Nord,
Du siehst den Glanz der schönen Lichter nimmer!“

Also kannte man bereits damals das auffälligste Sternbild der südlichen Hemisphäre? Und glaubte, dass nach der Vertreibung aus dem Paradies kein Mensch mehr auf der Südhalbkugel lebte? Obwohl schon Virgil, Bonifaz und Papst Zacharias darüber gestritten haben sollen, ob dennoch existierende Antipoden, sprich Gegenfüßler vom Heilswerk Christi erfasst worden wären?

Beschränken wir uns auf das Sternbild. Seine frühe Beobachtung wäre nicht unbedingt verwunderlich, weil es nicht den Himmelssüdpol selbst besetzt, sondern entsprechend der Hinterachse des Großen Wagens, die auf Nordpol und Polarstern hindeutet, auf den Südpol weist, der in fünffacher Länge des Sternbilds entfernt liegt. Es ist nicht bei 90°, sondern bei 60° positioniert. Und es taucht bei der Fahrt gen Süden bald nach dem Untergang des Großen Wagens auf, wie Dante in direkter Fortsetzung ebenfalls weiß:

„Als ich darauf vom Viergestirne fort
Ein wenig hin zum andern Pole sah,
– Der Wagen war bereits verschwunden dort –“.

Üblicherweise wird unterstellt, dass dieses Sternbild der Antike bekannt war, weil es wegen der Präzession damals im Mittelmeerraum noch gesehen werden konnte [Schmidt]. Lief die Präzession drei Jahrhunderte kürzer, dann würde es sich bei Dante wohl doch um frühes Seefahrerwissen handeln.

Literatur

- Butze, Herbert (1962): *Die Entdeckung der Erde*; Gütersloh
- Dante († 1321): *Göttliche Komödie*, hg. von Rudolf Pfeifferer, übersetzt von Carl Streckfuß, 1876, Leipzig
- DePerico, Guy (1987): Römern fehlte Forscherdrang. Lange vor Kolumbus gelangten amerikanische Indianer nach Europa. Aber zur Entdeckung einer neuen Welt war man geistig noch nicht bereit; in *Brückenbauer*; Nr. 17 vom 22. 4.
- Humboldt, Alexander von (1836/37): *Kritische Untersuchungen über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt und die Fortschritte der nautischen Astronomie in dem 15ten und 16ten Jahrhundert*; Berlin
- Illig, Heribert / Mikolasch, Peter (2008): Von der unergründlichen Wahrheit. Amerika und Amerigo Vespucci; in *Zeitensprünge* 20 (1) 218-236
- Ingstad, Helge (1966): *Die erste Entdeckung Amerikas. Auf den Spuren der Wikinger*; Frankfurt a. M. (1965: *Vesterveg til Vinland*; Oslo)
- Schlote, Karl-Heinz (2002): *Chronologie der Naturwissenschaften*; Frankfurt/M.
- Schmidt, Maria (o.J.): *Das Kreuz des Südens. Geschichte des Sternbilds*;
<http://www.almanachdeutschesmuseum.de/KREUZ.htm>
wiki → Artikel unter den angegebenen Überschriften

Rubikon – wo der Würfel fiel

Ein politisches Kalenderblatt von Heribert Illig

Wenn ein Bundespräsident droht, den Rubikon zu überschreiten, ist das dann eine Kampfansage gegen ein Boulevardblatt oder gleich der Aufruf zum Bürgerkrieg?

Als Student war es mir herzlich gleichgültig, wo der Rubikon fließt, hielt ich ihn doch für ein eher mythisches Gewässer. Als ich dann reiseleitend durch Italien fuhr, fiel mir nördlich von Rimini ein entsprechendes Hinweisschild neben einem Bach auf, auf der Landkarte standen die Ortschaften Solignano Al Rubicone und Savignano sul Rubicone. Es gäbe ihn also doch, 'in Echt'?

Das ließ den nächsten Schreck ausbrechen: Wieso überschreitet Caesar den Rubikon von Italien nach Italien? Damals war mir noch nicht bewusst, dass das römische Kernland hier nur 300 km nach Norden reichte, dass die gesamte Po-Ebene zu Gallia cisalpina gehörte und damit Keltensland war. Sie sollen hier ab dem -5. Jh. gelebt haben, mit ihren Stämmen Boi, Carni, Cenomani, Insubri, Leponzi, Lingoni, Salassi, Senoni und Taurini [wiki → Gallia cisalpina]. Aber wo und wie weit? Die Senonen saßen auf ihrem Ager Gallicum, der bis fast nach Ancona reichte. Dort existiert noch heute die Hafenstadt Senigallia, Hinweis auf die einst ansässigen Kelten, nur gut 200 km in Luftlinie von Rom.

Demnach waren die Römer nicht seit 'ewigen Zeiten' die Herren über den fruchtbarsten Teil ihrer Halbinsel, im Gegenteil: Spät begannen die Republikaner, sich an der Ostküste nach Norden vorzukämpfen, eroberten -283 Senigallia und gründeten -268 die Kolonie Ariminum/Rimini. Dagegen ist die Eroberung des südlicher liegenden, griechischen Ancona erst später gelungen. Die -220 von Rom nach Rimini gebaute Via Flaminia erreicht deshalb nördlich von Ancona die Küste. Die Einnahme der fruchtbaren Po-Ebene begann -225 mit dem Sturm auf Mailand/Mediolanum. Zwei Jahre danach fiel Hannibal in Oberitalien ein. Nach seinem rätselhaften Angriff über die Alpen, -191, konnten die Römer dann die keltischen Bojer besiegen und damit die Unterwerfung von Gallia Cisalpina beenden. Diese Bezeichnung stammt aus der Zeit um -59, als Caesar diese Provinz, dazu Gallia Narbonensis und Illyricum erhielt. Im Jahr -49 wurde das Keltengebiet ein Teil Italiens, indem ihre Städte das römische Bürgerrecht erhielten. Das geschah aber erst, nachdem Caesar sich entschloss, den Rubicon zu überschreiten und in Italien einzumarschieren. Bürgerkrieg!

Ein Kleinkrieg wird heute noch geführt, wie das *SZ Magazin* flankierend zur bundespräsidialen Äußerung berichtete [für das Weitere: Walter]. Denn es gibt drei Parteien für drei Rubikone:

Voran die Mitglieder der *Rubiconia Accademia dei Filopatridi*, die in **Savignano sul Rubicone** tagen und sich auf die *Tabula Peutingeriana* berufen; sie zeige das Wort „Rubicu“ dort, wo Savignano heute liegt – eine mutige Behauptung, nachdem die Peutinger-Karte Entfernungen beliebig verzerrt, um ganz Italien als schmalen Streifen abbilden zu können. Eine römische Entfernungsangabe für die Distanz zwischen Rimini und Savignano nenne 12 Meilen, was leidlich passen würde. Keineswegs passt die antike Ortsbezeichnung „Ad confluentes“, weil hier kaum ein Fluss, geschweige denn zwei zu erkennen sind. Dieser Rubikon mündet zwischen Gatteo a Mare und San Mauro a Mare.

In **Calisele** lästern die Gegner: Jener Rubikon sei erst von Mussolini verfügt worden. In Wahrheit verberge sich hinter ihrem Bach, genannt Pisciatello, der wahre Rubikon; das beweise ihre Kirche, die seit dem 1. Jtsd. den Namen San Martino in Rubicone führe. Außerdem gebe es hier die *Associazione Culturale Pro Rubicone*, aber das ist vielleicht kein zusätzlicher Beweis.

„Zur Bekräftigung ihrer Ansprüche stellten beide Dörfer am Ufer ihres Baches jeweils einen Cäsar auf. Der in Savignano ist imposant und eine Kopie des Cäsars auf dem Kapitol in Rom. Der in Calisele ist zwar kleiner, »war aber zuerst da«. Außerdem: »Das Werk eines lokalen Künstlers. Nicht die Kopie einer Kopie!«“ [Walter, 35]

Rimini am nächsten liegt **Santarcangelo** am Uso. Dort ist Alfonso Marchi dank einer alten Karte überzeugt, dass Uso = Lusus und Rubikon identisch seien. Deshalb hat man hier einen Globus an den Bach gestellt, der 4 km von Rubikon 1 bei Igea Marina ins Meer mündet.

Die Straßenkarte gibt noch einen vierten Hinweis. Zwischen Cesena und Cesenatico verläuft die Via Cesenatico, die auf der halben Strecke von der **Via Rubicone** begleitet wird. So wird suggeriert, dass ein weiterer Rubikon direkt in Cesenatico ins Meer fließen könnte. Dieses Indiz wirkt allerdings nicht überzeugend, weil Cesena selbst am Savio liegt, der eindeutig weiter nördlich die Küste erreicht.

Vielleicht haben alle recht, weil auch eindeutige Wahrheiten mehrdeutig sein können.

„Letztlich könnte es sogar sein, dass alle Flüsse miteinander verwandt sind. Vor Cäsars Zeiten war hier ein Sumpfgebiet. Außerdem verschob sich der Lauf des Rubikons in den Jahrhunderten seit Cäsars Flussüberquerung durch Klimaveränderungen oder durch Menschenhand, damit er nicht über die Ufer trete“ [ebd.].



[wiki ↔
Rubikon]

Dann wäre hier einmal der Mensch gegenüber der Natur siegreich geblieben, denn keiner der drei Bäche sieht so aus, als könnte er unheilvoll ausbrechen. Dafür darf sich der Reisende freuen, dass er auf 10 km Autobahn den Rubikon gleich dreimal überschreiten kann, ohne dass auch nur ein Hupkonzert, geschweige denn ein Bürgerkrieg ausbricht.

Es wäre naheliegend, dass der winzige Rubikon der ebenso winzigen Repubblica di San Marino entspringt, deren Monte Titano sich gleich hinter Rimini auftrümt. Dort entspringen Ausa und Fiumicello, aber der Rubikon meidet die älteste bestehende Republik dieser Erde. Als ihr Gründungsdatum gilt offiziell der 3. September 301. Wenn ihr Namenspatron Marinus 366 stirbt, wird die Republik offenbar neuerlich gegründet. Für ihre weitere Existenz bürgt der uns bekannte Eugippius [Illig 2011],

„der in seiner um das Jahr 511 vollendeten *Vita Sancti Severini* auch von einem Mönch auf eben jenem Berg berichtete und das Gebiet schon damals als San Marino bezeichnete.“ [wiki ↔ San Marino]

Nur Karl der Große scheint Rubikon wie San Marino auf seinem Weg nach Rom links liegen gelassen zu haben. Aber was konnten Zeugnisse für die späteste römische Republik und ein blühendes Gemeinwesen als damals junge Republik einem zum Kaiser reifenden König schon anderes als ein Ärgernis bedeuten.

Literatur

Illig, Heribert (2011): Sieben Severine. Eine Zusammenschau; in *Zeitensprünge* 23 (3) 527-535

Walter, Andrea (2012): „Der Rubikon ist überschritten“ Klar, so ein Satz ist schnell auf die Mailbox gesprochen. Dabei kann nicht mal Christian Wulff sagen, wo genau der Fluss liegt. Eine Suche in Norditalien; in *Süddeutsche Zeitung Magazin*, Nr. 6, vom 10. 02., 32-35

wiki ↔ Artikel unter dem angegebenen Stichwort

Zur Datierung des Konstantinsbogens in Rom

Mathias Dumbs

Im vorigen Heft äußerte der Autor Zweifel an der tradierten Auffassung, dass der neben dem Forum Romanum errichtete Konstantinsbogen aus der Regierungszeit Kaiser Konstantins d. Gr. stammt. Anlass bildeten vielfache Auffälligkeiten am Bogen, die kaum zu einer Datierung des Bauwerks in das zweite Jahrzehnt des 4. Jh. passen. Zur Auflösung der Widersprüche wurde eine Zuschreibung des Bogens an die Renaissance erwogen, genauer eine Aufrichtung durch Papst Paul III. anlässlich des Besuchs Kaiser Karls V. von 1536 in Rom [ZS 3/2011, 591 ff.].

Nach Publikation seines Artikels ist der Autor auf die Monographie von Stefanie Brüggemann *Zur Rezeption von Triumphbögen in der italienischen Renaissancemalerei* von 2007 gestoßen. Das darin zusammengetragene Material zur Rezeption antiker Bögen vor allem in der Renaissance, das wesentlich auch dem Konstantinsbogen gilt, steht einer späten Aufrichtung des Bogens erst im 16. Jh. entgegen. Nach den von Brüggemann erwähnten Quellen muss die Aufrichtung des Bauwerks schon in der Spätantike erfolgt sein.

Die im Vorheft beschriebenen Unstimmigkeiten bleiben von dieser Erkenntnis jedoch unberührt. Eine Aufrichtung des Bogens schon im zweiten Jahrzehnt des 4. Jh., wie dies der traditionellen Überlieferung entspricht, erscheint daher weiterhin zweifelhaft, selbst wenn dadurch noch keine neue Zuschreibung sichtbar wird.

1. Keine literarischen Beweise für eine Errichtung in der Spätantike

Die gängige Datierung des Konstantinsbogens in die Spätantike lässt sich durch zeitgemäße Texte nicht stützen. Nach Coarelli [180] kommt der Konstantinsbogen in der antiken Literatur nicht vor. Die Regionarien des 4. Jh., eine Beschreibung der vierzehn augusteischen Regionen Roms, erfassen ihn nach Brüggemann [194; Zitat 15 mit Fn. 27] allenfalls mit der bloßen Auflistung der damaligen Bögen Roms als „arci marmorei XXXVI“, sechsunddreißig Marmorbögen.

Auch den Inschriften des Konstantinsbogens kann kein Datum für seine Aufrichtung entnommen werden.

So wird auf den großen Inschriftentafeln auf beiden Seiten der Attika auf kein konkretes geschichtliches Ereignis Bezug genommen [Dumbs 2011, 592 f.].

Die Widmung erfolgt allein dafür, dass der Kaiser mit seinem Heer den Staat an dem Tyrannen und seinen Anhängern rächte. Der Kaiser wird bloß als Imp(erator) Caes(ar) Fl(avius) Constantinus Maximus, als Kaiser Cäsar Flavius Constantinus Maximus beschrieben. Weitere Charakteristika zur Person, z.B. zum Vater wie bei den Bögen des Titus und des Septimius Severus in Rom oder dem Trajansbogen in Benevent fehlen.

Es existieren zwar weitere Inschriften des Bogens, die jedoch ebenfalls keine genauere Datierung zulassen. So befinden sich im mittleren Durchgang die Inschriften „LIBERATORI URBIS“ – dem Befreier der Stadt – und „FUNDATORI QUIETIS“ – dem Begründer des Friedens. Über den Tondi an der Nordseite steht links „VOTIS X“ und rechts „VOTIS XX“, über denen der Südseite links „SIC X“, rechts „SIC XX“ [Inschriften zitiert nach Brüggemann, 193, 295 m. Abb. 32, 314 m. Abb. 70, 364 m. Abb. 213; Stützer Abb. 65 nach S. 112; Coarelli, 182 f.].

Auch die Bedeutung der Angaben über den Tondi erschließt sich nicht von selbst. Coarelli [180] leitet aus denjenigen der Nordseite eine Weihe des Bogens am 25. Juli 315 ab. Brüggemann [193] gibt nur an, dass „die Mehrzahl der Forscher“ die Errichtung des Bogens in die Jahre 315/16 datiere. Die Datierung des Bogens ist also nicht unstrittig. Sie wird vielmehr im Wege der Interpretation aus Angaben gewonnen, denen die Eindeutigkeit fehlt.

2. Nachweise zur Existenz des Konstantinsbogens im Mittelalter

Präzisierte Nachweise für den Bogen findet Brüggemann im Mittelalter.

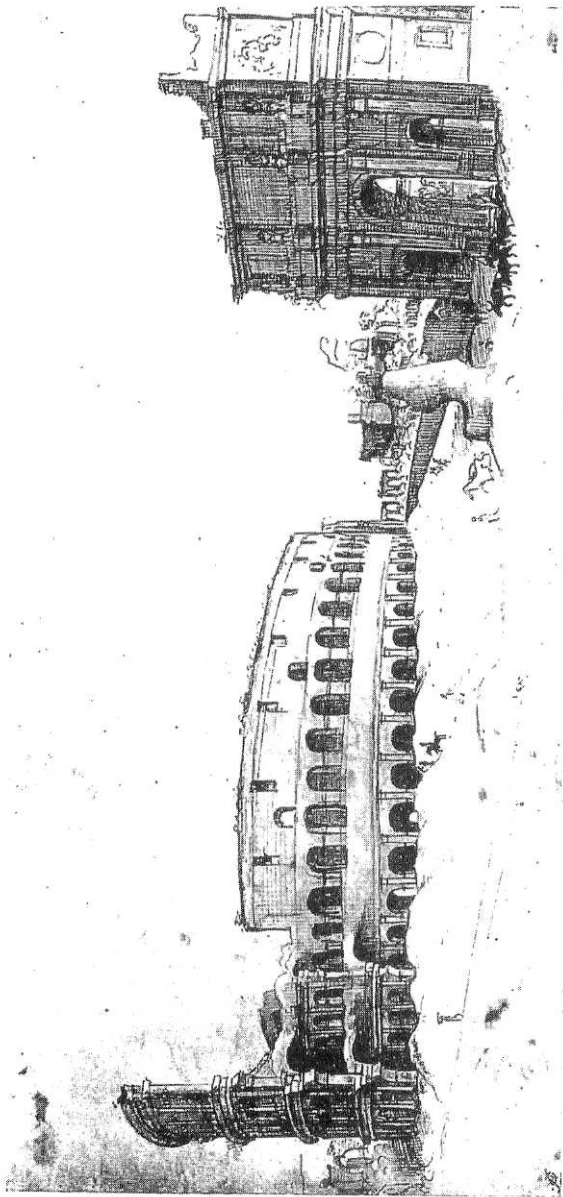
So zitiert sie aus den *Mirabilia urbis Romae*, einem Verzeichnis und einer Beschreibung der antiken Monumente und Sagen Roms aus dem 12. Jh., das in mehreren Varianten überliefert ist, eine Liste mit elf Triumphbögen, in der auch ein „arcus Constantini iuxta Amphitheatrum“, ein Bogen des Konstantin neben dem Amphitheater enthalten ist [Brüggemann, 16, 24 f., 182 m. S. 2, 194, das Zitat S. 25].

Unerläutert bleibt, welches Amphitheater des antiken Rom gemeint ist. Gregorovius [17] führt in seiner Beschreibung der Stadt auch ein „Amphitheatrum Castrense“ in der augusteischen 5. Region auf. Interessant wäre, ob das Kolosseum im 12. Jh. so bezeichnet worden ist, und falls ja, warum diese Bezeichnung dann in dem Text nicht verwendet worden ist. Vielleicht wurde seinerzeit das Kolosseum auch einfach nur „das Amphitheater“ genannt.

Die Inschrift des heutigen Konstantinsbogens wiederum ist nach Brüggemann [23, 194] schon im *Codex Einsidlensis* überliefert. Dieser wird herkömmlich auf das 9. Jh. datiert, also in die Phantomzeit. Er enthält ein Verzeichnis antiker und christlicher Monumente, eine Sammlung römischer Inschriften, ein Itinerar durch die Stadt Rom und eine Beschreibung der römischen Stadtmauer.



Pietro Perugino: Schlüsselübergabe an Petrus; rechte Wand der Sixtinischen Kapelle im Vatikan, gegen 1482 [wiki ↔ Perugino]



Konstantinsbogen an seinem Standort neben dem Kolosseum; Zeichnung von einem Unbekannten (Codex Escorialensis), 1506–1508 [Egger, 28 v]

Brüggemann lässt sich nicht entnehmen, dass diese Inschrift damals an dem Bogen angebracht war, der sich heute seitlich des Kolosseums erhebt. Allerdings spricht einiges dafür, dass mit dem Bogen des Konstantin neben dem Amphitheater der heutige Konstantinsbogen neben dem Kolosseum gemeint ist. Die im Codex Einsidlensis überlieferte Inschrift könnte schon damals an dem Bogen angebracht gewesen sein. Ein zwingender Beweis erscheint hierfür jedoch nicht erbracht.

3. Nachweise aus der Zeit der Renaissance

Gesicherte Nachweise zum Konstantinsbogen finden sich jedenfalls ab der Zeit der frühen Renaissance.

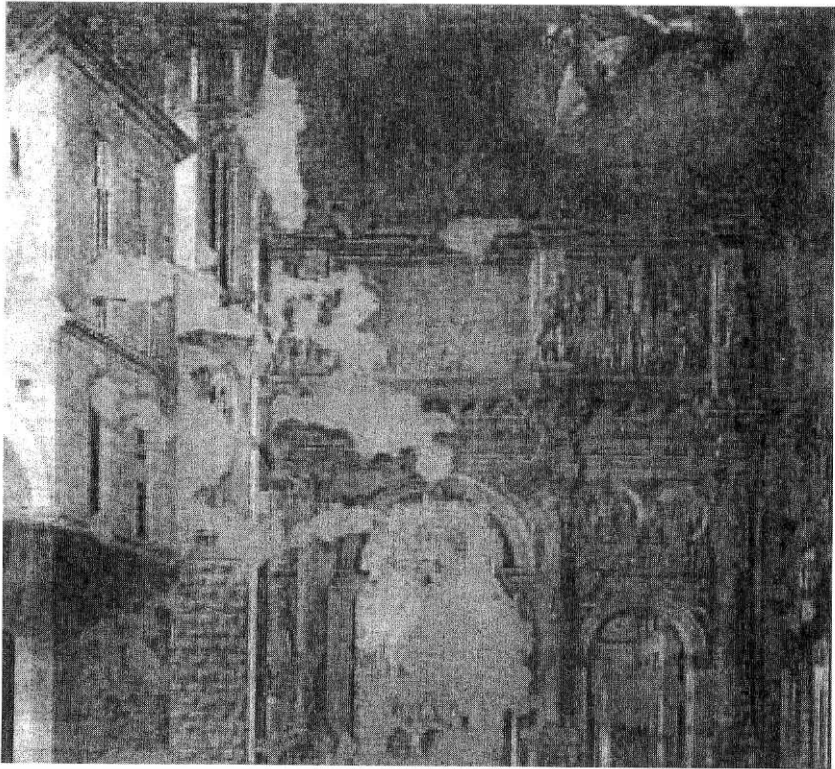
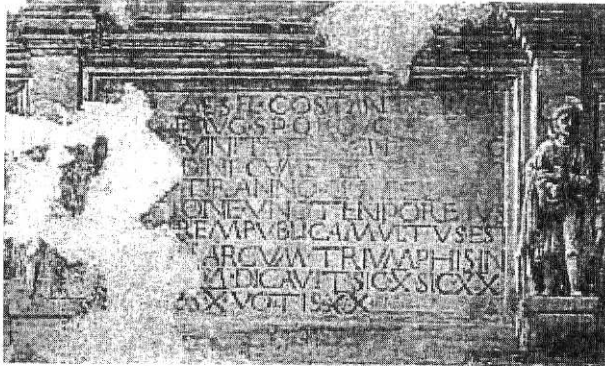
3.1 Bonfigli im Stadtpalast von Perugia

Der Bogen steht als Teil einer Stadtlandschaft eindeutig erkennbar im Hintergrund einer Szene aus der Ludwigsgeschichte, die die Priorenkapelle (Cappella dei Priori) im Stadtpalast (Palazzo Comunale) von Perugia, der Hauptstadt Umbriens, zielt (Abb. S. 23). Errichtet wurde die Kapelle 1429–43 zur privaten Andacht der Verwaltungsbeamten. Sie wurde von *Benedetto Bonfigli*, der ab 1450 in Rom im Vatikanischen Palast für Nikolaus V. tätig gewesen war, ab 1454 ausgemalt. 1461 war mit der Ludwigsgeschichte die erste Hälfte der Ausmalung abgeschlossen.

Auffällig ist an der Darstellung, dass sie den architektonischen Aufbau des Bogens sehr genau wiedergibt. Brüggemann hält fest, dass sich darin sogar einzelne Reliefs von der Nord- und Südseite des Bauwerks wiedererkennen lassen, die der Maler innerhalb einer insgesamt zutreffenden Gesamtarchitektur bloß nicht den richtigen Stellen zuordnete. Neben der Architektur und den Friesen gibt er außerdem die wichtigsten Inschriften des Bogens wieder.

Obwohl die Farbe an einigen Stellen abgeblättert ist, wird erkennbar, dass Bonfigli die Texte in ihrem Wortlaut exakt wiedergegeben hat. Nicht übernommen hat er deren genaue Anordnung im Raum. So füllt – ohne die Zeilenumbrüche des Originals – ein durchlaufender Text die Inschriftenzone der Attika. Die Aussagen SIC X SIC XX VOTIS X VOTIS XX hat Bonfigli diesem Text unmittelbar angehängt. Brüggemann geht davon aus, dass der Maler in Rom Zeichnungen des Bogens angefertigt hat, die jedoch unvollständig gewesen sein müssen, so dass er die Einzelszenen im Gesamtbau später aus seiner Erinnerung heraus anordnete [Brüggemann, 109 ff., 165, 314 m. Abb. 69, 365 m. Abb. 214; Kauffmann, 456 f.].

Insgesamt gibt das Bild den Bogen in seinem Gesamteindruck, seiner Dekoration und seiner Inschrift so getreu wieder, dass der wirkliche Bau dahinter verlässlich sichtbar wird. Der Konstantinsbogen muss somit in seiner heu-



Benedetto Bonfigli: Wunder des hlg. Ludwig, Priorenkapelle im Stadtpalast in Perugia, zw. 1454 und 1461, Ausschnitte mit Konstantinsbogen und dessen Inschriften [Brüggemann, 365, Abb. 214; 314, Abb. 69]

tigen Gestalt wohl schon gegen 1450, jedenfalls aber 1461 in Rom zu sehen gewesen sein.

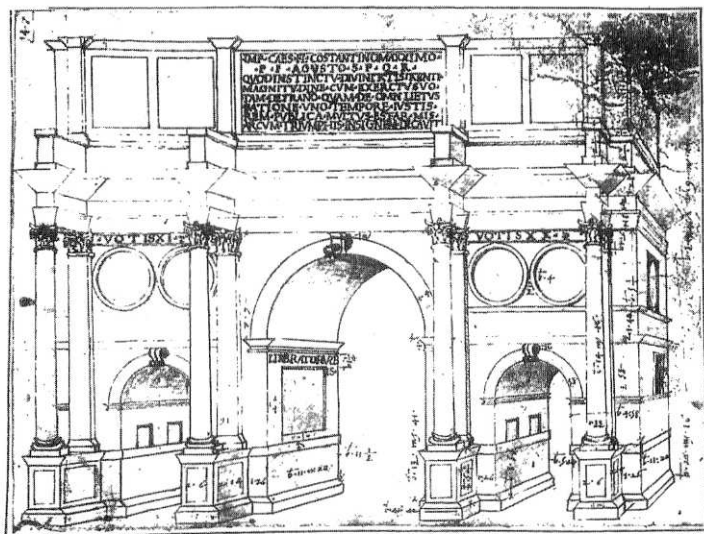
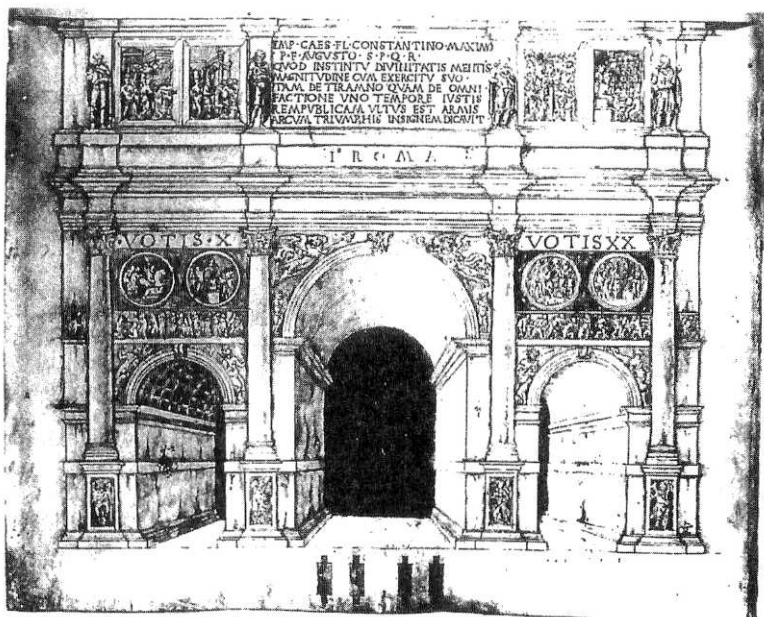
3.2 Die Sixtinische Kapelle im Vatikan

In besonders herausgehobener Form wurde der Konstantinsbogen gleich auf zwei Gemälden in der Sixtinischen Kapelle des Vatikan festgehalten. An den zugehörigen Bildzyklen, die die Seitenwände der Sixtina bedecken, arbeiteten verschiedene Maler von 1481 wohl bis 1483. Beide Darstellungen des Konstantinsbogens charakterisiert, dass sie im Interesse der zugehörigen Szenen teilweise frei über ihr Vorbild verfügen und dabei auch dessen Inschriften austauschen [Henze, 418; Brüggemann, 166 ff., 188 mit B. 12 u. B. 13].

Der Gemäldezyklus zur Linken führt Szenen aus dem Leben Mose vor. Für die zweite Szene von hinten, die Bestrafung der Rotte Korah, hat *Sandro Botticelli* den Konstantinsbogen zentral vor eine Meeresbucht gesetzt, aus der Berge aufsteigen (Abb. s. Titelbild). Zusätzlich zur ausgetauschten Inschrift nehmen – besonders auffällig – manche gefangene Daker vor der Attikazone um der Symmetrie willen eine veränderte Pose ein. Brüggemann ist zu entnehmen, dass Botticelli auch die angeblich konstantinischen Dekorationen des Bogens verändert hat, da er sie, wie andere seiner Zeitgenossen, als unästhetisch empfand. Den sonstigen figuralen Schmuck, also die klassischen antiken Spolien des Baus scheint der Maler, soweit verfügbare Abbildungen dies erkennen lassen, aus der Nordseite des Bauwerks sowohl in der szenischen Dekoration als auch in der Anordnung der Szenen im wesentlichen unverändert übernommen zu haben [Brüggemann, 40, 111 f., 131 f., 166 f., 218 m. Abb. 217].

Die rechte Wand der Sixtinischen Kapelle trägt einen ähnlichen Zyklus zum Leben Christi. Wiederum in der vorletzten Szene hat *Pietro Perugino* für eine Schlüsselübergabe an Petrus den Konstantinsbogen sogar verdoppelt dargestellt (Abb. S. 20). Der Maler übernimmt die architektonische Gliederung des heutigen Baus, um diesen dann frei um ein weiteres Geschoss zu ergänzen. Die Inschriften passt er dem Bildprogramm an. Nach Brüggemann stimmt der figurale Schmuck des gedoppelten Bogens mit demjenigen von Botticelli an der gegenüberliegenden Wand überein. Nur habe Perugino die Motive wegen des weiter verkleinerten Maßstabs stark vereinfacht. Der linke Bogen orientiere sich dabei direkt am Vorbild von der anderen Kapellenwand, der rechte gebe die gleichen Motive hingegen in veränderter Reihenfolge wieder. Auf den verfügbaren Abbildungen sind solche Details leider kaum zu erkennen [Brüggemann, 167 ff., 132, 318 m. Abb. 77, 366 m. Abb. 218 f.].

Beide Gemälde bestätigen, dass die Architektur des Bogens seinerzeit schon existierte und als besonders darstellungswürdig galt. Ein Beweis dafür, dass der Bogen damals seine heutige Aufschrift trug, lässt sich diesen Werken nicht entnehmen.



Giuliano da Sangallo: Zeichnung des Konstantinsbogens mit Inschriften, Codex Barberini, 1504–1507 [Borsi, 118] / Bernardo della Volpaia: Zeichnung des Konstantinsbogens mit Inschriften, Codex Coner, 1510–1515 [Günther, 176]

3.3 Architekturzeichnungen vom Beginn des 16. Jh.

Schließlich wurde der Konstantinsbogen besonders aussagekräftig in Architekturzeichnungen aus dem 1. und 2. Jahrzehnt des 16. Jh. dokumentiert.

So hat *Giuliano da Sangallo* in einem Zeichnungsbuch, genannt *Codex Barberini* (Abb. S. 25), das nach Brüggemann den Jahren 1504–07 entstammt, die Architektur und Dekoration des Konstantinsbogens einschließlich seiner Inschriften festgehalten [Brüggemann, 66; 185 m. Z 11, 295 m. Abb. 32]. Ein unbekannter Zeichner skizzierte seinerseits den Bogen an seinem Standort neben dem Kolosseum im sog. *Codex Escorialensis*, der auf 1506–08 datiert wird. Zugleich arbeitete er die architektonische Gliederung des Bauwerks heraus [Brüggemann, 185 m. Z 13, 295 m. Abb. 32]. In einem Zeichnungsheft aus den Jahren 1510–15, das als *Codex Coner* bekannt ist, beschränkte sich dann *Bernardo della Volpaia* konsequent auf den architektonischen Aufbau des Bogens (Abb. S. 25). In diesen setzte er an den zugehörigen Stellen die jeweiligen Inschriften ein [Brüggemann, 66, 185 m. Z 15, 195 m. Abb. 33]. Sowohl Giuliano da Sangallo als auch Bernardo della Volpaia gaben dabei die Inschriftentexte so sorgfältig wieder, dass sie sogar die Zeilenumbrüche vom Original übernahmen. Beide ordneten insbesondere auch die im Vergleich zu den anderen Zeilen kürzere mit den Worten „P F AUGUSTO S P Q R“ im Schriftfeld richtig an [Brüggemann, 351 m. Abb. 159, 352 m. Abb. 164].

Diese Zeichnungen bestätigen in zuvor ungekannter Genauigkeit, dass der Konstantinsbogen schon im 1. Jahrzehnt des 16. Jh. seine heutige Gestalt besessen hat. Daneben gibt der *Codex Escorialensis* den Bogen eindeutig neben dem Kolosseum wieder und bezeugt hierüber seinen Standort verlässlich. Der Zusammenschau der drei Zeichnungen lässt sich somit schon für die ersten zwei Jahrzehnte des 16. Jh. die heutige Gestalt und der heutige Standort des Konstantinsbogens sicher entnehmen.

4. Schlussfolgerungen auf die Entstehungszeit des Bogens

Sowohl die zwei Architekturzeichnungen aus den ersten zwei Jahrzehnten des 16. Jh., als auch das Gemälde Bonfiglis im Stadtpalast von Perugia gegen 1460 bestätigen die Architektur des Bogens mitsamt seiner Inschrift schon vor dem Sacco di Roma von 1527. Dasselbe gilt für die Lage des Bogens neben dem Amphitheater, die eine Zeichnung aus dem 1. Jahrzehnt des 16. Jh. festhält. Diese Darstellungen lassen keinen Zweifel daran, dass nicht erst Papst Paul III. das Bauwerk 1536, neun Jahre nach dem Sacco, hat aufrichten lassen. Ausgeräumt wird dadurch auch die Überlegung, dass er den Bogen von *Michelangelo* aus Spolien hätte „komponieren“ lassen.

Vorstellbar bleibt allerdings weiterhin, dass Paul III. den Bogen zu propagandistischen Zwecken benutzte, um Kaiser Karl V. auf Grenzen in seiner

Herrschaft hinzuweisen. Vielleicht weil der Bogen hierzu geeignet war, ließ der Papst die ihn umgebende Festung der Frangipani niederlegen.

Weiter kann auch eine Aufrichtung des Konstantinsbogens im Mittelalter ausgeschlossen werden. Dieser weist keinerlei mittelalterliche Stilmerkmale auf; andere Bauwerke fehlen, für die gesichert feststände, dass im Mittelalter in römischer Manier gebaut wurde. Üblich war hingegen, dass antike Spolien für Bauten im eigenen Zeitstil verwendet wurden. Auch die von Brüggemann zusammengetragene Überlieferung zum Konstantinsbogen im Mittelalter spricht dafür, dass dieser Bogen schon im 12. Jh. neben dem Kolosseum gestanden hat und damals schon seine heutige Inschrift aufwies. Hieran setzt dann die gesicherte Überlieferung ab der Mitte des 15. Jh. an.

Raum für die Entstehung des Konstantinsbogens bleibt somit nur vor dem Mittelalter, also in der Spätantike.

5. Im Vorheft herausgearbeitete Auffälligkeiten des Bogens

Auch wenn die Entstehungszeit des Konstantinsbogens auf die Spätantike eingrenzbar ist, bestätigt dies noch nicht die tradierte Aufrichtung des Bogens schon zu Beginn des 4. Jh. Die zuletzt geäußerten Zweifel daran, dass das heutige Bauwerk schon während der Regierungszeit Kaiser Konstantins I. aufgerichtet wurde, bleiben hiervon unberührt [Dumbs, 591 ff.]:

Erstaunlich ist, dass der Bogen zu einem Zeitpunkt, in dem die spätantike Architektur gerade noch in voller Blüte stand, mit Friesen verziert worden sein soll, die anderen spätantiken Bauten entstammen. Einerseits würde dies einen Verfall vorhandener Bauten voraussetzen, der so zu dieser Zeit noch nicht eingesetzt haben dürfte, andererseits stände die wenig repräsentative Wirkung eines solch gestückelten Bauwerks in Zeiten, in denen das Bauen auf Spolienbasis noch unüblich war, in Widerspruch zum Zweck des Bogens. Weiter fiel der literarisch-blumige Charakter der Inschrift auf, der nicht zum technisch-administrativen Inschriftenstil sonstiger antiker Bögen passt. Der Text bleibt ungewöhnlich vage; aus sich heraus gelingt seine Datierung nicht. Am Ende der Inschrift wird dagegen überflüssigerweise der Vorgang der Widmung erwähnt. In stilistischer Hinsicht frappierte die ungewöhnliche formale Durchdringung der Bogenarchitektur in der Horizontalen und Vertikalen, die in der Renaissancezeit Begeisterung auslöste und den Autor eine Datierung des Bogens in diese Zeit erwägen ließ. Die Gliederung steht im Gegensatz zu anderen antiken Bögen, die eher additiv aus getrennten Bauteilen zusammengesetzt sind. Schließlich erstaunte die Lage des Bogens seitlich neben dem Forum Romanum beim Kolosseum.

6. Schlussfolgerungen auf die Datierung des Bauwerks

Diese Argumente nähren weiterhin Zweifel daran, dass der Konstantinsbogen schon im zweiten Jahrzehnt des 4. Jh. entstanden ist. Die besonders weitreichende Verwendung von Spolien, die das Bauwerk vor anderen Bögen auszeichnet, würde auf eine Errichtung in Zeiten hindeuten, in denen der Zerfall Roms weiter fortgeschritten war. Die vagen Inschriften des Konstantinsbogens lassen Raum auch für eine spätere Aufrichtung.

Literatur

- Borsi, Stefano (1985): *Giuliano da Sangallo. I disegni di architettura e dell'antico*; Rom
- Brüggemann, Stefanie (2007), *Zur Rezeption von Triumphbögen in der italienischen Renaissancemalerei*,
<http://edoc.hu-berlin.de/dissertationen/brueggemann-stefanie-2007-11-14/PDF/brueggemann.pdf>
- Bussagli, Marco (1999): *Rom. Kunst & Architektur*; Köln
- Coarelli, Filippo (2000), *Rom, Ein archäologischer Führer*, neubearbeitet von Ada Gabucci, übersetzt von Agnes Allroggen-Bedel und Michaela Heissenberger, Mainz
- Dumbs, Mathias (2011), Fragen zum historischen Gehalt der Figur Kaiser Konstantins d. Gr., in *Zeitensprünge* 23 (3) 581-610
- Egger, Hermann (Hg. 1905, zusammen mit Hülsen, Christian und Michaelis, Adolf): *Codex Escorialensis. Ein Skizzenbuch aus der Werkstatt Domenico Ghirlandaios*; Wien
- Günther, Hubertus (1988), *Das Studium der antiken Architektur in den Zeichnungen der Hochrenaissance*, Tübingen
- Henze, Anton, unter Mitarbeit von Nash, Ernest und Sichtermann, Hellmut (1981), *Rom und Latium, Reclams Kunstführers Italien*, Stuttgart
- Kauffmann, Georg (1987), *Emilia-Romagna, Marken, Umbrien, Baudenkmäler und Museen, Reclams Kunstführer Italien*, Stuttgart
- Stützer, Herbert Alexander (1987), *Das antike Rom, Die Stadt der sieben Hügel: Plätze, Monumente, Kunstwerke. Geschichte und Leben im alten Rom*, Köln
- Wikipedia ↔ genannte Stichworte der deutschen Ausgabe

Mathias Dumbs, 78166 Donaueschingen, Am Schellenberg 1

Die Kaiserliste

Die Sicht um 1500, um 1150 und davor

Heribert Illig

Wie lange ist eigentlich die römische Kaiserreihe in der Form bekannt, in der wir sie kennen? Wie steht es um den Übergang bei 230, von dem noch nicht klar ist, wer und wie viele danach eigentlich geherrscht haben, um die Übergänge bei 30 und 614 sowie schließlich um den Übergang von den Karolingern hin zu den Ottonen, um 911? Dies soll näher beleuchtet werden.

Wer dem Zeit-Roman von Monaldi & Sorti liest (s. S. 171), begegnet immer wieder *Joseph Justus Scaliger*, dem von Gegnern unterstellt wird, seine große weltgeschichtliche Chronologie zu bösen Teilen selbst erfunden zu haben. Das ist nicht auszuschließen, versuchte er doch in *De emendatione temporum*, 1583, vor Römern und Griechen auch Babylonier, Perser, Israeliten und Ägypter in die Weltchronologie zu integrieren. Welche Unterlagen hätten ihm damals weiterhelfen können, als noch keine Hieroglyphen-Inschrift, keine Keilschrifttafel übersetzt war? Nur die eigene Phantasie. Aber war wenigstens die europäische Geschichte damals abgesichert?

Wir gehen von Scaliger weitere 440 Jahre zurück und stoßen auf *Otto von Freising*. Der Bischof hat als Historiker, Königsbruder und Kaiseronkel bis 1146 eine Weltchronik geschrieben, die vom Anbeginn der Zeiten bis in die unmittelbare Gegenwart reicht: *Chronica sive Historia de duabus civitatibus*, d. h. *Chronik oder Die Geschichte der zwei Staaten* [= F. für Otto von Freising]. Das Werk „gilt als ein Höhepunkt der mittelalterlichen Weltgeschichtsschreibung“ [F., xiii]. Dabei hatte er über die reine Berichterstattung hinaus das Ziel, die Entwicklung zweier Reiche darzustellen: das Anwachsen des Reiches Gottes bei gleichzeitigem Rückgang des weltlichen Reiches.

Als Christ beginnt er mit Adam, doch ohne Eva zu nennen [F, I: 1 f.], und beschäftigt sich vage mit Babyloniern, Medern, Persern, bevor er zu Griechen und Römern kommt. Ab da hält er fest, wie die kaiserliche Macht von Rom auf Griechen (= Byzantiner), Franken, Langobarden und wieder Franken übergeht [F., Vorwort, S. 14 f.]. Jahreszahlen gewann er aus der Bibel: So wird Rom 4.484 Jahre nach Adam gegründet [F., II: 3], Jesus 5.500 Jahre nach Schöpfung geboren [F., III: 6]. Bei den Assyryern kann sie ihm nicht helfen: der Katalog ihrer 36 Könige bleibt ohne Jahreszahlen [F., I: 33].

Nachfolgend Ottos Kaiserliste:

1	Augustus	R	-42 / -42	0	[F., III,1] ab Schlacht von Philippi
2	Tiberius	R	15 / 14	+1	[,09]
3	Caligula	R	39 / 37	+2	[,12]
4	Claudius	R	43 / 41	+2	[,13]
5	Nero	R	57 / 54	+3	[,15]
6	Galba	R	/ 68		[,17] Otho, Vitellius
7	Vespasian	R	/ 69		[,17]
8	Titus	R	/ 79		[,18]
9	Domitian	R	83 / 81	+2	[,19]
10	Nerva	R	149 / 96		[,19] <i>zwischen 98 und 159 datiert</i>
11	Trajan	R	/ 98		[,20]
12	Hadrian	R	118 / 117	+1	[,21]
13	Antoninus Pius	R	139 / 138	+1	[,23] mit Söhnen
14	Verus	R	162 / 161	+1	[,24] mit Mark Aurel
15	Commodus	R	181 / 180	+1	[,25] Cassius
16	Helvius Pertinax	R	/ 192	+3	[,26] Julianus
17	Sept. Severus	R	195 / 193	+2	[,27] Didius, Pescennius
18	Caracalla	R	213 / 211	+2	[,28] Clodius
19	Macrinus	R	/ 217		[,28] [Geta ungenannt]
20	Elagabal	R	221 / 218	+3	[,29]
21	Sev. Alexander	R	225 / 222	+3	[,30]
22	Maximinus Thrax	R	238 / 235	+3	[,31]
23	Gordian	R	241 / 238	+3	[,32]
24	Philippus	R	247 / 244	+3	[,33] Philipp Arabs, [Gordian II./III.]
25	Decius	R	253 / 249	+4	[,34]
26	Gallus	R	255 / 251	+4	[,35 f.] Volusianus [Hostilian]
27	Valerian/Gallienus	R	259 / 253	+6	[,37] Germaneneinfall, Postumus
28	Claudius II.	R	274 / 268	+6	[,38]
29	Aurelian	R	276 / 270	+6	[,39] Quintillus, Tetricus
30	Tacitus	R	281 / 275	+6	[,40] Florianus
31	Probus	R	281 / 276	+5	[,41]
32	Carus	R	288 / 282	+6	[,42] Numerianus
33	Diokletian	R	290 / 284	+6	[,43] Carinus, Carausius, Maximian
34	Konstantin I.	B	311 / 306/312		[,44; IV,1] Maxentius
35	Konstantin II.	B	341 / 337	+4	[IV,6] Constans, Konstantin
36	Julian	B	364 / 361	+3	[,10]
37	Jovian	B	366 / 363	+3	[,11]
38	Valentinian I.	R	367 / 364	+3	[,12] Valens
39	Valens	B	378 / 364	+14	[,15] Gratian, Valent. II., Theodosius
40	Gratian/Valent.	R	383 / 383/392		[,17] Maximus
41	Theodosius I.	BR	388 / 379/394		[,18] Valentinian
42	Honorius	R	399 / 395	+4	[,19] Arkadius
43 !	Honorius	R	412 / 395	+17	[,21] (<i>Doppelzählung</i>)
44	Theodosius II.	B	427 / 408	+19	[,23] Johannes, Valentinian
45	Valentinian III.	R	/ 425		[,24; ,26]
46	Marcian	B	453 / 450	+3	[,26]
47	Leo I.	B	460 / 457	+3	[,29] Leo, Majorian, Severus
48	Zeno	B	476 / 474	+2	[,30] Nepos, Augustulus

49	Anastasius I.	B	491 / 491	0	[V,2]
50	Justin I.	B	519 / 518	+1	[,3]
51	Justinian	B	527 / 527	0	[,4]
52	Justin II.	B	567 / 565	+2	[,5]
53	Tiberius	B	576 / 574	+2	[,6]
54	Mauricius	B	583 / 582	+1	[,7]
55	Phokas	B	603 / 602	+1	[,8]
56	Heraklius	B	612 / 610	+2	[,9]
57	Konstantinus	B	639 / 641	-2	[,10] Herakleonas
58	Konstans II.	B	642 / 641	-1	[,11] Mitius
59	Konstantin IV.	B	670 / 668	+2	[,12] Heraklius, Tiberius
!	Leo	B	687 / 695	-8	[,13] Justinian II. wird von Leo abge-
!	Tiberius	B	700 / 698	+2	[,13] setzt, der von Tiberius und der
61	Justinian II.	B	697 / 705	-8	[,13; 14] vom ein 2. Mal reg. Justinian
63	Philippikus	B	713 / 711	+2	[,15]
64	Anastasius II.	B	714 / 713	+1	[,16]
65	Theodosius III.	B	717 / 715	+2	[,17]
66 !	Leo III.	B	718 / 716	+2	[,18]
67 !	Konstantin V.	B	742 / 741	+1	[,19]
66 !	Leo IV.	B	776 / 775	+1	[,27] (Nr. 66 und 67 von Otto doppelt
67 !	Konstantin VI.	B	781 / 780	+1	[,28] vergeben!)
!	(Irene)	B	/ 797		[,29] (Nr. nicht vergeben)
69	Karl d. Gr.	F	801 / 800	0	[,31]
70	Ludwig I.	F	815 / 814	+1	[,33] Lothar
71	Lothar I.	F	841 / 840	+1	[VI,1]
72					(Nr. keinem Kaiser zugeordnet)
73	Ludwig II.	F	855 / 850	+5	[,02]
74	Karl d. Kahle	F	874 / 875	-1	[,06]
75	Karl d. Dicke	F	881 / 885	-4	[,08]
76	Arnulf	F	/ 896		[,13, 22]
(76)	Lambert	L	/ 892		[,12] (ab hier die römische Zählung)
77	Ludwig III.	F	/ 901		[,22]
78	Berengar I.	L	/ 915		[,22]
79	Berengar II.	L			[,22]
80	Hugo	F	/ 926		[,22]
81	Berengar III.	L			[,22]
82	Lothar	F	/ 931		[,22]
83	Berengar IV.	L	/ 951		[,22] Albert
84	Otto I.	D	964 / 962	+2	[,22] (77 nach anderer Zählung)
85	Otto II.	D	975 / 973	+2	[,25]
86	Otto III.	D	984 / 983	+1	[,26]
87	Heinrich II.	D	1001 / 1002	-1	[,27]
88	Konrad II.	D	1025 / 1024	+1	[,28]
89	Heinrich III.	D	1040 / 1039	+1	[,32]
90	Heinrich IV.	D	1047 /		[,33]
(91	Heinrich IV.)	D	1057 / 1056	+1	[,34] Dublette zu Nr. 90
92	Heinrich V.	D	1106 / 1106	0	[VII,11]
93	Konrad III.	D	1137 / 1138	-1	[,34]

Otto hatte einen starken Hang zum Rubrizieren: Ab Augustus, der ihm als Kaiser doppelt wert ist, weil unter ihm Jesus Christus geboren worden ist, erhält jeder Potentat eine Ordnungszahl innerhalb der Kaiserreihe. Diese Liste wird hier nachvollzogen mit:

- Ordnungszahl und Name,
- Herkunft (Byzantiner, 'Deutscher', Franke, Langobarde, Römer),
- Jahr des Regierungsantritts laut Otto,
- dito gemäß Matz: *Wer regierte wann?* 2001 und Differenz in Jahren,
- Buch-/Kapitelangabe der Otto-Ausgabe von Lammers/Schmidt.

Souverän schlägt Otto eine klare Schneise durch die unübersichtliche Historie, die seine Rubrizierung mit Doppel- und Dreifachpotentaten, Usurpatoren oder Mitregenten ziemlich behindert. Er meistert diese Schwierigkeiten, indem er im Zweifelsfall einem gleichzeitig erhobenen Potentat die Ordnungszahl verweigert, genauso wie ephemeren Gestalten. So wird zwar der Philosophenkaiser Mark Aurel im Text genannt, doch die Ordnungszahl erhält der mit ihm inaugurierte Lucius Verus, obwohl der kürzer lebte und Mark Aurel ab 169 Alleinherrscher war. Die Mitregentschaft seines Sohnes Commodus wird übergangen; er rückt erst mit dem Tod Mark Aurels in die Liste ein.

Dieser Handhabe und der daraus entstandenen Reihe folgend, überqueren wir von Augustus kommend Heinsohns erstes Schicksalsjahr 230, ohne irgendeine Verwerfung festzustellen. Unter den Soldatenkaisern ist Philippus Arabs dem Bischof wichtig, gilt er ihm doch (wegen seiner Christenfreundlichkeit, so der Kommentar) als erster christlicher Kaiser [F., III: 33]. Aber auch er steht nur im zweiten Glied, erhält doch sein Vater Philippus die laufende Zahl 24, weil sie gemeinsam die Regierung übernommen haben. Ganz übergangen werden so die Kaiser Gordian II., III. sowie Pupienus. Auf diese Weise verkürzt sich die nummerierte Reihe der Soldatenkaiser von der – mit Gegenkaisern, Kaisern des Gallischen Sonderreichs und anderen Usurpatoren – stattlichen Zahl 70 [Demandt, 21] über 49 [wiki ↔ Soldatenkaiser] und 23 [Matz, 39] auf 11 Nummerträger bei Otto. Aber die Zeitspanne ist fast korrekt getroffen: 52 gegenüber 50 Jahren.

Der uns allen geläufige Romulus Augustulus, 476 von Odoaker abgesetzt, spielt für Otto keine wesentliche Rolle, weil er bereits ab Konstantin d. Gr. mit wenigen Ausnahmen der byzantinischen Reihung folgt. So bedeutet der Untergang Westroms keinen wirklichen Bruch: Odoaker setzt Romulus ab und teilt Kaiser Zenon mit, es brauche für den Westen keinen Augustus mehr. Sein Heer wählt ihn als rex Italiae, während für Zenon weiterhin Julius Nepos der legitime Kaiser im Westreich bleibt. Aber Zenon spricht Odoaker als Patricius an, akzeptiert ihn also als Regent. Bei Zenon stimmt im Übrigen Ottos Rechnung aufs Jahr mit der heutigen überein.

Auch Heinsohn zweites Schicksalsjahr, 300, als Beginn der verdoppelten Phantomzeit, ist genauso wie das Startjahr der 'normalen' Phantomzeit, 614, in Ottos Liste nicht zu erkennen. Diokletian regiert in vertrauter Manier; und Heraklius, von Otto für 612–639 angesetzt, regiert 4 Jahre kürzer als aus heutiger Sicht, das ist die einzige Differenz. So läuft Ottos Rechnung weiter bis zu einem bekannten Datum und zu einer verblüffenden Volte. Karl d. Gr. wird im Jahr 801 (= Weihnachten 800) der „69. Herrscher von Augustus an“.

„Dadurch wurde die Regierung des römischen Reichs, deren Sitz von Konstantin bis zu diesem Tage die Kaiserstadt, d.h. Konstantinopel, gewesen war, auf die Franken übertragen“ [F, V: 31].

Anders als wir Heutigen war also der Kaiseronkel der Meinung, dass mit der Krönung Karls nicht das weströmische Reich wiederbelebt wurde, weil es eigentlich damals als Teil des Gesamtreiches gar nicht untergegangen war. Vielmehr wurde die Macht der Oströmer auf die Franken übertragen. Deshalb kommen ab diesem Moment die byzantinischen Kaiser nicht mehr in der Liste vor; er berichtet trotz seines weltgeschichtlichen Anspruchs nicht mehr über sie. So fehlt u. a. der für uns wichtige Konstantin VII. Porphyrogennetos. So könnte die Intention des Großen Morgenländischen Schisma von 1054 gelaftet haben: Byzanz ins Vergessen stürzen. Das war noch das Motto des Schulunterrichts, wie ihn der Verfasser genossen hat. (Es herrschte in Rom Sedisvakanz, als Humbert von Silva Candida den Patriarchen von Konstantinopel – im Grunde die gesamte Ostkirche – exkommunizierte; dieser Kirchenausschluss und der darauf erfolgende Gegenabschluss sind erst 1965 von Papst und Patriarch aufgehoben worden).

Direkt vor Karl gibt es eine weitere Volte: Otto hat die Nummer 68 freigelassen. Sie stünde Kaiserin Irene zu, die Otto als mögliche Gattin Karls erwähnt und für die er den Platz freihält, aber sie am Platznehmen hindert. Wenn ein Bischof nicht einmal das Wort „Eva“ in seiner Chronik duldet ...

Die Karolinger und Langobarden werden zum großen Problem für Otto und zeigen, dass es bis ins 12. Jh. hinein nicht gelungen ist, die Karolinger sinnvoll und widerspruchsfrei zu integrieren. Ottos Hauptversion ist der Liste zu entnehmen; hier die heutige Sicht, wobei es jeweils um die Zeit ab der Kaiserkrönung geht:

Ludwig d. Fromme	814–840	Wido v. Spoleto	891–894
Lothar I.	840–855	Lambert	892–898
Ludwig II.	850–875	Arnulf	896–899
Karl II. d. Kahle	875–877	Ludwig (III.) d. Blinde	901–928
Karl III. d. Dicke	881–888	Berengar I. v. Friaul	915–924

Erstaunlich genug: Es gibt selbst heute noch Unstimmigkeiten. Im Gegensatz zu *Wikipedia* [→ Liste der römisch-deutschen Herrscher] gesteht Matz [2001, 222] Karl

dem Dicken die Kaiserwürde nicht zu, obwohl es Rudolf Schieffer [1992, 178, 249] besser gewusst hat.

Die wirklichen Unterschiede: Otto vergibt die Nrn. 66 und 67 doppelt, weil er die Dopplung von Leo und Konstantin während der Zeit von Pippin und Karl d. Gr. ignoriert. Dafür bleibt Nr. 72 frei, was das geringste Malheur wäre. Aber zwischen Karolingern und Ottonen gibt es zwei chronologische Versionen: die kurze, Otto eigentlich genehme, und die römische Version, bei der an Stelle von Arnulf (Nr. 76) gleich acht Franken- und Langobardenkaiser treten (wobei letztere ebenfalls Franken und den Karolingern angesippt sind). Hier gerät die Weltgeschichte aus den Fugen; er selbst kennt den Grund:

„In einigen Werken über die römische Geschichte wird, wie ich festgestellt habe, nach Karl III., als wäre die Kaiserwürde von den Franken auf die Langobarden übergegangen, Arnulf im Verzeichnis der Kaiser nicht aufgeführt, während Ludwig und die übrigen nach ihm unter den Kaisern genannt sind. Andere führen Arnulf im Verzeichnis auf und nennen alle diejenigen, die nach ihm bis zu Otto in verwirrendem Durcheinander regierten, nicht Kaiser und Augusti, sondern Usurpatoren und Angusti [Engstirnige]“ [F., VI, 13].

„Es war denen zufolge, die Arnulf im Verzeichnis aufführen und die Herrscher, die inzwischen in Italien regiert hatten, ausschließen, der 77. Kaiser, nach den Römern dagegen der 84.; diese lassen nämlich Arnulf weg, rechnen aber Ludwig, die beiden Berengare, Hugo, Berengar, Lothar und Berengar nebst seinem Sohn Albert, obwohl ihre Regierung ganz obskur blieb, mit zu den Kaisern“ [F., VI: 22].

Es sieht also so aus, dass zu Zeiten Bischofs Otto die Römer, sprich die Macht im Lateran, die Langobarden weit über Gebühr aufblähte. Zeit für sie gab es dennoch keine, da Konrad I. und Heinrich I. – für uns die Zeit von 911 bis 936 – Otto geläufig und berichtenswert sind. Indem sich Bischof Otto zwangsläufig der kirchlichen Meinung anschließt, führt er in seiner Kaiserliste Arnulf nicht (als König lässt er ihn gelten [F., VI: 13]), die vielfachen Berengare hingegen schon. Es gab also ein Wissen darum, dass einmal ein Lombarde – Langobarde kommt als Bezeichnung zu spät – zum Kaiser gekrönt und gesalbt worden ist. Dieser Berengar hatte jenen Ludwig blinden lassen, der selbst „König der Langobarden“ gewesen und Kaiser war, worauf es neun Jahre lang zwei Kaiser gab! Als positives Pendant saßen unmittelbar davor Wido und sein Sohn Lambert zusammen auf dem Kaiserthron; letzterer hatte es drei Jahre lang mit Arnulf als Gegenkaiser zu tun. Otto wählte diese Kaiserreihe, obwohl er dem Geschehen deutlich näher stand als wir. Hier konnten zwei Stückelungen nicht aufeinander abgestimmt werden.

Die Sicht am Ende des 15. Jh.

350 Jahre später war die Sicht keine wesentlich andere, wie wir aus *Hartmann Schedels Buch der Chroniken und Geschichten* erfahren, das 1493 als Spitzenleistung damaligen Buchdrucks erschienen ist. Auch hier versucht der Autor, die Reihe der römischen und späteren Kaiser durchzunummerieren. Doch es gelingt ihm nicht. Schon Position 2 ist eine andere, denn nun wird Mark Anton zusätzlich als Kaiser gezählt. Die bei Otto von Freising genannten, aber nicht gezählten Titelträger Otho und Vitellius erhalten die Nummern 8 und 9. Damit trägt Antoninus Pius nicht mehr die Nr. 13, sondern bereits Nr. 16 und damit die letzte vergebene Nummer in Schedels Aufstellung. Allzu schwierig wird ihm das Vorhaben, jeden Kaiser – vielleicht nur Gegenkaiser oder nur nominell ernannt – ‘auf die Reihe’ zu bringen.

Doch es gibt eine fast paradoxe Neuerung. Während der Geistliche gar nicht erst versucht hat, die Päpste seiner Kirche in Reih und Glied zu bringen, führt der profane Nürnberger die Liste der Kaiser und die der Päpste parallel auf jeweils einer Doppelseite. Nur die Stellvertreter Christi kommen in den Genuss, durchwegs nach Christi Geburt datiert zu werden. Kaiser erhalten diese Datierungen erst ab Leo IV., ab 777.

350 Jahre nach Bischof Otto besteht noch immer Unklarheit darüber, wie die Verbindung von den Karolingern zu den Ottonen herzustellen ist. Noch immer werden vier Berengare geführt, dazu Lothar II., Rudolph und der Berengar-Sohn Albert. Danach schwanken die Jahreszahlen noch immer um bis zu zwei Jahre. Für Otto I. steht korrekt 962 als Jahr der Kaiserkrönung, nach ihm wäre Otto II. zwei Jahre später als aus heutiger Sicht Regent geworden. Friedrich I. wäre 1053 an die Macht gekommen, ein Jahr später als aus heutiger Sicht. So bestätigt sich die nüchterne Erkenntnis, dass die uns vertrauten Regentenlisten mitsamt ihren Datierungen erst sehr spät fixiert werden konnten.

Als symptomatisch kann die Reihe der bayerischen Herzöge gelten. Sie beginnt irgendwann im 6. Jh. und endet 788, wenn Tassilo III. ins Kloster geschickt wird; mehr kann von ihr selbst dann, wenn man die Phantomzeit als real ansieht, nicht mit einem gewissen Anspruch auf Wahrheit ausgesagt werden. Im 14. Jh. standen 14 Agilolfinger zu Buche, darunter 1 Theodo und 2 Tassilos. Schedel hat 1493 überhaupt keine Genealogie für diese Verwandten der Karolinger und Langobarden: ihm genügen 3 Agilolfinger, darunter 1 Theodo und 1 Tassilo. Im 18. Jh. waren es plötzlich 23 Hochedle, darunter sogar aberwitzige 9 Theodos und 3 Tassilos. Das 19. Jh. beschränkt sich auf 11 Herzöge, darunter 2 Theodos und 2 Tassilos. Im 20. Jh. bleibt es bei 11 Agilolfingern, ergänzt um zwei Leerstellen; dafür gibt es nur noch 1 Theodo, aber jetzt wieder 3 Tassilos [Ilig/Anwander, 26-29]. Dieses Blinde-Kuh-Spiel

(„Ene, mene, muh und raus bist du!“) darf als deutlicher Hinweis auf schlecht erfundene Phantomzeit gewertet werden.

Die Sicht vor Bischof Otto

Bischof Otto hat natürlich nicht ohne Quellen geschrieben, im Gegenteil: Am häufigsten zieht er Frutolf heran, „den er aber nicht nennt“ [F., Einleitung, S. xxxv]. Er plagiiert also nach heutigen Maßstäben; nach damaligen wie nach heutigen Grundsätzen der Diplomatie hat er Frutolf „ausgeschrieben“. Dementsprechend vermerkt der Kommentator des öfteren: „eigener Zusatz Ottos“ [etwa F., S. 240, 445, 449, 455], wenn er einmal zwei, drei Worte über die Vorlage hinausgeht.

Dieselbe Einschätzung gilt auch für Frutolf. In der Ausgabe von 1972 beschränkt sich Schmale als sein Herausgeber auf die Zeit ab 1000, weil nur dieser Teil der Chronik auch Eigenes, Neues bringt, nicht nur ältere, einfach abgeschriebene Passagen.

Wir sind damit zu einer Fragestellung gekommen: Wann werden *vor* Otto die ersten Weltchroniken geschrieben? Dazu lässt sich auf Herbert Grundmann [1987] rekurrieren. Er unterscheidet zwischen Volksgeschichte, christlichen Weltchroniken, Annalen, Vitae, Landes- und Stadtchroniken sowie lateinischer Geschichtsdichtung. Bei Weltchroniken zählt er vor Otto auf:

Sextus Julius Africanus, *Chronologien*, bis 221; bekannt nur aus Zitaten

Eusebius von Caesarea: *Chronicorum canones*, bis 325

Hieronymus überträgt Eusebius ins Latein, ergänzt bis 378 (fortgesetzt durch

Prosper von Aquitanien 433, **Marcellinus Comes** bis 518)

Sulpicius Severus: *Chronicorum Libri duo*, bis 400

Paulus Orosius: *Historiae adversus paganos*, bis 417

Isidor von Sevilla: *Chronicon*, bis 627, *Gotengeschichte* bis 624

Beda Venerabilis: *De ratione temporum*, mit *Weltchronik*;

als Volksgeschichte *Historia ecclesiastica gentis anglorum*, bis 731

Frechulf von Lisieux: vor 829, bis Gregor I., 604,

Ado von Vienne: *Chronik von den vier Weltaltern*, † 874, springt von der ost-römischen Kaiserin Irene zu Karl d. Gr. wie Otto v. Freising

Regino von Prüm: *Chronik* von Christi Geburt bis 906

Hermann der Lahme: *Chronik*, von Christi Geburt bis 1054

Berthold von Reichenau: Fortsetzung von Hermanns Chronik bis 1080

Bernold von Konstanz: der Hermann und Berthold bis zum 30. 08. 1100 fortsetzt. Erst ab 1054 als Eigenleistung zu werten [Bernold].

Marianus Scottus (in Deutschland lebender Ire, † um 1082), *Chronicon* von der Schöpfung bis 1082; verschiebt das Jahr |0| um 22 Jahre

Frutolf von Michelsberg (Bamberg), Weltchronik bis 1099,
Ekkehard von Aura, setzt Frutolf fort bis 1125 (päpstlich gesinnt)
Sigebert von Gembloux: 381 bis 1111 (kaiserlich gesinnt)

Otto kennt die für ihn notwendigen Quellen gut [F., Einleitung xxxvi], stützt sich aber – wie er selbst festhält [F., VII,11] und wie die Kommentierung durch Lammers ausweist – vorwiegend auf Frutolf, Eusebius und Orosius. Beda hat er vielleicht benutzt, Isidor kaum [F., V,9. Fn.]. Damit tut sich vor Frutolf ein Quellenloch auf, wo eigentlich Literatur sprudeln sollte. Die Phantomzeit bleibt ein trübes Gewässer, aber auch direkt nach ihr hatte kein Autor den Mut, aktuelle und ältere Geschichte miteinander zu verknüpfen. Einige Autoren der Phantomzeit wurden von unserer Seite aus bereits kritisch geprüft, insbesondere Beda Venerabilis, der nicht ins 8. Jh. gehört, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach eher im 11. als im 12. Jh. anzusetzen ist [Illig 1999, 123-127; 2010; Laszlo 2010, 148]. Isidor dürfte sein Geschichtswerk jenseits der Phantomzeit im 10. Jh. abgeschlossen haben; allerdings ist Otto ohnehin der Meinung, es habe nur bis 612 gereicht [V: 9]; aus heutiger Sicht reicht Isidors *Chronica maiora* bis ins Jahr 615 [Möller 2008,11]. Frechulf hat nur bis 604 geschrieben.

Ado von Vienne

So bleibt von Grundmanns Weltchronisten nur Regino von Prüm, dazu:

„Ado von Vienne (860–875) wäre eine größere Fälschungsaktion durchaus zuzutrauen. Ado ist weniger als Wiener Erzbischof denn als Verfasser einer Chronik und eines Martyrologiums bekannt. Schon zu Beginn dieses Jahrhunderts hat Henri Quentin nachgewiesen, daß Ados angeblich auf einer römischen Quelle basierendes Martyrologium zum größten Teil auf freier Erfindung beruht. Und auch um Ados Glaubwürdigkeit als Geschichtsschreiber ist es seit den Untersuchungen Duchesnes nicht mehr gut bestellt. Das wenige schließlich, was wir über sein Leben wissen, trägt ebenfalls nicht dazu bei, das Vertrauen in die Person dieses Wiener Erzbischofs zu stärken“ [Schilling, 275].

Der Text stammt aus keiner renitenten Freigeistfeder, sondern ist aus einer Dissertation hervorgegangen [1998 in *Monumenta Germaniae Historica*]. Es geht Beate Schilling um den Erzbischof Guido von Vienne, den späteren Papst Calixt II. (1119–1124), unter dem das Wormser Konkordat abgeschlossen worden ist. Nach ihren Fälschungsschilderungen braucht es nicht zu verwundern, wenn Konstantin Faußner [1993] die Notwendigkeit weitgreifenden Fälschens aus dem Konkordat heraus erklärt, weil nun die Kirche Güter zurückgeben müsste, wenn sie den Erwerb nicht durch ganze Urkundenreihen belegen kann. Schilling hält Ado natürlich für einen echten Fälscher des 9. Jh.; aus Sicht des erfundenen Mittelalters muss er später geschrieben haben, z.B.

in dem Vienne, in dem Erzbischof Ado angeblich sein *Chronicon de sex aetatibus mundi* geschrieben, Erzbischof Guido aber tatsächlich gewirkt hat.

Regino von Prüm

Es bleibt noch Regino von Prüm, der sich darum gekümmert hat, die Weltgeschichte bis an den Rand der Phantomzeit zu erfinden. So stammt von ihm

„die erste in Deutschland verfaßte Weltgeschichte, da die früheren Werke gleicher Art sämmtlich auf fremdem Boden entstanden sind. Das Ganze zerfällt in zwei Bücher: »über die Zeiten der göttlichen Menschwerdung«, von Christi Geburt bis zum Tode Karl Martell's reichend und »über die Thaten der Frankenkönige«, von da bis zum Jahre 906. Sowohl das erste Buch als ein bedeutender Theil des zweiten – bis zum Tode Karl's des Großen – sind, wie Regino selbst eingesteht, (S. 7) mit Ausnahme weniger ganz unerheblicher Zusätze, aus älteren, auch uns bekannten Quellen, wie der Chronik Beda's, den *Gesta regum Francorum*, mehreren Legenden, den Jahrbüchern von Lorsch u.s.w. wörtlich ausgeschrieben. Dies Verfahren, das uns der Mühe überhebt jenen ersten Theil hier zu übersetzen“ [Dümmler in Regino von Prüm, VIII f.].

Regino beginnt damit, seine Motivation darzulegen:

„Denn unwürdig schien es mir, daß, während die Geschichtsschreiber der Hebräer, Griechen, Römer und der anderen Völker die in ihren Tagen geschehenen Dinge durch die Schrift unserer Kunde übermittelt haben, über unsere Zeiten, wenn sie auch weit zurückstehen, ein so ununterbrochenes Schweigen herrscht, *gleich als habe in unseren Tagen das menschliche Handeln aufgehört* oder als ob man vielleicht nichts ausgeführt hätte, was aufbewahrt zu werden verdiente, oder, wenn denkwürdige Thaten geschehen sind, als ob Niemand tauglich befunden worden sei, sie aufzuzeichnen, indem die Schriftkundigen sorglos dem Müßiggange fröhnten“ [Regino, 3 f.; Hvhg. hier und im Weiteren durch HJ].

Das ähnelt Einhardts Passage [im Vorwort] zu Karl, „*ganz so, als hätte er nie existiert!*“ Der Einstieg in die Geschichte gestaltet sich Regino schwieriger als wohl gedacht. Nach einer Begebenheit unter Karlmann, 746, fährt er fort:

„Das, was zuvor berichtet wurde, habe ich in einem in roher und bäurischer Sprache verfaßten Büchlein gefunden und zum Teil nach der lateinischen Grammatik verbessert; einiges habe ich auch hinzugefügt, wie ich es aus der Erzählung älterer Leute vernahm. Das Uebrige, was noch folgt, ist durch das Bemühen meiner Wenigkeit aufgesetzt, wie ich es in den Chronikbüchern angemerkt fand oder aus der Ueberlieferung der Väter mündlich erfahren konnte. Und über die Zeiten des Kaisers Ludowic habe ich freilich sehr wenig niedergeschrieben, weil ich *weder schriftlich*

etwas vorfand, noch von den älteren Leuten etwas vernahm, was der Aufbewahrung werth gewesen wäre“ [Regino, 7].

So ist er nach 1,5 Seiten Chronik bereits bei Ludwig des Frommen Sterbejahr 840. Das erinnert erneut frappant an Einhard, der über Karl d. Gr. schreibt:

„Ich halte es für sinnlos, von Karls Geburt, Kindheit und Jugendzeit zu erzählen, da bisher noch nie davon berichtet wurde und heute auch niemand mehr lebt, der Auskunft darüber geben könnte. Daher habe ich mich entschlossen, das Unbekannte wegzulassen“ [Einhard, Nr. 4].

Reginos Werk will gewürdigt sein:

„Dieses Werk verdient unsere Beachtung als einer der frühesten Versuche, die Weltgeschichte in einer ziemlich ausführlichen Erzählung zusammenzufassen, eine Aufgabe, an welche sich damals nicht leicht jemand wagte und deren Schwierigkeiten außerordentlich groß waren. Die Ausführung ist freilich auch sehr mangelhaft geblieben und namentlich die Chronologie in der höchsten Verwirrung. Auch versucht Regino gar nicht wie Frechulf eine Verarbeitung seiner Quellen, sondern begnügt sich mit wörtlichem Ausschreiben, was von nun an immer mehr üblich wurde“ [Wattenbach, 327].

Gewidmet wurde diese Chronik dem Augsburger Bischof Adalbero (Erzieher des aus unserer Sicht fiktiven Ludwigs d. Kindes), der 910 starb, aber seine Vita erst im 12. Jh. bekam [ebd. 296 f.].

Wenn Beda real erst in der Zeit um 1050 geschrieben hat, dann verwendet Regino zu souverän die Jahreszählung nach Christi, so er vor 911 geschrieben hätte. Und er schöpft aus demselben rhetorischen Reservoir, aus dem noch Einhard im 12. Jh. geschöpft hat. Wenn wir bedenken, dass der ab ca. 1060 schreibende Marianus Scottus als sein Fortsetzer gilt [ebd. 296], dann läge es nahe, diesen nicht um erstaunliche 150 Jahre zurückgreifen zu lassen. Es soll aber mit Adalbert von Magdeburg noch einen Vermittler gegeben haben, der Regino bis 967 fortgesetzt und damit das „einzige bedeutende ottonische Annalenwerk des 10. Jahrhunderts“ geschaffen hat [Kapf, 47]. Auch dann hätte Marianus fast 100 Jahre zurückgreifen müssen; plausibler ist die Unterstellung, dass der sog. Regino erst gegen 1040 zum Schreibrohr gegriffen hat. Das lässt sich damit unterfüttern, dass Dümmler [xii] als ersten Regino-Nachfolger den Reichenauer Hermann nennt, der bis zu seinem frühen Tod, 1054, an seiner Weltchronik schrieb.

Die veränderte Weiterführung als annalistische Jahr-für-Jahr-Berichterstattung hat Bedeutung:

*„Mit dem Ende des Karolingerreichs versiegt diese reiche Annalistik. Während sie im Westreich um die Mitte des 10. Jahrhunderts bei *Flodoard*, dem Archivar der Reimser Kirche noch einmal kräftig auflebt, begin-*

nen deutsche Klöster *gleichsam noch einmal von vorn* mit der Aufzeichnung sporadischer Notizen. Erst in der Spätzeit Ottos I. erwächst daraus wieder eine bei aller Knappheit vielsagende, sachkundige Darstellung der Reichsgeschichte“ [Grundmann, 27; fettkursive Hvhg. H!],

eben die von Adalbert. Wir erfahren damit, dass wie so viele geistige Aufschwünge auch die Annalistik im 10. Jh. noch einmal ganz von vorn beginnen musste, als hätte es die in geistigen und geistlichen Belangen so ehrgeizige Karolingerzeit nicht gegeben. Das Abfassen von Chroniken scheint mit Regino zum Ende der Phantomzeit vergessen und erst von einem so vielseitigen Gelehrten wie Hermann dem Lahmen auf der Reichenau neu begründet worden zu sein. Ein Grund mehr, dem Konzept des erfundenen Mittelalter treu zu bleiben, bei dem klar wird, warum für diese Zeit bis ins 11. Jh. hinein keine Chroniken geschrieben worden sind.

Die Phantomzeit (614–911) und die Zeit davor

Direkt vor, zum Teil in der Phantomzeit steht Isidor, der neben vielem anderen auch eine Geschichtsbetrachtung über die Herrscher der Goten, Sueben und Vandalen geschrieben hat. Grundmann hat für das 6. Jh. keinen Chronikschreiber, aber es füllt sich durch detaillierte Volksgeschichten, wie etwa die (verlorene) Gotengeschichte von Cassiodor und die darauf aufbauende von Jordanes oder die bis 553 reichende Geschichte des Gotenkriegs aus der Feder Prokops, der insgesamt acht Bände über die Kriege Justinians hinterlassen hat.

Insofern zeichnen sich die Phantomzeit auch bei Chroniken und Annalen ab: Die Autoren vor ihr kommen mit ihrer Darstellung um 604, 612 bzw. 615 zum Ende. Ab da herrscht großer Mangel, mühsam durch die Chronik des Fredegar bis 642 und seine Fortsetzung bis 768 abgemildert, von 741 bis 829 durch die lange wortkargen *Reichsannalen* fortgesetzt. Sie widmen nur 92 Seiten den 73 Jahren von 741 bis Karls Tod, 814, aber 45 Seiten den ersten 14 Jahren Ludwigs des Frommen, über den Regino partout nichts finden konnte. Diese heute in die Kritik geratenen *Reichsannalen* sind durch Klosterannalen weitergeführt worden. Ein realer Regino erfindet im 11. Jh. die Geschichte der letzten Jahre vor 911.

Die Kaiserzeit um 230 oder 300

Ganz anders sieht es bei Heinsohns Schicksalsjahren 230 und 300 aus. Hier laufen schon die frühen Berichte von Eusebius, Hieronymus, Sulpicius und Orosius einfach darüber hinweg; spätere Berichterstatter haben vielleicht die Wirren der Reichskrise und der Soldatenkaiser bedauert, aber den Geschichtsverlauf und die Liste der Kaiser in keiner Hinsicht kritisch bewertet oder gar Alternativen aufgezeigt. Will man heute die spätantike Tradition

generell als gefälscht, verfälscht, verwirrt oder verdoppelt hinstellen, dann verlöre die Beschäftigung mit der antiken Geschichte nach der Zeitenwende ihren Sinn, da Archäologie zwar viel Wissenswertes liefern kann, aber keine Geschichtsabläufe. Wir landen dann im Reich individueller Phantasie.

Literatur

- berbold = http://u01151612502.user.hosting-agency.de/malexwiki/index.php/Bernold_von_Konstanz
- Demandt, Alexander (1998): *Geschichte der Spätantike. Das Römische Reich von Diocletian bis Justinian 284 - 565 n. Chr.*; München
- Einhard (1991): *Vita Karoli Magni. Das Leben Karls des Großen*; Stuttgart
- F. = Otto Bischof von Freising (³1990): *Chronik oder die Geschichte der zwei Staaten*. Übersetzt von Adolf Schmidt, herausgegeben von Walther Lammers; Darmstadt (¹1960)
- Faußner, Konstantin (1993): *Die Königsurkundenfälschungen Ottos von Freising aus rechtshistorischer Sicht*; Sigmaringen
- Grundmann, Herbert (¹1987): *Geschichtsschreibung im Mittelalter*; Göttingen (¹1965)
- Illig, Heribert (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht?* München
- (2010): Beda multiplicabilis: Ein Wissenschaftler des 11. Jh. als Sammelbegriff; in *Zeitensprünge* 22 (1) 163-168
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit*; Gräfelfing
- Kapf, Ernst (1985): *Herrscherlegitimation und Reichsbegriff in der ottonischen Geschichtsschreibung des 10. Jahrhunderts*; Stuttgart
- Laszlo, Renate (2010): Der ehrwürdige Beda und der heilige Cuthbert; in *Zeitensprünge* 22 (1) 137-162
- Matz, Klaus-Jürgen (²2001): *Wer regierte wann? Regententabellen zur Weltgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*; München (¹1980)
- Möller, Lenelotte (2008): Einleitung [zu *Die Enzyklopädie des Isidor von Sevilla*]; Wiesbaden, 9-17
- Otto von Freising s. F.
- Regino von Prüm (1857): *Die Chronik des Abtes Regino von Prüm*; übersetzt von Ernst Ludwig Dümmler; Berlin
- Schieffer, Rudolf (1992): *Die Karolinger*; Stuttgart
- Schilling, Beate (1998): *Guido von Vienne – Papst Calixt II.*; Hannover
- Schmale, Franz-Josef (Hg. 1972): *Frutolfs und Ekkehards Chroniken und die anonyme Kaiserchronik*; Darmstadt [enthält u.a. Einführung zu Frutolf, (4-19) und Frutolfs Chronik (S. 46-121), aber erst ab dem Jahr 1000] Eine neue Ausgabe soll zum Jahresende 2012 erscheinen.
- Schwarzbauer, Florian (2005): *Geschichtszeit. Über Zeitvorstellungen in den Universalchroniken Frutolfs von Michelsberg, Honorius' Augustodunensis und Ottos von Freising*; Berlin
- Wattenbach, Wilhelm / Dümmler, Ernst / Huf, Franz (1991): *Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Frühzeit und Karolinger Teil II*; Essen

Eiskerne und Chronologie-Rekonstruktion Antarktischer Eiskern von +535 gehört ins 3. Jh. (römische Reichskrise)

Volker Friedrich

Die Fragestellung

Während der Lektüre des Anwander/Illig'schen Aufsatzes „Jahrtausend-Katastrophen“ [ZS 3/2011] kamen mir die populärwissenschaftlichen Sendungen des Senders *Phoenix* über antarktische Eisbohrungen in den Sinn. Damals schon hatte ich mir die seinerzeit nicht beantwortete Frage gestellt, ob man nicht anhand der dort gewonnenen Proxydaten über extreme Großwetterlagen im Frühmittelalter die Illig'sche Phantomzeit nachweisen könnte, wie dies bereits in ähnlicher Weise mit den rückgerechneten Umlaufzeiten des Halleyschen Kometen hinreichend gelungen war. Ulrich Becker, München, machte mich in diesem Zusammenhang auf David Keys aufmerksam.

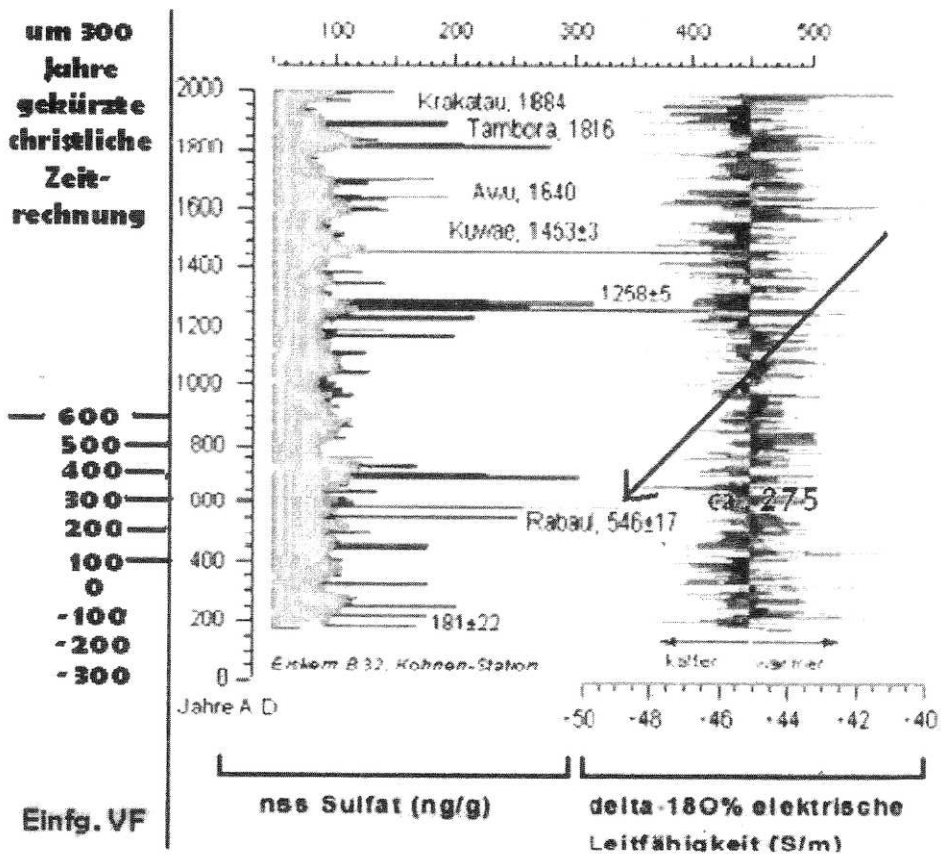
Antarktisches Eisbohr-Programm und Frühmittelalter

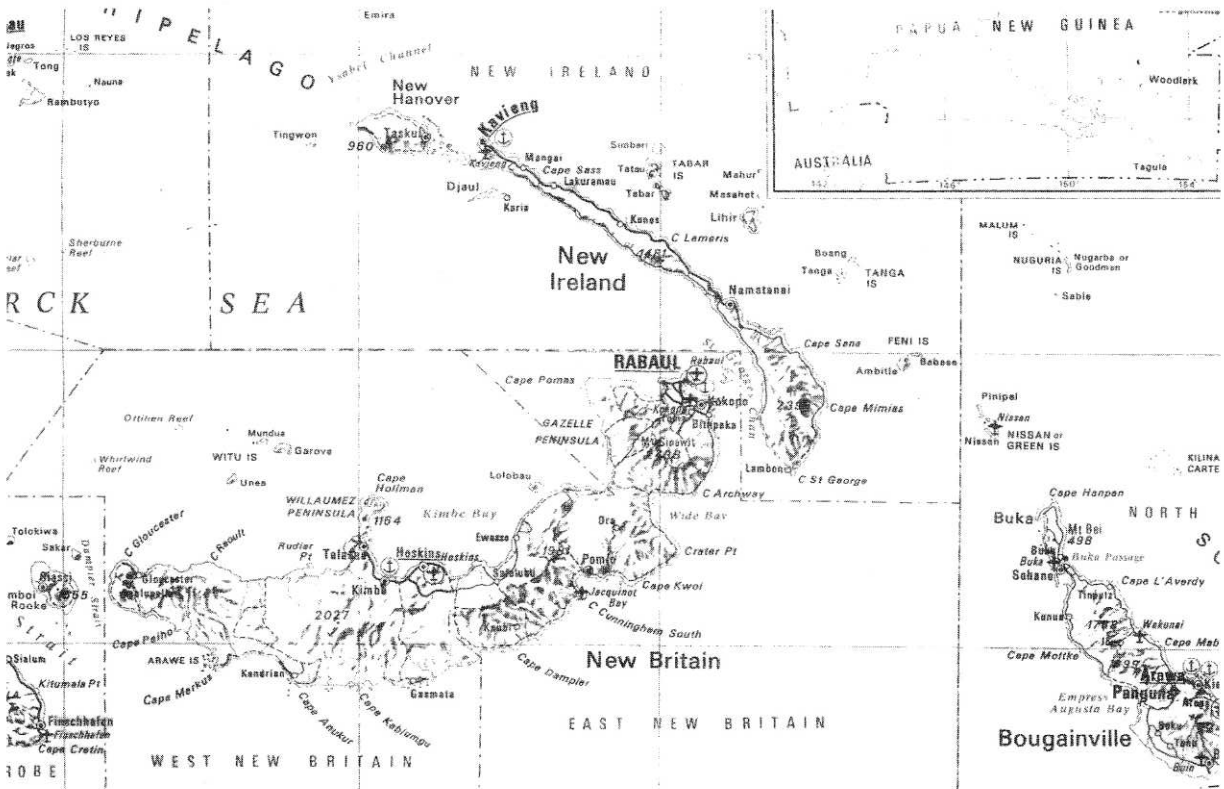
Nach einigem Herumstöbern im Internet stieß ich auf eine dankenswerte Veröffentlichung des *Deutschen Museums* mit einer Graphik, welche die zu unterstellenden Vulkanausbrüche der letzten 2.000 Jahre anhand der Sulfat-Konzentrationen in den Jahresringen der erbohrten Eiskerne farblich sehr eindrucksvoll darstellt (vgl. Abb. S. 43, leider nur schwarz-weiß). Sie fußt auf der geochemischen Analyse von Eiskernen, welche vom deutschen *Alfred-Wegener-Institut/AWI* im Rahmen des *European Project for Ice Coring in Antarctica (EPICA)* in der Antarktis (Station Kohnen) in den letzten Jahren erbohrt wurden. Das AWI-Vorhaben zielt u. a. darauf ab, mittels Tiefbohrungen den antarktischen Festlandssockel zu erreichen und mehr als 1,2–1,5 Mio. Jahre Klimageschichte anhand der gewonnenen Bohrkernkerne und der in ihnen enthaltenen Jahresringe zu erschließen [Kipfstuhl].

Indikator zumindest für mehrjährige Schlechtwetterperioden sind u. a. Sulfat-Reste in den Jahresringen von Eiskernen [vgl. Ote 2011]. Ob diese Sulfat-Reste sogar langfristige Klima-Änderungen anzeigen, ist strittig. Inzwischen ist es aufgrund der Fülle des vulkanischen Fundmaterials gelungen, einige Sulfat-Ablagerungen in den Jahresringen des antarktischen Eises aufgrund ihrer chemischen Signaturen ihren spezifischen Verursachern, alle in Äquatornähe, zuzuordnen. Als um die Jahrtausendwende die ersten tiefen Eiskerne analysiert waren, schienen sie die von Keys [1999, 17] anhand historischer Schriftquellen wie Prokop gewonnenen Aussagen über geschichtliche

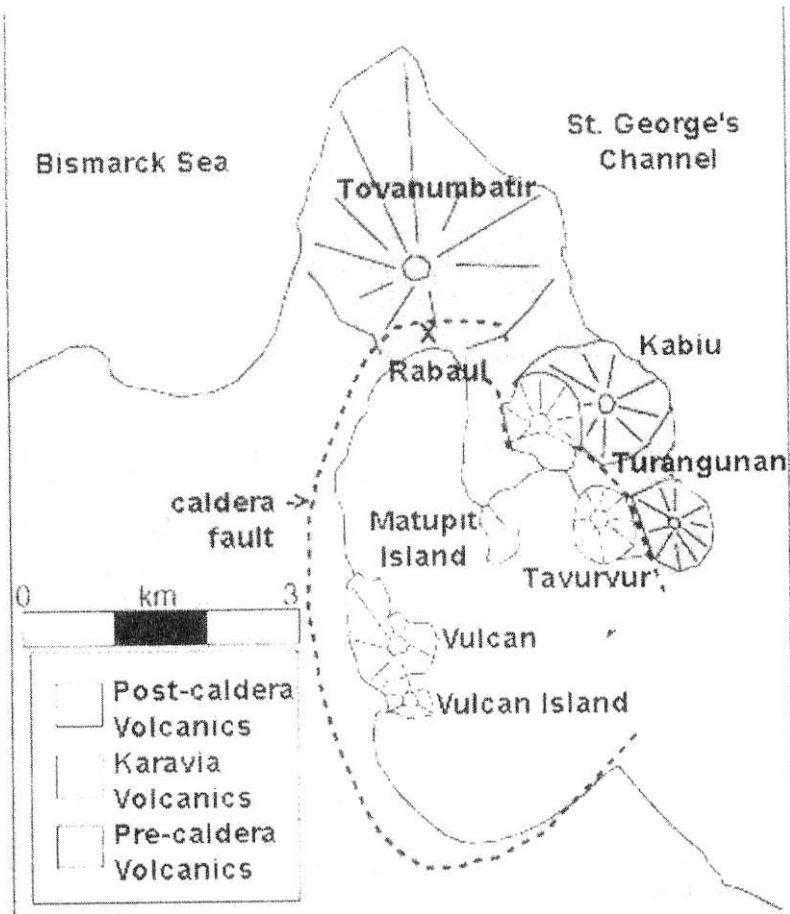
„Vom Krakatau, 1884, bis zum Jahre 181 n. Chr.: im antarktischen Eis findet man Spuren von Vulkanausbrüchen“, gewonnen aus Eiskern B32, Kohlen-Station [sulfat].

Zeitensprünge 1/2012 S. 43





Karte von Rabaul [Karte aus Privatbesitz VF, Ausschnitt]



Rabaul-Caldera: Geologische Karte, basierend auf Greene u. a. (1986) und Heming (1974) [volcano]

Klimakatastrophen grundsätzlich zu bestätigen. Dies galt insbesondere für das frühmittelalterliche Jahr 535. FAZ.NET titelte deswegen am 2. Dez. 2002 „Klima macht Geschichte“ und attestierte Keys, er hätte mit seiner Auffassung recht, dass ab 535 eine weltweite Klimaverschlechterung eintrat und zwischen 490 und 540 eine vierjährige Kältephase anzusetzen wäre.

Allerdings ist die große Eruption im Jahre +535 zeitlich strittig, ebenso wie der sie verursachende Vulkan. Das *Deutsche Museum* präferiert das Jahr +546 mit einer Streuung von jeweils 17 Jahren (linearer Maßstab) und die Rabaul-Caldera in Neu-Britannien, der früheren deutschen Südsee-Kolonie Neu-Pommern im Bismarck-Archipel (vgl. Abb.). Andere ziehen den Ur-Krakatau in Erwägung. Auch bei den vom AWI jüngst gewonnenen Bohrkernen auf der Kohnen-Station war das Presse-Echo erheblich. *Der Spiegel* schrieb online [Bojanowski]: „Geologen erklären größte Katastrophe des Mittelalters“, verwies allerdings auf die geologische Theorie, genau um +539 (sic !) wäre ein 600 m großer Meteorit bei Australien im Meer eingeschlagen und hätte mit seinen hochreichenden Emissionen aus der Erdkruste das Weltklima verschlechtert.

Zur Aussagekraft der Quellen

Die von Keys [1999, 303] für 535 zitierte Prokop-Stelle lautet in der Übersetzung der deutschen Keys-Ausgabe:

„Denn die Sonne spendete das ganze Jahr hindurch ihr Licht ohne zu leuchten, wie der Mond, und es ward immer mehr wie eine Sonnenfinsternis, denn ihre Strahlen waren nicht hell und nicht so wie jene, die sie sonst aussandte.“

Diese Beschreibung irritierte mich, weil es unter Beachtung der meteorologischen Gesetzmäßigkeiten völlig abwegig wäre, aus ihr eine Klima-Katastrophe herzuleiten. Im Internet fand ich später bei Mischa Meier [2003, 535; 2004, 362 f.] eine qualitativ andere Version:

„Und in diesem Jahr ereignete sich ein furchtbares Vorzeichen. Denn ohne Strahlen, wie der Mond, verlor die Sonne das ganze Jahr hindurch ihren Glanz; sie sah aus, als ob sie größtenteils verschwunden sei, da ihr Funkeln nicht rein und wie gewohnt war. Seitdem sich dies ereignet hatte, ließen weder Krieg noch Seuche noch anderes, was Tod bringt, vom Menschen ab. Das war der Zeitpunkt, als Justinian im 10. Jahr die Herrschaft innehatte.“

Meier akzeptiert die These, dass

„es infolge der Beeinträchtigung des Sonnenlichts zu erheblichen ›Klimaschwankungen‹, Mißernten und Versorgungsengpässen bzw. Hungersnöten gekommen sein muß“,

was aus modernen Simulationen hervorgehe (sic !) und durch zeitgenössische Quellen für unterschiedliche Regionen der nördlichen Hemisphäre mehrfach bestätigt werde. Andererseits weist Meier auf die Omen-Funktion dieser Prokop-Stelle bezüglich schwerer zukünftiger Katastrophen hin. Auch kritisiert er Keys. Dieser hätte eine „atmosphärische Störung“ zu einem „globalen Großereignis“ stilisiert.

Es galt nun, unter Berücksichtigung der antarktischen Eiskern-Proxydaten zu prüfen, ob die von Keys e. a. postulierte langjährige Klima-Katastrophe im Europa des 6. Jh. tatsächlich stattgefunden haben kann, und Prokops dürrem Hinweis auf diesen Sonnenschein nachzugehen.

Prokop (um 500 – nach 565) war Sekretär des byzantinischen Feldherren Belisar. Im Jahre 533 ging er mit diesem nach Afrika, wo Belisar 534 die Vandalen nahezu ausrottete. Im Jahre 535 hielt er sich zusammen mit Belisar in Konstantinopel auf und zog mit diesem Ende 535 nach Rom. Von dort wurde der Krieg gegen die Ostgoten in Italien begonnen (535–540 sowie 541–552/62). Über beide Kriege verfasste Prokop Geschichtswerke. Er deckt insbesondere mit den *Gotenkriegen* den gesamten Zeitraum von 535 bis 553 ab. Es findet sich bei ihm für die fragliche Zeit nirgendwo ein Hinweis auf verregnete/verschneite Sommer, kalte Winter geschweige eine Klima-Katastrophe um +535, welche die Kriegshandlungen hätten beeinträchtigen können. Wenn z. B. von Hungersnöten die Rede ist, dann betrifft sie ausschließlich hungernde Menschen in belagerten Städten. Daraus lässt sich schließen, dass während der beiden Goten-Kriege das übliche sehr angenehme Mittelmeer-Klima herrschte, so dass die militärischen Aktionen nicht behindert wurden. Wäre es anders gewesen, dann hätte Prokop es wie in seinen *Anekdoten* auch erwähnt. Zudem findet sich für die von Keys herangezogene Verschleierung der Sonne im römischen Osten eine einfache Erklärung: Wahrscheinlich war sie Folge sich einander ablösenden stabiler Hochdruck-, also Schönwetter-Lagen, kombiniert mit anhaltenden Staubstürmen aus der Sahara (↔ Harmattan oder ↔ Samum in Verbindung mit Smog-Effekten).

Zieht man den prominentesten abendländischen Zeitzeugen bzw. zeitnahen Zeugen, nämlich Gregor von Tours (540–594), mit seinen zehn Büchern Geschichte als Kronzeugen für diese angebliche frühmittelalterliche Klima-Katastrophe zu Rate, so zeigt sich, dass Gregor [III: 37] für den fraglichen Zeitraum bis 573 lediglich einen strengen Winter im Jahr 548 beschreibt, den er als Achtjähriger mehr oder minder bewusst erlebte:

„In diesem Jahre war ein strenger und ungewöhnlich rauher Winter, so daß die Flüsse fest zufroren und das Volk über sie seinen Weg, wie über den festen Boden, nehmen konnte. Auch die Vögel wurden von Kälte und Hunger matt und ließen sich mit der Hand ohne alle Mühe fangen, da tiefer Schnee lag.“

Gregor beschreibt für diese Periode auch andere Wetterereignisse, zwar z. T. frömmelnd als Fingerzeige Gottes, jedoch insgesamt sehr realistisch:

- einen starken Nebel anno 531 [3: 9],
- ein Unwetter mit Blitzen, Donner- u. i. e. Hagelschlag anno 537 [3: 28],
- ein gewaltiges Unwetter mit fürchterlichen Blitzen und Donner, das zwei Kriegsparteien anno 557 am Kampfe hinderte [4: 16],
- einen klassischen Bergsturz in der Nähe von Genf anno 557 [4: 31],
- ein aufziehendes Unwetter während der Erntezeit anno 557 [4: 34] und
- Schnee in den Alpen bei Susa (Italien), der den Langobarden Amo 574 hinderte, seine Beute mitzunehmen [4: 44].

Aus diesen Gregor'schen Textstellen eine Klima-Verschlechterung geschweige Klima-Katastrophe herauszulesen, wäre unseriös: Einzelne frostige Winter sind auch in der atlantischen Rاندlage des Pariser Beckens normal und hängen im Winter von Lage und Stärke der polaren Kaltluft-Kalotte sowie den von ihr gesteuerten Großwetterlagen ab (sog. Nordost- bzw. Nordwest-Kaltlufteinbrüche). Wenn das *Alfred-Wegener-Institut* mit 535 zutreffend datierte, dann scheidet das vom *Deutschen Museum* fixierte Jahr 546 als Verursacher-Datum ohnehin aus.

So belegen die konstituierenden erzählenden Quellen Prokop und Gregor eindeutig und nicht interpretierbar, dass es um 535 keine Klima-Katastrophe à la Keys gegeben haben kann, zumal der von Prokop beschriebene Raum sehr groß ist, von Nordafrika bis nach Norditalien reicht und aride sowie semiaride Klimazonen umfasst, während Gregor für das heutige Westfrankreich, Teil der nördlich gemäßigten humiden Klimazone, spricht. Gregors Beschreibung des Winterwetters von 548 kann also höchstens einen global kalten Winter anzeigen. Diese Deutung legt der Vergleich mit dem Ausbruch des Tambora, 1815, nahe. Er und der Rabaul-Vulkan (535/46) verursachten nahezu gleich große Sulfat-Emissionen. Der gewaltigen Tambora-Eruption folgten ein kalter Winter und einige Jahre mit verringerter Sonneneinstrahlung (ca. 6 % [vgl. Blüthgen, 1964, 447]), Folge der Vulkanasche in Atmosphäre bzw. Stratosphäre. Das bedeutete zwar weltweit zeitweilig verringerte Temperaturen und schlechte Ernten, aber keine Klimaänderung im engeren Sinne.

Die römische Reichskrise (235–284)

Die Auflösung oben aufgezeigten Dilemmas zwischen historisch beschriebenen Normalwetter und Eiskern-Befund kann man jedoch zwanglos mit der von Illig postulierten rd. 300-jährigen jährigen Phantomzeit (614–911) vornehmen: Da die Jahresringe der antarktischen Eiskerne vom Jahr des Bohrbeginnes an linear lückenlos zurück in die Vergangenheit reichen, markieren sie in Richtung Zeitenwende mit dem Jahr 911 zugleich das Jahr 614. Das

heißt, das mit Eisringen/Proxydaten bestimmte 6. Jh. entspricht tatsächlich dem 3. Jh. Die hohen Sulfat-Werte für 535 kommen somit genau auf das Jahr 238 [AWI] resp. 249 [Dt. Museum] zu liegen (s. Tab.). Daher gilt es zu überprüfen, ob die durch die Sulfatwerte angezeigten weltweiten Wetter-Kapriolen funktional zwingend ins 3. Jh. passen oder nicht.

Oben Jahr der Eisbohrkerne, konventionell datiert

0	100	200	300	400	500	600	700	800	900	1000
			↓	↓	↓	↓	↓	↓	↓	
			0	100	200	300	400	500	600	

Unten Jahr der Eisbohrkerne, nach Streichung der Phantomzeit datiert

Das Jahr 238 liegt interessanterweise ziemlich am Anfang der römischen Reichskrise zwischen 235 und 284, in der die sogenannten Soldatenkaiser um ihr eigenes und das Überleben des römischen Weltreiches kämpften, aber grundsätzlich durch Mord endeten. Das Jahr 238 zeigt sich als politisches Unglücksjahr, weil es gleich sechs Herrscher in diesem sog. „Sechskaiserjahr“ sah:

1. Maximinus Thrax ab 235 (ermordet zusammen mit Sohn 238)
2. M. Antonius Gordianus I., Prokonsul von Afrika, 238 vom Senat als Gegenkaiser zu Thrax ausgerufen (Selbstmord 238)
3. Gordianus II., Sohn von Gordianus I., als Mitregent (gefallen 238)
4. M. Antonius Gordianus III., Enkel Gordianus I. (Tod im Perserkrieg 244)
5. Kaiser Pupienus, Senator (ermordet 238)
6. Kaiser Balbinus, Senator (ermordet 238).

238 ist gleichzeitig das Jahr, in welchem Goten und Carpen einen großen Raubzug ins römische Reich nach Thrazien und Mösien durchführen (Eroberung der Stadt Istros/Histria [Demandt 52]). Kellner [2005, 328] schreibt hierzu:

„Dagegen erlauben uns die Verhältnisse des Sechskaiserjahres 238 einen Blick auf die allgemeinen Ursachen der krisenhaften Situation des Reichs zu werfen. Die vielfältigen Kriege gegen übermächtige äußere Feinde und gegen Thronaspiranten hatten allgemeine Unsicherheit, zunehmende Entvölkerung, Ertragsminderung der Ernten und *Hunger* [Hvg. VF] im Gefolge und waren so eine der Hauptursachen. Die großen Verluste an Menschen, eine hohe Sterblichkeitsrate, Mangel an Arbeitskräften und Landflucht im Verein mit ständig steigendem Finanzbedarf führten zu immer neuem Steuerdruck. [...] Die Macht aber kam rasch in die Hände der Militärs, deren regionalen Befehlshaber nun ihre Chancen gekommen sahen.“

Tab: Perserkriege und germanische Raubzüge im 3. Jh.

- 213 Präventivkrieg Caracallas gegen Alamannen
230 ff. Beginn der Angriffe Shapurs I. → röm. Mesopotamien
231 Severus Alexander mit Truppen → römisches Mesopotamien
233 Großer Alamannensturm
234 Rückkehr der Truppen aus Mesopotamien nach Mitteleuropa
235 Rache-Feldzug des Severus; Germanen weichen aus.
235/36 Krieg von „Thrax“ gegen Alamannen, Sarmaten und Dazier
238 Raubzug der Goten u. Carpen ü. die Donau → Mösien u. → Thrazien
241 Erneute Angriffe der Sassaniden Shapur I. → röm. Mesopotamien
242 Gordian III. besiegt Goten/Carpen; Zug → Mesopotamien.
242/43 Kastell Künzing (Ndr.bayern rechts der Donau) wird erobert.
244 „Arabs“: Frieden mit Shapur I.; Rückkehr der Truppen
245/47 „Arabs“ besiegt Goten und Carpen (249 „Arabs“ ermordet)
248/51 Goten-Einfälle in Illyrien
254-60 Valerian mit Heer nach Kleinasien; germanischer Limes entblößt
Germaneneinfälle am Oberrhein und NW-Rätien
257 Erste fränkische Raubzüge n. Gallien und bis n. Spanien (Tarragona)
259 Großer Alamannen-Einfall nach Italien; gestoppt bei Mailand
260 Truppen von Rhein und Donau nach Pannonien gegen Ingenuus,
große Einfälle der Germanen nach Gallien (u. a. Franken)
269/70 Aurelianische Mauer um Rom; Claudius besiegt Goten, Heruler, Ala-
mannen und Juthungen.
272 ff. Zerstörung Regensburgs
274 Krieg gegen die Juthungen; Ende des Gallischen Sonderreichs
275 Aurelian ermordet
275/76 Schlimmste Germaneneinfälle seit 260; flächendeckende Zerstörun-
gen; 60-70 Städte und niedergerm. Limes zerstört
277 Probus vertreibt Franken und Alamannen aus Gallien.
281 Entscheidender Sieg von Probus über die Germanen
282/83 Probus erobert Ober-Mesopotamien und Armenien
284/85 Großer Bagaudenaufstand in Gallien
288 Friedensschluss mit Bagauden.
-

Alexander Demandt [2007, 47] nimmt in der Neuauflage seines Handbuches über die Spätantike folgende Bewertung vor:

„Im raschen Kaiserwechsel spiegelt sich die Krise. Während der fünfzig Jahre von der Ermordung des Severus Alexander im Frühjahr 235 in Mainz bis zum Tode des Carinus im Juli 285 begegnen uns 26 Herrscher, die als legitime Augusti gelten können; 3 Caesaren, die untergeordnete Mitregenten geblieben sind, und 41 Usurpatoren von bloß regionaler Bedeutung, die sich nicht durchzusetzen vermochten, zusammen also 70 Kaiser.“

Die römische Reichskrise ist im wesentlichen also eine durch äußere Bedrängnis des Reiches in Gang gesetzte Entwicklung [vgl. Demandt, 54], in der das römische Reich häufig einen Mehrfrontenkrieg zu führen hat und wirtschaftlich zunehmend verfällt. Als Initialzündung wird das Losschlagen der persischen Sassaniden 230 in Mesopotamien gesehen. Die Ereignisse folgen der 'Mechanik', dass die Front im Osten den Abzug wesentlicher Truppenteile aus Europa erfordert und dadurch erst das Eindringen von Völkerschaften an Donau, Rhein und anderswo auf römisches Gebiet ermöglicht (s. Tab.). Valerian soll 254 mit einem gewaltigen Heer von 70.000 Soldaten [Rodgers, 2003, 96] nach Mesopotamien gezogen sein. Mit der Rückverlegung der Truppen nach Europa erfolgt dann die Rache auf dem Fuße. Bei historischen Wertungen fällt auf, dass als Auslöser der Reichskrise nahezu ausschließlich anthropogene Ursachen genannt werden.

Zum Klima im 3. Jahrhundert

Man hat verschiedentlich unterstellt, eine Klimaverschlechterung hätte die politischen Ereignisse im 3. Jh. negativ beeinflusst, ohne jedoch allgemeingültige Beweise vorlegen zu können. Als Indizien hat man genannt:

- Höherlegung von Siedlungen (wegen steigender Gewässer-Pegel),
- Aufstockung der Wurtten in Norddeutschland (z. B. Feddersen Wierde) sowie
- Bau von Hypokausten (großflächigen Fußboden-Heizungen) und Darren z. B. in römischen villae rusticae.

Versuchen wir daher, einen Blick auf das mutmaßliche Klima des dritten Jahrhunderts zu werfen: Infolge weitgehenden Fehlens fundierter historischer Aussagen ist man seit Beginn der wissenschaftlichen Erforschung der Klimageschichte auf Indizien, heute: Proxydaten/Proxies, angewiesen (z. B. Pollen, Samen, Torfschichten, Warven, Baumgrenzen, Leitpflanzen). Das Klima im 3. Jh. stellt sich zunächst als relativ günstig heraus und gibt keinen Anlass, es als unmittelbaren Verursacher der römischen Reichskrise anzusehen. Das zeigt eine Tabelle über die weltweiten Klimaphasen seit der Zeitenwende.

Blüthgen [1964, 446, Tab. 70] nahm folgende qualitative Einstufung (verkürzt) vor:

Jahr	Klima Europas	Jahr gemäß Illig
500:	trockener	= →200
600:	ziemlich trocken	= →300
700:	trocken, warm	= →400
800:	trocken, warm	= →500
800–900:	regenreicher	= →500–600
900:	trockener	= →600

Hochverlegen von Siedlungen: Solche Verlagerungen brauchen nicht unbedingt Folge einer Klimaverschlechterung zu sein. Es kann sich auch um lokal bedingte Vorsichtsmaßnahmen handeln, z. B. wegen Ansteigens der Gewässerpegel nach starkem Dauerregen. Verursacher ist in Europa das lokale und zeitlich befristete Wettergeschehen, z.B. stabile Okklusionen oder mehrfache Durchzüge okkludierter Fronten. Bei der van Bebberschen Vb-Wetterlage (Adria-oder Genua-Tief) zieht z. B. die mit Feuchtigkeit geschwängerte Zyklone vom Mittelmeer nordwärts ins östliche Mitteleuropa und kann hier sintflutartige Regenfälle verursachen [vgl. Anwander/Illig 2011, 722, zum katastrophalen Juli 1342 in Mitteleuropa]. Nuber [2005, 450] verweist darauf, dass die im Main-Donau-Gebiet während des 3. Jh. zu beobachtenden Hochwässer auf zu starke Abholzungen geschoben werden. Die Überschwemmungen sollen hier Ende des 3. Jh. infolge Wiederbewaldung zurückgegangen sein.

Wurten-Erhöhung: Sie beginnt nicht erst im 3. Jh., sondern bereits 500 Jahre früher, als das Meer nach einer Regressionsphase um -200 bis in die Gegenwart wieder ansteigt. Zwei typische Beispiele mögen dies verdeutlichen: Das Wurdorf Rysum, 10 km westlich von Emden, entsteht im -2. Jh. in der Marsch. Seine Warft wird bis ca. +1000 erhöht. Heute liegt der Ort hinter dem Deich [vgl. Grotelüschen/Muuß 1967, 34 f.]. Das archäologisch ergrabene ehemalige Wurdorf Feddersen Wierde befindet sich im Land Wursten nordwestlich von Bremerhaven. Sein Ursprung reicht ins -1. Jh. zurück. Zwischen dem 1. und 5. Jh. wird die Warft sieben Male erhöht, bis sie eine Höhe von 4 m und eine Fläche von ca. 4 ha erreicht [feddersen]. Die Erhöhung von Deichen setzt erst im Spätmittelalter ein [vgl. Niedeck/Frater, 2004, 71 f.]. Zum Meeresanstieg in Norddeutschland ist hier eine klärende Anmerkung notwendig: Er ist nicht einer Klima-Verschlechterung geschuldet, sondern Folge eines anhaltenden isostatischen Ausgleichs zwischen Norddeutschland und Skandinavien infolge der abgetauten eiszeitlichen Eiskappen. Als Klima-Indikator ist der Nordsee-Pegel deswegen denkbar ungeeignet.

Archäologische Hypokausten-Funde in Gallien

[Zusammenstellung aus Cüppers, 1990, und Horn, 1987].

x = Bau im 1., 2., 3. und 4. Viertel des jeweiligen Jahrhunderts

Land	1. Jh.	2. Jh.	3. Jh.	4. Jh.	5. Jh.
NRW	x	x x x x	xx Hyp.	x x x	
NRW	x x	x x x x	x		
Rh.-Pf.		x x	x x	x x	
Rh.-Pf.		x x	x		
Rh.-Pf.		x x	x x x x	x x	
Rh.-Pf.		x	x x		
Rh.-Pf.	Kaiser-	Palast	Konz	x x x	x
Rh.-Pf.		x x	x x x x	x	
Rh.-Pf.		x x	x x		
Rh.-Pf.	x x x x	x x x x	xx Hyp.	xx x x x x	x
Rh.-Pf.		x x	x x x x	x	

Fußbodenheizungen: Eine Analyse der archäologischen Berichte in den Standard-Handbüchern über alle großen villae rusticae im heutigen NRW und in Rh.-Pfalz erbrachte folgendes, wohl repräsentatives Ergebnis (vgl. Graphik): Hypokausten werden seit Beginn der römischen Invasion in den größeren städtischen Gebäuden und in den herrschaftlichen villae rusticae eingebaut. Sie fehlen bei den kleineren römischen Gehöften. Ein verstärkter Bau im dritten Jahrhundert ist nicht zu beobachten. Im Gegenteil wird seit dem 3. Jh. häufig eine abgemagerte Version der Hypokausten, „Sparheizungen“ [Roller 1990, 275], die Aufmauerung von Kanälen und Zügen, gewählt. Eine genaue Untersuchung liegt über Wetterau und Rheingau, bis rd. 260 römisch besetzt, seitens G. Schell [1962, 11 f.] vor: Demnach besitzen von 111 gesicherten villae rusticae dieses Raumes 21 Hypokausten, also nur knapp 19 %. Insgesamt fällt auf, dass sich wohl nur Wohlhabende, übrigens wie hierzu-lande im begonnenen 21. Jh., den Luxus von Fußbodenheizungen leisten können. Auch für Rätien trifft dies zu [vgl. Czych 2005, 213].

Darren: Ab 3. Jh. sollen diese Öfen mit Trocknungseinrichtungen für Getreide und Flachs (Leinen-Herstellung) vermehrt gebaut worden sein. Sie werden gelegentlich ebenfalls als mittelbare Beweise für ein kühler und feuchter gewordenes Klima im 3. Jh. interpretiert. Diese Begründung hinkt

aus einem einfachen Grund: In den Wirren der Reichskrise und angesichts einer wertlosen Währung sind Steuern anstelle in Geld mit Naturalerzeugnissen bei Fiskus und Armee zu entrichten [vgl. Demandt 2007, 55]. Darren finden sich zudem bereits zahlreich seit dem 2. Jh. in Gallien (z. B. in Bad Dürkheim-Ungstein, Rh.-Pf.) aber auch als nachträgliche Einbauten im 3./4. Jh. (z. B. in Bruchmühlbach, Rh.-Pf.).

Extreme Schlechtwetterlagen im 3. Jahrhundert während der römischen Reichskrise?

Die Erklärungen über das Auseinanderdriften der römischen Reichsteile und damit für den Beginn der Auflösung des römischen Reiches sind zwar schlüssig, jedoch letztlich nicht erschöpfend. Seit ich mich jüngst mit der Thematik befasst habe, habe ich einige Male an mein Politik-Studium denken müssen, als ich Brachers Werk über die Auflösung der Weimarer Republik mehrfach studierte und damals – ungeachtet der Flut des vermittelten lexikalistischen Wissens – am Ende immer noch nicht so recht wusste, weshalb diese Republik zugrunde gegangen war. Als ich 2009 im Rheinland anlässlich eines Vortrages über die Hunnenzuge gefragt wurde, welche denn die eigentlichen, tieferen Gründe für die Völkerwanderung gewesen wären, antwortete ich schlicht mit „Hunger“ und erläuterte dies. Bezogen auf das 3. Jh. scheint mir der Hunger, verursacht durch Missernten infolge Kälte, übermäßiger Niederschläge, mangelnde Sonneneinstrahlung, aber auch Trockenheit, ebenfalls eine treibende Kraft für die Beutezüge unterschiedlicher ethnischer Gruppen ins römische Weltreich gewesen zu sein.

Da, wie oben dargestellt, eine Klima-Änderung im engeren Sinne ausscheidet, soll daher im folgenden versucht werden herauszufinden, ob es Zusammenhänge zwischen diesem für Rom katastrophalen 3. Jh. und den für damals zu vermutenden großräumigen *Witterungsverhältnissen* gegeben haben könnte. Dies legen die zeitlich gemäß Illig neu zugeordneten antarktischen Eiskerne nahe. Hierzu bieten die jährlichen Sulfat-Ablagerungen a priori brauchbare Ansatzpunkte. Verregnete Sommer haben bekanntlich in der europäischen Geschichte immer wieder für Missernten gesorgt und zu großen Hungersnöten geführt. In der Mongolei, einem Land mit extremen Festlandsklima, führte vor einigen Jahren ein sehr lange dauernder übermäßig kalter und verschneiter Winter zur massiven Tal- und Sudwanderung vieler der dortigen Transhumanten (d.h. Betreiber von Fernweidewirtschaft; vergleiche ↪ Westwanderung der Hunnen). Kalte verregnete Sommer in den gemäßigten Breiten mit ihren Missernten haben in den südlicher gelegenen halb- und voll-ariden Klimazonen in der Regel allerdings einen positiven Effekt: Der vermehrte Niederschlag führt dann zu einem starckeren Pflanzenwuchs.

Ein genauer Blick auf die Graphik des *Deutschen Museums* zeigt offensichtlich zwei Sulfat-Maxima an, das eine kurz vor, das andere kurz nach der Jahrhundert-Mitte des 6. Jh.:

1. Maximum	546 (± 17 Jahre)	=	phantomzeitlich $\rightarrow 249$
(resp. AWI-datiert)	535	=	$\rightarrow 238$
2. Maximum	um 570	=	$\rightarrow 273$.

Diese beiden Sulfat-Maxima sind sehr markant, liegen beiderseits der Mitte des 6. Jh. und ragen glücklicherweise isoliert aus den Sulfat-Werten der betreffenden Jahrhunderte hervor. Das erste Maximum, welches der Rabaul-Eruption zugerechnet wird, hat ungefähr die Stärke der Eruption des Tambora von 1815; das zweite ist wesentlich größer. Der Ausbruch des Tambora verringerte zum Vergleich die Sonneneinstrahlung um etwa 6° [Blüthgen 1964, 447], verursachte 1816 global ein sommerloses Jahr und senkte danach weltweit die Temperaturen für etwa 10 Jahre lang ab. Ohne den Zeitpunkt genau festlegen zu können, fiel das erste Sulfat-Maximum demnach tatsächlich ungefähr auf die Zeit der Truppenverlegung nach Mesopotamien unter Gordian III. (242), als z. B. das bekannte Kastell Künzing im heutigen Niederbayern gestürmt wurde. Auf den angeblichen Einschlag eines 600 m durchmessenden Meteoriten bei Australien 539 ($\rightarrow 242$) sei verwiesen [vgl. Bojanowski 2010]. Das zweite Sulfat-Maximum läge bei 273 oder früher.

Anhand der Folgen der Tambora-Explosion von 1815 könnte man sich folgendes Wetter-Szenario für die Zeit unmittelbar nach dem Rabaul-Ausbruch in Germanien vorstellen, das keineswegs der qualitativen *Klima*-Einstufung Blüthgens als „trockener/ziemlich trocken“ zwischen i. e. 200 und 300 widerspricht:

Ein harter Winter sorgte für lange anhaltenden Frost bis in die Zeit der Aussaat im folgenden Frühjahr. Aufgrund niedriger Temperaturen und Trockenheit keimte und wuchs das Getreide nur schlecht. Eine feuchte Witterung während der Erntezeit ließ die Halmfrucht nur ungenügend reifen, so dass die Ernten sehr mager waren. Diese Qualifizierung trifft allerdings mehr auf die nördlicher und östlicher gelegenen germanischen Gebiete zu. Besser dürften die Wetterlagen dagegen in Gallien sowie den klimatisch begünstigten Landstriche im heutigen Deutschland rechts des Rheins gewesen sein, in Oberrheinischer Tiefebene, Neckartal, Kraichgau und Wetterau. Diese Gebiete hatten die Römer ja zuvor wohlweislich okkupiert und ihren Veteranen zur Verfügung gestellt, womit sie staatlicherseits nicht versorgt zu werden brauchten. Die Verhältnisse hinter dem Limes waren den Germanen bestens bekannt; daher waren die Voraussetzungen für ihre Beutezüge gegeben.

Nach der zweiten Groß-Eruption (i. e. 273 oder früher) müssen die zeitweiligen Witterungsbedingungen noch übler, als oben dargestellt, gewesen

sein. Den Hortfunden zufolge fanden nämlich zwischen 270 und 280 die schlimmsten Einfälle der Germanen seit 260 statt (vgl. Karte Bernhards, s. S. 57). Die Wetterau fiel, das Dekumatland wurde großflächig entvölkert. Das gesamte Gallien wurde durch Raubzüge heimgesucht. Das feste Regensburg wurde 272 zerstört.

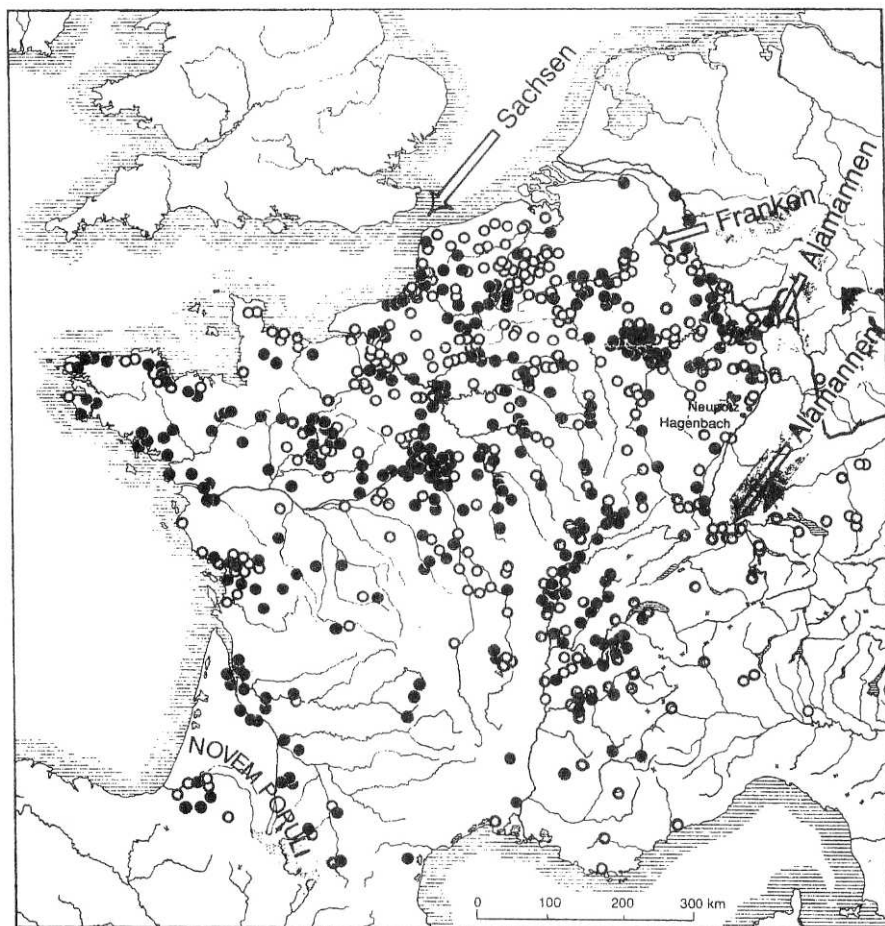
Hanemann [2005, 102, 105] gibt Armut, Not und Habgier (auf Metalle) als Motivation für die germanischen Beutezüge an. Ich meine, wie oben bereits gesagt, dass es in erster Linie der Hunger gewesen sein dürfte, die verminderte römische Truppenpräsenz auszunutzen, um sich zu versorgen. Welches Motiv sollten die Germanen sonst gehabt haben, ihr Leben mutwillig aufs Spiel zu setzen, wenn nicht wegen lebensbedrohlicher Existenzsorgen, zumal die Kunde vernichteter oder nicht zurückgekehrter germanischer Heerhaufen doch schnell die Runde gemacht haben dürfte? Jordanes [*Gotengeschichte* XVI: 92] gibt ein typisches Beispiel, wie die Goten auf dem klimatisch stark kontinental beeinflussten Balkan während der römischen Reichskrise ihre Versorgungspässe behoben und sich vorfinanzierten:

„Hierauf [=247/48; VF] durchwateten sie die Donau, verheerten Mösien zum zweitenmal und griffen Marcianopolis, die berühmte Hauptstadt des Landes, an, ließen jedoch nach langer Belagerung, als sie von den Einwohnern Geld erhalten hatten, davon ab. [...]

[XVII: 94] Sodann begab sich der Gete, wie wir berichteten, nach einer langen Belagerung reichbeschenkt in seine Heimat...“

Das erbeutete Geld und Gold wurde anschließend wohl verwendet, um in den römischen Handelsorten an der Grenze zu überhöhten Preisen dringend benötigte Konsumgüter zu erwerben, womit Geld und Gold via Kriegsgewinnler wieder in den Wirtschaftskreislauf des römischen Reiches einfließen. Dies belegen spätere Berichte. Germanische Krieger im kampffähigen Alter gab es zuhauf. Der anzunehmende erhebliche Überschuss an erwachsenen Männern ging u. a. auch auf die hohe Todesrate gebärender Frauen zurück. Umgekehrt dürften die Römer, durch ihren Geheimdienst in den Versorgungseinheiten bestens über die Lage im Glacis vor dem Limes unterrichtet, immer nur so viele Militäreinheiten im Lande belassen haben, wie normalerweise für die strategische Sicherung des Limes, einer linienhaften Wirtschaftsgrenze, nötig waren. Die politischen Wirren zusammen mit dem nicht vorhersehbaren Wetter-Chaos verhinderten jedoch über Jahrzehnte hinweg die militärische Sicherung des Limes.

Die bereits erwähnte Bernhardsche Karte über die Hortfunde des 3. Jh. in Gallien und Nachbargebieten (s. Abb.) lässt wegen der verwendeten Schlussmünzen-Methode keine exakte Ortung der einzelnen Bewegungen der germanischen Horden zu [Bernhard 1990, 120 ff.]. Entgegengesetzt äußert sich Hanemann [2005, 105]. Offensichtlich ist jedoch das Fehlen einer militärischen Stra-



Münzschatze des 3. Jh. in Gallien., o 250–269, • 270–280 mit Lagehinweis auf die Depotfunde Hagenbach und Neupotz [Bernhard 1990, 121]

ategie bei den germanischen Raubzügen. Geographisch sticht ihre Konzentration auf die limesnahen Zonen [vgl. Hanemann 2005, 105], aber auch ins landwirtschaftlich begünstigte Flachland hervor (z. B. Champagne, Garonne-Niederung, Rhône-Senke). Die Höhegebiete werden im wesentlichen ausgespart. Des weiteren lassen die vielen Hortfunde den Schluss zu, dass die einheimische Bevölkerung zwar kurzfristig floh, aber in der Erwartung, voraussichtlich zurückkehren zu können, ihre Schätze nur vorsorglich, aber häufig sorgfältig vergrub. Die Gesamtlage lässt daher auf keilförmiges Vorstoßen der Germanen, nicht jedoch auf massenhaftes flächendeckendes Vorgehen schließen. Dagegen ist bei den großen villae rusticae in den rechtsrheinischen Grenzgebieten eine gezielte Abwanderung zu beobachten. Die großen villae rusticae wurden rechtzeitig geräumt. Ihre zur Oberschicht gehörenden Eigentümer hatten genügend Geld, sich mit ihrem Vermögen nach Gallien in die Etappe abzusetzen. Kaiser Gallienus führte 262/63 ein Bewegungsheer ein, um dem Treiben der berittenen Germanen ein Ende zu bereiten. Dies geschah 281 unter Kaiser Probus, nachdem die langjährige Schlechtwetter-Periode offensichtlich zu Ende gegangen war.

Die massenhaften Einfälle der Germanen in Gallien in den 270er Jahren, sicher nachgewiesen mit den vielen Hortfunden, zeigen daher vorrangig wirtschaftliche Not, einschließlich Hunger, auf, verursacht durch Schlechtwetter und Missernten. Der Hunger-Aspekt erlaubt deswegen auch, Erkenntnisse aus der archäologischen Ausgrabung einer kleineren villa rustica in Regensburg-Harting in den 1980er Jahren durch Dr. Udo Osterhaus (†) und Peter Schröter qualitativ neu zu deuten. Beim kreierte kultischen Kannibalismus einer germanischen Horde in der Hartinger villa rustica dürfte es sich tatsächlich um eine Notmaßnahme, Abwendung des sicheren Hungertods durch den Verzehr von Menschenfleisch, gehandelt haben. Kellner [1995, 329] beschrieb den archäologischen Befund:

„Hier wurden in zwei verfüllten Brunnen Schädel, zerteilte Körperteile und Gliedmaßen von 14 Menschen gefunden. Die Bewohner des Gutshofs waren bei einem germanischen Überfall skalpiert, gemartert und erschlagen und ihre Reste in die Brunnen geworfen worden, was auch schon als »kultische Handlung« interpretiert wurde, zumal manches Indiz die Annahme von Kannibalismus nahelegt. Das grauenhafte, innerhalb des dritten Jahrhunderts nicht näher datierte Gemetzel mag um die Mitte des Jahrhunderts stattgefunden haben.“

Exkurs: Eiskerne und Heinsohns 600-jährige Phantomzeit

Zur thematischen Abrundung bietet sich hier an, Heinsohns neue Theorie, die Zeit 300–600 sei ebenfalls erfunden [ZS 2/2011, 450 ff.], zu diskutieren. Folgt

man seinem neuen Denkansatz, dann käme der Eiskern des Jahres +900 auf das Jahr +300 zu liegen, der des Jahres +600 auf |0| usf. Der Ausbruch der Rabaul-Caldera des Jahres +535 wäre demnach auf -65 gerutscht. Eine solche Konstruktion ist kaum nachvollziehbar.

Die fortlaufende Reihe der antarktischen Eiskerne ist nämlich nicht im Block auf der christlichen Zeitachse nach hinten zu schieben.

Im Gegenteil heißt es, die Phantomzeit herauszuschneiden und die historisch gesicherten Jahrhunderte en bloc auf der Skala der Eisringe 300 Jahre nach vorne in Richtung Gegenwart zu verlagern. Als fixes Raster hat also nicht die christliche Zeitschiene zu dienen, sondern die naturwissenschaftlich kaum manipulierbare jährliche Eiskern-Abfolge. Sie ist ein glaziales Gedächtnis, weil sie Jahr für Jahr den gefallenen Schnee sedimentiert. (Einzelne Jahre mögen ganz fehlen, andere verdoppelt sein, aber die Eiskernschicht steht für abgelaufene Zeit.) Wenn sich zeitlich Koinzidenzen zwischen geschichtlich katastrophalen Ereignissen und globalen Vulkan-Ausbrüchen, nachgewiesen in den entsprechenden Sulfat-Maxima der Eiskerne, ergeben, ist die Übereinstimmung zwischen Schrift-Geschichte und Naturwissenschaft hergestellt.

Heinsohn operiert mit einer Verdoppelung dreier Jahrhunderte, die infolge einer Überkreuz-Addierung der west- und oströmischen Geschichte entstanden sein sollen. Hierzu erachtet er wesentliche historische Ereignisse der ersten sechs Jahrhunderte als identisch und legt sie qua Folie übereinander. Zur Untermauerung versucht er u.a. am Beispiel Carnuntum [ZS 3/2011, 634 f.] mit Hilfe des Ausstellungskatalogs 2011 des Archäologischen Museums in Bad Deutsch-Altenburg nachzuweisen, dass es dort ab +300 eine archäologische Fundleere gebe. Als ich zur Überprüfung in einem früheren Ausstellungskatalog über Carnuntum aus dem Jahre 1992 die Münzfunde analysierte, zeigte sich, dass die römische Garnison noch bis kurz nach 400 belegt gewesen sein dürfte (vgl. Tab. [arbeitet aus Göbl 1992, 87-130]). Das deckt sich mit Carnuntums letzter schriftlicher Erwähnung im spätantiken Staatshandbuch *Notitia Dignitatum* (1. Hälfte d. 5. Jh.). Allerdings sind für Heinsohn [2011a, 629] die kaiserlichen Münzaufschriften ab +230 ungültig, alldieweil er ja das römische Reich mit Kaiser Maximinus (235–238), genannt Thrax enden lässt.

Zeitliche Mengenverteilung der Münzfunde in Carnuntum, Stand 1992

Zeit	301–350	–400	–450	–500	–550	–600	–650	–700
Funde	36	22	2	2	4	1	1	1
Falsa		2						

In der Graphik des Dt. Museums sind für die Zeit ab Eiskern-Jahr ± 700 Richtung Gegenwart zwei sehr große Sulfat-Maxima festzustellen: Das erste hat größere Werte als der Tambora 1816 (s.o.), der zweite größere als der Kraka-

tau (s.o.). Das bedeutet meteorologisch, wie wir bereits gesehen haben, mindestens einen, wenn nicht zwei kalte Winter und mehrere Jahre lang kühle/kalte Sommer mit Missernten infolge verringerter Sonnen-Einstrahlung. Leider verfügen wir für die 2. Hälfte des 7. Jh. und das erste Viertel des 8. Jh. (mehr als 70 Jahre !) über keine Berichte frühmittelalterlicher erzählender Quellen, so dass eine Textkontrolle für die Zeit um ± 700 nicht vorgenommen werden kann. Diesem Mangel hilft die Illig'sche Phantomzeit ab. Wir schieben die um 300 Jahre reduzierte Geschichte um 300 Jahre in Richtung Gegenwart und gelangen somit auf der Eiskern-Skala zum Jahre +400 ff. in die reale Geschichte. Diese sehr bewegte Periode will Heinsohn in der Zeit um ± 100 verstauen. Die Sulfat-Maxima der antarktischen Eiskerne widerlegen dies.

Tatsächlich decken sich auch für diesen Zeitraum die sehr hohen Sulfat-Werte der Eiskerne und das politische Geschehen zu Beginn des 5. Jh. Wir haben deshalb für diesem Zeitraum nicht nur sehr schlechte Witterungsverhältnisse, sondern auch Missernten und Hungersnöte zu unterstellen. So finden sich für diesen Geschichtsabschnitt folgende Großereignisse:

- 401: Marsch Alarichs nach Italien
- 406/Silvester: Rhein-Querung; danach schlimmste Plünderung Galliens
- 410: Einnahme Roms durch Alarich.

Die antarktischen Eiskerne belegen so mittelbar, ebenso wie für die Zeit der römischen Reichskrise im 3. Jh., dass seit der Wende 4./5. Jh. Wetter-Katastrophen wirtschaftliche Not nach sich ziehen und der Hunger Teile der mittel- und mitteleuropäischen Völker ins römische Reich treibt. Das Stereotyp des germanischen Eroberungsdranges erweist sich dadurch als überholt.

Gemessen an den antarktischen Eiskernen, kann man Heinsohn auch aus einem weiteren Grund nicht zustimmen: Die Sulfat-Maxima der Graphik des Dt. Museums liegen auf dem Jahre ± 700 und beiderseits der Jahrhundertmitte ± 550 . Sie haben einen durchschnittlichen Abstand von ± 150 Jahren; dieser ist nicht veränderbar. Um diese rd. 150 Jahre liegen ebenfalls die römische Reichskrise (3. Jh.) und der Einbruch der europäischen Völkerschaften ins römische Reich (Anfang 5. Jh.) auseinander. Daher kommt bei einer Zeitkürzung von rd. 300 Jahren das christliche Jahr ± 400 auf dem „Eiskern-Jahr“ ± 700 zu liegen, das christliche Jahr ± 250 während der römischen Reichskrise auf dem „Eiskern-Jahr“ ± 550 . Die zeitliche Koinzidenz zwischen echter Geschichte und naturwissenschaftlichem Befund ist damit hergestellt, Illigs Phantomzeit begründet.

Ergebnis

Resümierend bleibt festzustellen, dass die antarktischen Eisringe des Zeitraumes um 535 diesen Abschnitt des Frühmittelalters im 6. Jh. nicht betreffen können. Das beweist insbesondere Prokopius. Auch Gregor von Tours berichtet von keinen längeren Wetter-Unbillen im mittleren 6. Jh., geschweige einem Klima-Umbruch. Es ist nun zu hoffen, dass die naturwissenschaftliche Datierung der Eisringe nicht in Richtung Gregors von Tours und dem von ihm erwähnten harten Winter von 548 gebeugt wird und Aussagen frühmittelalterlicher Geschichtsschreiber über lokales Schlechtwetter unwissenschaftlich gleich zu einem Klimawandel hochstilisiert werden.

Historikern müsste es eigentlich zu denken geben, dass objektiv berechenbare astronomische Ereignisse sich zwar bis etwa 900 quellenmäßig verifizieren lassen, aber nicht für den Zeitraum davor. Vernünftigerweise ist daher für die Zeit um 900 ein Zeitbruch anzusetzen. Wenn dies nicht geschieht, dürften auch die eigentlich objektiven naturwissenschaftlichen Proxydaten ein falsches Vergangenheitsbild implementieren. Den ansonsten hoch geschätzten antiken und frühmittelalterlichen Autoren in astronomischer Hinsicht generell bewusste liebedienerische Ungenauigkeiten vorzuwerfen, hieße, sie auch sonst als Quellen zu disqualifizieren. Die Berücksichtigung der Illig'schen Phantomzeit bei den Durchlaufzeiten des Halleyschen Kometen belegt hinreichend, dass antike Historiker in astronomischer Hinsicht nicht fabulierten [Friedrich 2010, 85 f.], d. h. eine Leerzeit von ca. 614 bis ca. 911 existiert.

Es ist zu wünschen, dass diese Epistel ein Anstoß ist, die Illig'sche Phantomzeit anhand der Analyse der antarktischen Eiskerne – deren Jahreswerte liegen mir im Detail leider nicht vor – und der zugehörigen Geschichte des 3. Jh. weiter zu verifizieren. Das chaotische politische und militärische Geschehen während der römischen Reichskrise im 3. Jh. und die häufig gescheiterten Beutezüge ins römische Reich beweisen zwar in keiner Weise eine Klima-Änderung im engeren Sinne, schließen jedoch denkgesetzlich längere, aber zeitlich befristete Unwetter- und Hunger-Katastrophen nicht aus. Diese dürften global wirksame Vulkanausbrüche, u. a. in der Rabaul-Caldera, verursacht haben. Insofern kann den Befürwortern eines katastrophistischen Erklärungsansatzes gefolgt werden. Zumindest aus den *antarktischen* Eiskernen sollten sich daher weitere aussichtsreiche Forschungsansätze ergeben.

Prof. Dr. Volker Friedrich, 82178 Puchheim, Winterstr. 27
ProFriedrich@t-online.de

Literaturverzeichnis

- antarktis = www.deutschesmuseum.de/ausstellungen/energie/umwelt/klima/antarktis/messungen/eis/, web vom 12. 01. 2012
- Anwander, Gerhard / Illig, Heribert (2011), „Jahrtausend-Katastrophen. Unwetter, Tsunamis und Impakte in Europa“; in *Zeitensprünge* 23 (3) 722-728
- Bernhard, Helmut (1990), „Die römische Geschichte in Rheinland-Pfalz“; in *Cüppers*, 39-168
- Blüthgen, Joachim (1964), *Allgemeine Klimageographie*, Berlin
- Bojanowski, Axel (2010), „Geologen erklären größte Katastrophe des Mittelalters“; in *Spiegel.online*, www.spiegel.de/wissenschaft/natur/0,1518; Artikel vom 21. 12.; web vom 12. 01. 2012
- Cüppers, Heinz (1990), *Die Römer in Rheinland-Pfalz*; Stuttgart
- Czych, Wolfgang (1995), „Das zivile Leben in der Provinz“; in *Czych e. a.*, 177-308
- Czych, Wolfgang / Dietz, Karlheinz / Fischer, Thomas / Kellner, Hans-Jörg (2005, Liz.ausg.), *Die Römer in Bayern*; Hamburg (¹1995)
- Demandt, Alexander (2007), *Die Spätantike. Römische Geschichte von Diocletian bis Justinian 284 - 565 n. Chr.*; München (vollständig bearbeitete und erweiterte Neuauflage nach ¹1998)
- feddersen = www.burgbederkesa.de/archburg/images/feddersenwiede, „Feddersen Wiede“ web vom 18. 01. 2012
- Friedrich, Volker (2010), „Der Stern von Bethlehem“; in *Zeitensprünge* 22 (1) 69-95
- Göbl, Robert (1992), „Geld und Nachricht“; in *Jobst*, 87-130
- Grotelüschen, Wilhelm / Muuß, Uwe (1967), *Luftbildatlas Niedersachsen*; Neumünster
- Hanemann, Bärbel (2005), „Hortfunde. Römerschätze und Alamannenbeute“; in *Imperium1*, 102-110
- Heinsohn, Gunnar (2011), „Ist die Spätantike eine Phantomzeit?“; in *Zeitensprünge* 23 (2) 429-456
- (2011a), „Österreich ohne Spätantike“; in *Zeitensprünge* 23 (3) 618-646
- Horn, Günter (1987), *Die Römer in Nordrhein-Westfalen*; Stuttgart
- Imperium1 = Imperium Romanum. Römer, Christen Alamannen – Die Spätantike am Oberrhein*, Karlsruhe, Lizenzausgabe WBG
- Imperium2 = Imperium Romanum. Roms Provinzen an Neckar, Rhein und Donau*, (2005, hrsg. vom Archäologischen Landesmuseum Baden-Württemberg); Esslingen, Lizenzausgabe
- Jobst, Werner (Hg. 1992), *Carnuntum. Das Erbe Roms an der Donau*, Katalog der Ausstellung des Archäologischen Museums Carnuntinum in Bad Deutsch Altenburg AMC. 1; Wien
- Kellner, Hans-Jörg (2005), „Die große Krise im 3. Jahrhundert“; in *Czych e.a.*, 309-357
- Keys, David (1999), *Als die Sonne erlosch. 535 n. Chr. Eine Naturkatastrophe verändert die Welt*; München (englischer Originaltitel *Catastrophe*, 1999)
- Kipfstuhl = Dr. Kipfstuhl, Glaziologe am AWI; vgl. <http://www.phoenix.de/213345.htm#>, Eiszeit; vom 03. 02.09
- Meier, Mischa (2003), *Das andere Zeitalter Justinians. Kontingenzerfahrung und*

- Kontingenzbewältigung im 6. Jahrhundert n. Chr.*; elektronische Buchauszüge in <http://books.google.de/books?id>, web vom 27. Jan. 2012 (2004 als Buch erschienen; Göttingen)
- Niedeck, Inge / Frater, Harald (2004), *Naturkatastrophen. Wirbelstürme, Beben, Vulkanausbrüche – entfesselte Gewalten und ihre Folgen*; Berlin u. a.
- Nuber, Ulrich (2005), „Staatskrise im 3. Jahrhundert. Die Aufgabe der rechtsrheinischen Gebiete“; in *Imperium2*, 442-451
- Otte, Andreas (2011), „Naturwissenschaftliche Datierungsmethoden“; in <http://www.chrono-rekonstruktion.de/?tag=c14>, web vom 27. Jan. 2012
- Prokop (1985), *Der Gotenkrieg. Der Vandalenkrieg*, nach der Übersetzung von David Costa, hgg. von Heine, Alexander / Schäfer, Andreas; Essen
- Rodgers, Nigel (2008, Liz.ausg.), *Die römische Armee*; Wien
- Roller, Otto (1990), „Wirtschaft und Verkehr“; in *Cüppers*, 258-296
- Schell, Günther (1962), *Die römische Besiedlung von Rheingau und Wetterau*; Diss. Mainz
- sulfat* = www.deutschesmuseum.de/ausstellungen/energie/umwelt/klima/antarktis/messungen/eis#Top, web vom 24. 02. 2012
- volcano* = volcano.oregonstate.edu/vwdocs/volc_images/img_rabaul web 17. 01. 2012

Nur 3. und 6. Jahrhundert im Münzhort von San Giusto

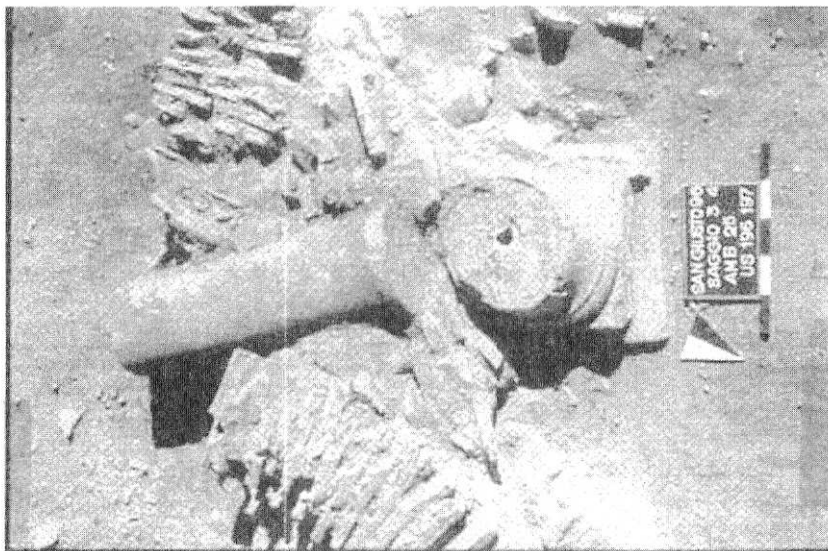
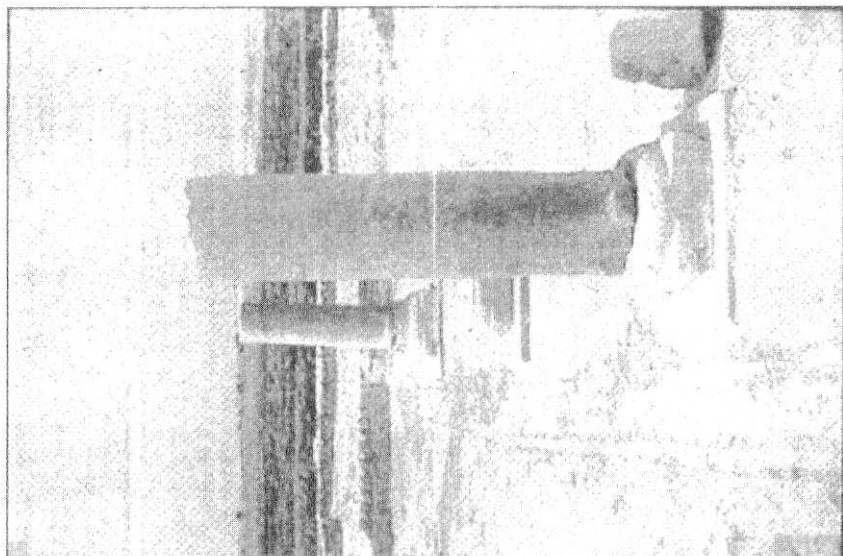
Gunnar Heinsohn

Im späten 3. Jh. werden nicht nur Städte, sondern selbst große römische Landvillen plötzlich um Oktogone erweitert. Ein schönes Beispiel liefert dafür San Giusto im apulischen Celone-Tal [zu weiteren Beispielen Heinsohn 2012 i.v.]. Die 1995 bis 1999 ausgegrabene Villa stammt aus dem 1./2. Jh. und gehörte wohl zur Gens Annia. Für die Zeit danach sei nichts bekannt, bis vom 4. bis 6. Jh. noch einmal eine Blüte einsetze. Dazu sollen zwei Basiliken (18,50 bzw. 16,60 x 25 m) mit Fußböden aus *opus sectile* gehören. Sie werden konstantinisch ab dem 4. Jh. datiert. Die größere dreischiffige Basilika ist mit je sechs Granitsäulen unterteilt, die auch für das 1./2. Jh. gut passen würden. Später als zur Bauzeit der Basiliken wird der Komplex mit einem Baptisterium verbunden, das außen rund und innen oktogonal geformt ist.

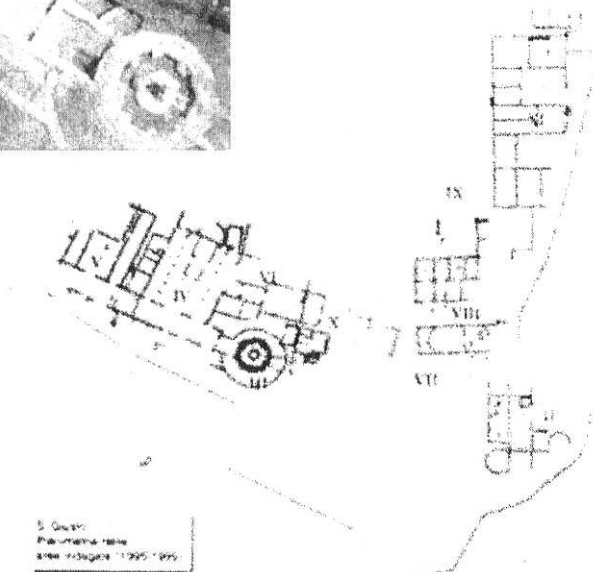
Warum nun wird die zweite Blüte von San Giusto nicht in das 2./3., sondern in das 4. bis 6. Jh. datiert? Das liegt nicht allein an der Selbstverständlichkeit, mit der christliche Basiliken über Groß-Konstantin auch dann ins 4. Jh. datiert werden, wenn sie faktisch Bauten aus dem 1. oder 2. Jh. sind. Schauen wir etwa auf Roms *Santa Maria Maggiore*, die momentan ins frühe 5. Jh. datiert wird, so gleicht sie – abgesehen von der unstrittig späteren Apsis – keineswegs zufällig imperialen Bauten des 1. und 2. Jh. und setzt die herrschende Lehre ins Unrecht, die für die ersten 300 Jahre des Christentums (30–330) außer einem privaten Gebetsraum im syrischen Doura Euro keine Kirchen anerkennen will, obwohl Tertullian (150–230) die „Versammlungsräume der Christen als hochaufragende Bauten“ beschreibt [Brandenburg 2004, 11]. Eine chronologisch unverstellte Sicht auf die römische Basilika kann mit dem 5. Jh. gar nichts anfangen:

„*Santa Maria Maggiore* ähnelt so ungemein einer kaiserlichen Basilika aus dem 2. Jahrhundert, dass man sie gelegentlich als für den christlichen Gebrauch umgewidmete Basilika angesehen hat“ [Miles 1993, 158].

Dass jener Konstantin, der 270 geboren wurde, von 288 bis 337 Macht ausübe und der ersten Peters-Basilika sowie den christlichen Sarkophagen zum 4. Jh. ver helfe, mit dem vermeintlich durch ihn zur Staatsreligion erhobenen Christentum nichts zu tun hat und für keine einzige Kirche als Bauherr belegbar ist, wird zwischen Dissidenz [etwa Dumbs 2011] und konventioneller Historiographie [etwa Bergmeier 2010; s. Illig 2011a] ungeachtet großer chronologischer Differenz zunehmend Konsens.



Granitsäule und geborstenes Ziegelgewölbe aus der größeren San Giusto-Basilika
Granitsäulen aus dem Inneren der Basilika [beide *sangiusto*]



S. Giusto
 Planimetrie nach
 einer Aufnahme 1995/1996

Dreischiffige (18,50 x 25 m) Basilika mit Apsis in San Giusto mit vorne rechts angesetztem Tauf-Oktogon. Links von der Basilika die Ansätze der gleichlangen, aber nur 16,60 m breiten zweiten Basilika [assets]
 Komplex (1,2 ha) von San Giusto (Apulien). Rechts die römische Villa des 1./2. Jh. Links die beiden Basiliken mit dem Baptisterium [assets]



Als Konstantin identifiziert und deshalb ins 4. Jh. datierte Kaiserstatue im Stil des 1./2. Jh. (jetzt Lateran-Basilika) [*konstantin*]

Wenn die heute in der Vorhalle der Lateranbasilika gezeigte Statue wirklich zu einem Konstantin gehört, so ist sie stilistisch im 1. und frühen 2. Jh. bestens aufgehoben. Kunsthistoriker haben das immer gesehen:

San Giustos Datierung bis ins 6. Jh. resultiert aber nicht nur aus dem herrschenden Konstantin-Datum, sondern zusätzlich aus einem beträchtlichen Hortfund. Unter den 1.043 Münzen finden sich rätselhafterweise nur Stücke „aus dem späten 3. (eine Münze von Claudius Gothicus, 268–270 n.Chr.) und den ersten drei Dekaden des 6. Jahrhunderts sowie zwei byzantinische Stücke“ [San Giusto 2009]: [„*complessivamente tra la seconda metà del III (una moneta di Claudio II il Gotico, 268–270 d.C.) e i primi tre decenni del VI secolo d.C., e due pesi bizantini*“].

Nun gibt es eine ganze Reihe weiterer Parallelen zwischen dem 3. und 6. Jahrhundert, die an eine Zweifachverwendung ein und desselben Geschichtsstoffes denken lassen:

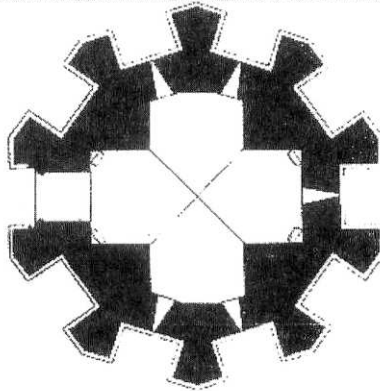
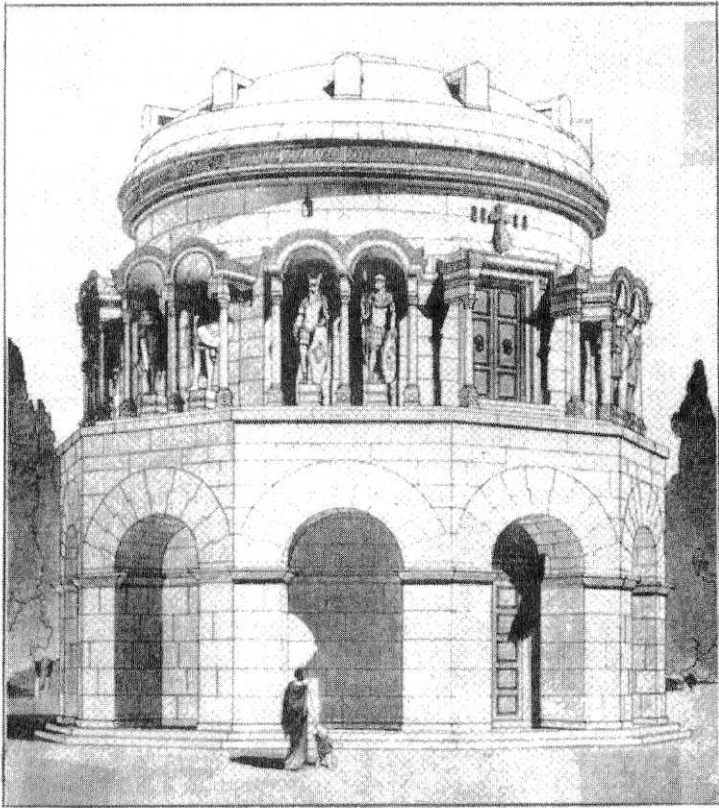
Jahrzehnte nach 230

Jahrzehnte vor 550

[Belege etwa bei Wolfram 1990; Becher 2011]

- | | |
|---|--|
| 1. Klimaverschlechterung und Wasseranstieg | 1. Justinians Komet und Allahs Steinregen |
| 2. Römerstädte unter Schlamm begraben | 2. Dark-Earth-Lagen auf römischen Städten |
| 3. Pest aus Ägypten | 3. Pest aus Ägypten |
| 4. 20-jährige Gotenvernichtung, 249–269 | 4. 20-jährige Gotenvernichtung, 535–555 |
| 5. Franken wenden sich gegen Goten | 5. Franken wenden sich gegen Goten |
| 6. Wandalische Asdingen helfen Goten | 6. Wandalen helfen Goten |
| 7. Gotengegner Trebonianus endet während Pest | 7. Gotengegner Tribonianus stirbt an der Pest in der Zeit von Justinian |
| 8. Franken verheeren Südgallien | 8. Franken verheeren Südgallien |
| 9. Franken erreichen Tarragona in Spanien | 9. Franken vertreiben Goten nach Spanien, wo sie in Taragona eine Münzstätte haben |
| 10. Römer stellen sich gegen Franken | 10. Aufvergne-Römer stellen sich gegen Franken |

San Giustos Münzen aus dem 3. Jh. sind römisch, die aus dem 6. Jh. jedoch vandalisch, stammen also von Fürsten, die über Theoderich datiert werden. Theoderich und mit ihm viele andere historische Persönlichkeiten bekommen ihr Datum über seinen Kanzler und Schreiber Cassiodor (momentan 485–580). Was die Amarna-Korrespondenz für das Altertum leistet, nämlich



Rekonstruktionsvorschlag für das Kuppeloktagon des Theoderich-Mausoleums in Ravenna [*ravenna*]

Erdgeschoss-Grundriss des Theoderich-Mausoleums in Ravenna [*mausoleum*]

den gesamten Vorderen Orient durch die Briefe über ein paar Jahrzehnte hinweg querzudatieren, das leistet – ergänzbar durch Prokop (momentan 500–562) – Cassiodor für die nachimperiale Römerzeit. Er schreibt Briefe nach Paris und nach Afrika, nach Byzanz und nach Rom, an Chlodwig und an Justinian etc. Wo Cassiodor hingehört, müssen alle Korrespondenzpartner auch hin. Alles, was unstrittig direkt vor und nach Cassiodor abläuft, geht auf dieselbe Datierungsreise. Cassiodors Freund Boethius (momentan 480–526) nennt als letzten Kaiser Caracalla (211–217). Seine Zeitstellung liegt nahe beim 204/18–222 datierten Elagabal (*Imperator Caesar Marcus Aurelius Antoninus Pius Felix Augustus*). Dass nach ihm nie wieder ein Kaiser auf dem Palatin residiert, spricht ebenfalls dafür, dass die imperiale Dimension innerhalb Roms am Beginn des 3. Jh. zu Ende ist. Der Befund in der Balbikrypta – Italiens erste stratigraphisch genaue Ausgrabung – hat ebenfalls nach dem 2. Jh. nichts Imperiales mehr.

Theoderich erhält als erster christlicher Herrscher ein oktogonales Mausoleum mit monolithischer Steinkuppel. Wird es bisher ins 6. Jh. datiert, so sieht der Autor es im späten 3. Jh.

In „Österreich ohne Spätantike“ hatte der Autor moniert, dass in den meisten Fällen „Münzen nicht nach gemeinsamer Fundstelle und auch nicht nach stratigraphischer Tiefe datiert“ werden [Heinsohn 2011]. Man verpasst den Münzen einfach die Katalogdaten der Münzherren und schließt daraus auf lange Besiedlungszeiten auch dann, wenn sie aus einem einzigen Hort kommen. Es wurde deshalb gegen den Autor mit Recht mehr Klarheit über solche Münzgruppen gefordert [etwa Illig 2011b, 656 f.], die er ungeachtet unterschiedlicher Datierungen zeitlich gleichsetzt. San Giusto könnte nun Belege für eben solche Parallelen liefern – übrigens auch dadurch, dass die Ausgräber sich ausdrücklich wundern über die Ausschließlichkeit von 3. und 6. Jh.

San Giustos vandalische Münzen gehören zu Thrasamund und Hilderich, die nach herrschender Lehre in folgende chronologische Abfolge gehören:

Guntahmund, 484–496;

Thrasamund, 496–523; heiratet gemäß Cassiodors *Variae* im Jahre 500 Theoderichs (451–526) Schwester Amalafriada, deren Tochter Amalaberger den Thüringer-König Herminafrid (485–534) ehelicht;

Hilderich, 523–530; erlaubt Katholizismus; Sohn von Eudocia, Tochter des weströmischen Kaisers *Flavius Placidus Valentinianus* (Valentian III.; 419–455); Zeitgenosse des Gotenkönigs Athalarich, der 526–534 herrscht;

Gelimer, 530–534; wird besiegt von Justinian (482–565) und stirbt als letzter Wandalenkönig im Exil.

Anfang der 250er Jahre wird der Ausbruch der ersten ägyptischen Pest während der ersten endgültigen zwanzigjährigen Gotenvernichtung (249–269) datiert [Wolfram 1990, 57]. In dieselbe Zeit gehört nach herrschender Lehre auch der Tod des Trebonianus (206–253), der sich in Moesien (nördlich von Makedonien) um die Beisetzung der Pestopfer verdient macht und schließlich ermordet worden sein soll. Er kämpft vor allem im Ostreich (Antiochia, Syrien, Mesopotamien) sowie gegen die Goten. Über ihn schreibt – angeblich Jahrhunderte später – am ausführlichsten Zosimos, dessen Tod im 6. Jh. gesehen wird. Fünfzehn Jahre nach Trebonianus kämpft Claudius Gothicus immer noch gegen die Goten. Von ihm gehört eine Münze zum Hort von San Giusto.

Justinians höchster Minister Tribonianus (*Magister officiorum*) stirbt 542. Obwohl auch hier keine Sicherheit vorliegt, soll er der ägyptischen Pest während der zweiten endgültigen zwanzigjährigen Gotenvernichtung (535–555) zum Opfer gefallen sein. Ihn beschreibt – ebenfalls im 6. Jh. – Prokop.

Von den gotischen Heerführern der ersten zwanzigjährigen Vernichtung im 3. Jh. sind Namen nicht überliefert, während die Vernichtung im 6. Jh. für alle Zeiten mit Fürsten wie Athalarich, Thoedehad, Witigis, Totila und Teja verbunden bleibt.

Ähnliches gilt für die vandalischen Asdingen (Hasdingen), die – nach Auskunft des Jordanes – den Goten im 3. Jh. helfen. Niemand kennt ihre Namen, während die Anführer des 5./6. Jh. von Geiserich bis Gelimer unvergessen sind.

Nicht anders sieht es für die Franken aus, die sich im 3. wie im 6. Jh. gegen die Goten stellen, ohne – in beiden Fällen – die Römer damit auf ihrer Seite zu haben. Auch sie bleiben im 3. Jh. namenlos, während sie im 5./6. Jh. von Merowech (Tod 457) über Chlodwig bis Chlotar († 561) als Ahnen Frankreichs verehrt werden.

Alle drei Befunde sprechen dafür, dass man unterschiedliche, aber gleichzeitige Beschreibungen unterschiedlicher Schauplätze einer einzigen zwanzigjährigen Gotenvernichtung für die Beschreibung zweier Kriege verwendet hat, um chronologischen Vorgaben gerecht zu werden.

Justinians Regime schreibt im griechischen Osten nicht nur deshalb klassisches Latein, weil es ins 3. statt ins 6. Jh. gehört, also viel näher dran ist an der überkommenen Sprache, sondern vor allem, weil Byzanz als Ausweichquartier für die Regierung dient, nachdem Rom durch die 230er Katastrophe besonders hart geschlagen wird. Byzanz ist nicht Neurom, sondern Romersatz mit römischen Häftlingen, die sich unter Griechen nicht als Marotte als „Römer“ bezeichnen, sondern tatsächlich aus Rom kommen. Sie wissen noch nicht, was wir heute wissen – nämlich dass Rom als imperiales Zentrum nie wieder auf die Beine kommen wird.

Auch ein 1940–1945 aus Vichy regiertes Frankreich wird von Leuten aus Paris regiert und hat weiterhin Anteile der Verwaltung in Paris. Wer das nicht weiß, hat die gleichzeitigen Regierungen schnell zu zwei einander folgende verdoppelt und dann eine fünfjährige Phantomzeit erzeugt. Mit allem Recht wird also Tre[fi]bonianus in Byzanz und in Rom als imperialer Regierungsmann registriert. Er ist ja auch Justinians Zuständiger für die Aufzeichnung des römischen Rechts (Digesten). Und für diese Gesetze gilt dieselbe Rätselhaftigkeit wie für imperial-römische Bauten: Nach 230 werden fast keine mehr geschaffen:

„Das Problem ist einfach zu formulieren: Die Digesten als eine Kompilation von Exzerpten werden etliche hundert Jahre später zusammengestellt, als die Werke geschrieben wurden, aus denen man sie kompiliert hat“ (*The problem itself is easily stated: the Digest is a compilation of excerpts made several hundred years after the works from which it was compiled were written*) [Johnston 1999, 17].

Das angeblich gegen 530 aufgezeichnete Recht kennt u.E. deshalb fast nur Quellen aus der Zeit vor 230, weil bis 530 nur wenige Jahrzehnte, aber nicht drei Jahrhunderte vergehen:

„Es bleibt das Faktum, dass zwischen dem Verfassen der klassischen Werke – zumeist vor ungefähr 230 – und der Zusammenstellung der Digesten in den 530er Jahren drei Jahrhunderte verstreichen“ (*There remains the fact that between the writing of the classical works, mostly before about AD 230, and the compilation of the Digest in the AD 530s three centuries intervened.*) [Johnston 1999, 21; beide Hinweise Frank Decker].

Doch nicht alles römisches Regierungspersonal zieht nach Byzanz. Für Italien selbst dient Römern wie Cassiodor und Boethius Ravenna als Hilfsquartier. Sie beobachten dort argwöhnisch die Ambitionen Theoderichs, weil ihre primäre Treue den jetzt in Byzanz residierenden Römern und nicht den Goten gehört. Boethius zahlt dafür mit dem Leben.

Von Theoderichs und Athalarichs Zeitgenossen Thrasamund und Hilde- rich nun, deren Hilfe die Goten nicht retten kann, gibt es Münzen im Hort von San Giusto.

Nur in diesem Hort haben nicht nur Römer, sondern auch die Germanen Namen. Und so wie die Münzen zusammen liegen, so gehören auch die beiden Historien in ein und dieselbe Zeit. Die spätantike Variante wird dabei zum Phantom.

Literatur

assets = <http://www.archeologia.unifg.it/ricerca/scavi/sangiusto/assets/>

Becher, M. (2011), *Chlodwig I. : Der Aufstieg der Merowinger und das Ende der*

- antiken Welt*, München
- Bergmeier, R. (2010), *Kaiser Konstantin und die wilden Jahre des Christentums: Die Legende vom ersten christlichen Kaiser*, Aschaffenburg
- Brandenburg, H. (2004), *Die frühchristlichen Kirchen in Rom vom 4. bis zum 7. Jahrhundert*, Mailand
- Dumbs, M. (2011), „Fragen zum historischen Gehalt der Figur Kaiser Konstantins d. Gr.“, in *Zeitensprünge* 23 (3) 581-610
- Heinsohn, G. (2011), „Österreich ohne Spätantike“, in *Zeitensprünge* 23 (3) 618-646
- (2012), Nero bis Karl: Kuppeloktogone von heidnischen Festsälen zu den Sakralbauten eines verstört siegenden Christentums, i.V
- Illig, H. (2011a), „Reichskirche, Konstantin und Theodosius“, in *Zeitensprünge* 23 (3) 611-617
- (2011a), „Verdoppelte Phantomzeit? Eine Abwägung“, in *Zeitensprünge* 23 (3) 651-680
- Johnston, D. (1999), *Roman Law in Context*, Cambridge
- konstantin* = http://www.musiklexikon.net/literatur/kuenstlerische_kultur/abbildungen/band1/abbild_003.jpg
- mausoleum* = http://kirchbau.de/bilder/i_ravenna_theoderichmausoleum_gr250x262.gif
- Miles, M. R. (1993), “Santa Maria Maggiore’s Fifth-Century Mosaics: Triumphal Christianity and the Jews”, in *Harvard Theological Review* 86 (2)
- ravenna* = <http://www.gutenberg.org/files/31461/31461-h/images/titel.jpg>
- San Giusto (2009) = San Giusto: la villa romana e le ecclesiae paleocristiane, <http://www.archeologia.unifg.it/ricerca/scavi/sangiusto/assets/Sg9.jpg&imgrefurl>
- sangiusto* = <http://www.archeologia.unifg.it/ricerca/scavi/sangiusto/files/html>
- sangiusto2* = <http://www.archeologia.unifg.it/ricerca/scavi/sangiusto/assets/Sg9.jpg&imgrefurl>

Prof. i. R. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn
gheins@uni-bremen.de

*

Der Herausgeber weist darauf hin, dass Theoderichs Mausoleum nicht acht-, sondern *zehneckig* angelegt ist, im oberen Drittel *rund*. Der Grundriss des Untergeschosses ist innen als gleichseitiges griechisches Kreuz, der des Obergeschosses als *Kreis* gestaltet, während der runde Monolith *zwölf* ‘Henkel’ trägt. Ein direkter Bezug zur Oktogon-Symbolik ist nicht ersichtlich.

Zeitenspringers Freud und Leid

Marianne Koch

Die Herausgeber der *Zeitensprünge*, Heribert Illig und Gunnar Heinsohn, bescherten mir im Jahr 2011 ein Wechselbad der Gefühle zwischen Triumph über Illigs zweites Aachenbuch *Aachen ohne Karl den Großen* [Illig 2011] und einem vollkommenen historischen Orientierungsverlust durch Heinsohns Beiträge zu den *Zeitensprünge*-Heften des Jahres [Heinsohn 2011a–e].

Was lange währt...

Illigs neues Aachenbuch richtet sich nicht in erster Linie an den regelmäßigen *Zeitensprünge*-leser, sondern an neugierige Laien, die zwischen Geschichtenerzählung und Geschichtskonstruktion unterscheiden wollen, und es ist als Herausforderung für den etablierten Historiker jeder Couleur konzipiert, die Erkenntnisse seiner jeweiligen Spezialdisziplinen in den fächerübergreifenden Gesamtdiskurs einzubringen, ohne sich im Problemfall hinter dem Urteil scheinbar „objektiver“ naturwissenschaftlicher Methoden wie C14-Analyse und Dendrochronologie zu verstecken.

Illig bietet keinen zweiten Aufguß seines ersten Aachenbuchs *Das erfundene Mittelalter* [1996]. Er bündelt und entfaltet vor dem Leser vielmehr seine Arbeitsfrüchte der letzten 20 Jahre in steter Auseinandersetzung mit dem historischen Establishment, dessen aktuellen Forschungsunternehmungen und Arbeitsergebnissen, besonders im Bereich von Stratigraphie und Bauarchäologie, Kunst- bzw. Stilgeschichte und handwerklich-technischer Entwicklung. Als zentraler Baustein der Karolingerzeit und ihres legendären Überherrschers Karl steht der Aachener Dom natürlich im Fokus der kritischen Prüfung, aber diesmal werden Bau, Ausstattung und Bauherr nicht isoliert betrachtet und Anachronismen verwundert registriert, literarische Quellen hinterfragt und Fälschungen gebrandmarkt. Illig erweitert den Blickwinkel auf seinen Forschungsgegenstand durch eine Form der horizontalen Stratigraphie, indem er anachronistische Indizien im regionalen, historischen, stilistischen und technisch-evolutionären – hier geht es sogar bis in die Antike – Umfeld miteinander vergleicht. Diese teilweise schwere Kost wird unterstrichen und aufgelockert durch kleine Berichte über vielfältige Skandale, Fehlschläge und Grenzeinsichten aus dem Kreis der amtlich und medial bestellten Standesgenossen des heutigen Wissenschaftsbetriebs. Dem *Zeitensprünge*-Abonnenten wird vieles bekannt sein, er mag seinen LeseEinstieg über die Neuigkeiten zur Eisendatierung ab S. 133 wählen. Illig gelingt der „eisenhar-

te“ Nachweis, dass der Aachener Dom nach aktuellem Forschungsstand erst – vgl. S. 189 – im späten 11. Jh. gebaut werden konnte. Dadurch werden alle bisherigen Karolingerdatierungen unhaltbar [ebd. 173]. Karl dem Großen wird seine größte und wichtigste der Nachwelt sichtbare Manifestation entzogen. Er selbst fällt damit ins Nichts. Seit 20 Jahren zeigen Illig und Andere mit zahlreichen Belegen auf, dass Personen und Ereignisse, Kirchen, Klöster und Paläste, technische und künstlerische Entwicklungen, die die konventionelle Geschichtssicht über ca. 300 Jahre streut, keine sichtbaren Spuren hinterlassen haben, sondern ihre angebliche Existenz fragwürdigen, oftmals gefälschten literarischen Dokumenten verdanken. Illigs Argumenten für eine mittelalterliche Phantomzeit 614–911 tritt hiermit die Beweiskraft eines Schwergewichts an die Seite. Der Dom hat die Seiten gewechselt, steht als Beleg der traditionellen Geschichtsauffassung nicht mehr zur Verfügung. „Ohne Stütz- und Armierungsanker [des Domes; MK] stürzt das Konstrukt „Karolingerzeit“ endgültig ein“ [ebd. 173].

An Hand dieses Buches fällt es dem Neuleser wahrscheinlich leichter, Illigs methodische Arbeitsweise nachzuvollziehen als dem bekennenden Zeiteisenkrieger, der Illig über Jahre spreizende Beiträge zur mittelalterlichen Phantomzeit und zu Aachen im Besonderen vielleicht allzu isoliert abgespeichert hat. In diesem Buch wird klar, wo der Zusammenhang und Erfolg von Illigs geduldiger Puzzlearbeit in erster Linie liegt: Es ist seine Methodologie (Methodenbündel), d. i. die Vereinigung und Anwendung der Ergebnisse der konventionellen historischen Hilfswissenschaften unter der Herrschaft der stratigraphischen Methode in einem vom Kalenderargument begrenzten Zeitvolumen. Erst eine derartige Arbeitsweise ist in der Lage, die Phantomzeitthese fruchtbringend für eine Geschichtsrekonstruktion zu verwerten und Realgeschichte als Ziel konkreter zu entwerfen. Dabei muss allerdings berücksichtigt werden, dass die Stratigraphie für die Schichtenfolge von Grabungen i. d. R. nur tentative Einordnungen ermöglicht. Dies gilt für Aachen in erhöhtem Maß, da die Karlsfixierung von Ausgräbern und städtischen Amtsträgern saubere Schichtendokumentationen und allgemeinere Fundgutuntersuchungen bisher schwer vernachlässigt hat [ebd. 83 f.]. Die handwerklich-technische Eisenevolution vermag den zweifelsfreien Zeitraum für eine „absolute“ Datierung, in dem der Aachener Dombau überhaupt erst möglich sein konnte, jetzt erheblich einzuschränken. Gelingt es bald, sogar konkrete Auftraggeber des Bauwerks und seiner Ausstattung zu benennen? (vgl. S. 189) Das Aachenthema bleibt weiterhin spannend.

Die beiden Aachenbücher ergänzen sich komplementär. Mit ihnen wird der Beweiskreis für die fehlende archäologische Evidenz des Aachener Doms als „Leuchtturm“ der Karolinger geschlossen. Illig hat damit einen ehernen Pfeiler der mittelalterlichen Phantomzeit errichtet; nun geraten auch die wei-

teren Felder, die zu chronologischer Skepsis Anlass geben und mit einer karolingischen Phantomzeit notwendig verknüpft sein müssen, wieder mehr in den Vordergrund. Der kaum überschaubare Bereich wurde bereits in den frühen 90er Jahren umrissen: alle mit der Geschichte des Christentums und seinem Kalender verknüpften Kulturen – aber dadurch auch die entsprechenden Völkerschaften vor der Christianisierung – von Island, Sizilien, Armenien über die jüdische Diaspora und die arabisch-persische Welt (Islam), die eurasischen Steppenvölker bis Indien und China [Illig 1994, 19].

Viele *Zeitensprünge*-Autoren wie Zeller, Müller, Winzeler, Heinsohn, Niemitz, Weissgerber, Birken, Korth, Beaufort u.a. haben mit ihren Beiträgen zu Kalenderwirrungen in diesen Regionen und Unstimmigkeiten der christlichen und islamischen Geschichte bereits Vorarbeiten geliefert und Stellung bezogen; eine öffentliche kritische Diskussion ihrer Arbeiten fand leider nur in wenigen Einzelfällen statt. Illig selbst hat in *Wer hat an der Uhr gedreht?* [1999] seine frühen *Zeitensprünge*-Beiträge ab 1991 verwertet und für Byzanz eine parallele Phantomzeit vorgeschlagen, Motiv und Indizien dafür aufgezeigt.

Spätantike und Antike sind von einer neuerlichen Prüfung keineswegs ausgeschlossen, denn sie bergen ebenfalls Stoff zu Verwunderungen. Illig beschränkte die Phantomzeit auf 297 Jahre vorwiegend wegen der justinianischen Bauten als Wahrscheinlichkeitskriterium für eine Realzeit [Illig 2011b, 424 f.]. Das Kalenderargument hätte Raum geboten für 364 Jahre [Illig 1999, 64], eventuell sogar für 409 bis 473 Jahren [Illig 1991, 14, 19]. Darüber hinausgehender Umfang der Phantomzeit, ob als Teilzeiten oder im Stück, kann über das Kalenderargument allerdings nicht hinweghuschen und muss frühzeitig eine These offenlegen, die seine Nichtanwendbarkeit begründet.

Wie ein Stern vom Himmel fällt...

Heinsohn eröffnet im ersten Heft des letzten Jahrgangs seinen Feldzug für eine 600-jährige Phantomzeit mit dem verschmitzten Titel „Gilt Asiens chronologische Lücke von 300 bis 600 für die ganze Erde?“, um – vorwiegend dank *Wikipedia* – auf knapp 30 Seiten mit Sieben-Meilen-Stiefeln Raum und Zeit dieses Kontinents und seiner Inseln zu mustern und nach chronologischen Lücken zu fahnden. Die am ägyptischen und mesopotamischen Phantomzeittyp gewonnene Erfahrung, dass Ausgräber, Historiker und Sprachwissenschaftler dazu neigen, Geschichte zu veralten, indem sie Dynastien und Gesellschaften hintereinander ordnen, obwohl diese gemäß ihrer stratigraphischen Schichtenlage und Schichtmächtigkeit gleichzeitig datiert werden müssen, gibt ihm den Maßstab für die Beurteilung. Heinsohns aktuelle konkrete Arbeitsweise wird erst im Laufe der vier nachfolgenden *Zeitensprünge*-Text-

beiträge aus 2011 deutlicher. Natürlich kann sein asiatischer Überblick nur oberflächlich sein, greift aus der vorliegenden Literatur nur auf grobe Zivilisationsfolgen zurück und kann keine belastbaren stratigraphischen Interpretationen leisten. Heinsohns faktensatte flüchtige Rundschau bestätigt die von ihm selbst und Anderen – Illig, Rade, Weissgerber, Zeller – bereits früher angemerkten großen chronologischen Verwirrungen Asiens, in denen wohl Raum für mindestens 300 Jahre ist, eindrucksvoll.

Manches Mal wird dem Leser allerdings das Verständnis seiner Erläuterungen durch die rhetorisch-grammatische Eloquenz der Sprache und eingestreute europäische Assoziationssplitter des Autors erschwert. So sind die Ausführungen zur Tang-Dynastie mit 600-jähriger Leerzeit für Chinas Kalender durchaus nachvollziehbar, andere Abschnitte der Arbeit machen dagegen hilflos wie etwa die Beweisführung zu den südindischen Dynastien Pandya und Chola, da er offenbar nur Zeiträume nach der christlichen Zeitenwende auswertet [Heinsohn 2011a, 177]. Neben den selbstverständlichen historischen Verknüpfungen Europas und Asiens in der Neuzeit, weist Heinsohn für *Oc Eo* im Mekongdelta auf römische Münzen – späteste Marc Aurel – hin, die sich zur Querdatierung eignen könnten, wenn sie nicht einem Herrscher namens Kaundinya folgten, dem eine chinesische Quelle des 7. Jh. zwei Leben zubilligt, im 1. und im 5. Jh. [ebd. 170, 174]. Von Heinsohn zwar unerwähnt, macht hier besonders stutzig, wie pünktlich mit dem Beginn der christlichen Zeitrechnung *Oc Eo* in der Geschichte auftaucht. Während der Lektüre wird klar, dass der Autor den Leser mit dem Titel der Arbeit etwas narrt. Es geht nicht um 300 Jahre Phantomzeit, sondern um insgesamt 600, weil die mittelalterlichen ca. 300 Jahre automatisch hinzu gezählt werden. In der Summe ist Heinsohns Ahnung von einer mehr als 300 Jahre umfassenden Phantomzeit verständlich. Aber gleich auf 600 Jahre verdoppeln? Welcher Zeitenspringer hat die Kompetenz, hier nach einem Aachen ähnlichen Belegfall zu suchen?

Im zweiten Jahrgangsheft geht Heinsohns Weg denn auch zurück in europäische Gefilde und fragt: „Ist die Spätantike eine Phantomzeit?“ [2011b], um dem Verdacht auf Indizien zu einer 600-jährigen Leerzeit im vertrauteren Gelände nachzuspüren. Dem Leser präsentieren sich zahlreiche verwunderliche Beobachtungen zu römischem Geldverkehr, christlicher Ikonographie, byzantinischen Kaisersärgen und der sog. Völkerwanderung in relativ zwangloser Folge. Die naheliegende Frage nach dem Zustandekommen und ersten Erscheinen durchgehender Kaiserlisten [Kaiserliste] für Rom und/oder Byzanz wird gestellt, aber nicht weiter verfolgt, und wie bereits im Asienbeitrag bedauert Heinsohn, keine diesbezügliche Untersuchung benennen zu können, die ihre Plausibilität erhärtet. Eine positiv plausibel ausfallende Prüfung einer solchen Liste hätte Heinsohns spätantike Phantomzeitvermutung im Keim

erstickt; er hält es aber wohl für zu aufwendig, dem Leser hierüber einen Überblick zu verschaffen. So gerät ein mögliches Mittel der Falsifikation seiner These langsam aus dem Blickfeld und kann im Österreichbeitrag mit den Worten „fertige Herrscherliste mit Regierungsdaten, deren Erstellung unerklärt bleibt“ stoisch entsorgt werden [2011d, 640].

Auf den ersten 14 Seiten des Spätantikeaufsatzes wird der Leser mit Fragen an Münzen von Augustus über Konstantin bis Konstantin Porphyrogenetos samt Enkel auf die Suche nach Kaiserdoubletten zwischen Rom und Byzanz/Konstantinopel eingestimmt. Was zunächst auf eine Gleichsetzung von Augustus und Konstantin den Großen hinaus zu laufen scheint, wird schnell zur Frage nach der Identität von Konstantin und seinem Namensvetter, dem Porphyrogenetos. Mit diesen kurz angerissenen Fragestellungen und diversen assoziativen Einschüben hat der Autor einen Verdacht erhoben, ist aber kaum in ernsthafte Einzelfallprüfung eingetreten. So liefert er auch kein Ergebnis, sondern steigt in die Erklärung seiner besonderen Lösungsweise und deren vorgestellter Istgrundlage ein, die er zum Teil im Schlusskapitel des Aufsatzes zusammenfasst ([2011b, 453] s.u.), aber erst auf den letzten Metern in den Schlusssätzen seines 4. Textes „Österreich ohne Spätantike“ [2011d, 644] völlig aufdeckt:

„Oder – wenn man anders sortieren will –, die Germanenzeit von 230/50 bis 300 gehört in das 10. Jh., in dem Wien auch für die herrschende Lehre bestenfalls Keramik, aber keine Bauten aufweist. Das germanische 4. Jh. der herrschenden Lehre bzw. die germanische 2. Hälfte des 3. Jh. liefert damit den harten Stoff für die germanische Zeit des 10. Jh. Insgesamt sechs dunkle Jahrhunderte entpuppen sich dabei als Phantomzeit.“

Heinsohns 600-jährige Phantomzeitvorstellung greift abschließend damit quasi im Vorübergehen um 50 bis 70 Jahre in die Realzeit des 10. Jh. ein, um so die realzeitlichen Schnittstellen von ca. 230/250/300 und ca. 900/930 (?) ineinander zu kanten.

Exkurs über Phantomzeiten und Ermittlungsverfahren

Überzeugungskraft und Qualität der chronologiekritischen Arbeit beruhen nicht allein auf der fleißigen Sammlung verdächtiger wundersamer Zeitsprünge, sondern deren Indizien müssen bewertet werden. Dies wird sicher nur in wenigen Bereichen gelingen, hat seine Hindernisse schon in der kulturellen und sprachlichen Fremdheit gegenüber vielen Gesellschaften. Heinsohn entdeckt und löst die speziellen Zeiträtsel mit einem eigens entwickelten auf die Spätantike zugeschnittenen Rekonstruktionsmodell, dem er einen von ihm entschleierte Iststand zu Grunde legt [2011b, 453]:

„Roms 0|–300-Periode bleibt bei 0|–300. Roms Spanne 300–600 erhält dadurch ein Stück ehrlicher Dunkelheit. Was dort angesiedelt bleibt, bekommt seine Datierungen aus östlichen Texten. Die 0|–300-Periode von Byzanz hingegen wird zwischen 300 und 600 geschoben, so dass diese Megastadt zwischen 0| bis 300, in der sie real da ist und aus westlichen Quellen auch glänzend bezeugt wird, im Dunkel verschwindet. Was ihr zwischen 0|–300 an Ereignissen (nicht Funden) zugesprochen wird, hat sie also aus Texten westlicher 0|–300-Datierung. Konsequenterweise haben dann beide Hauptstädte – anders als asiatische Metropolen – zwischen 600 und 900 nichts Überzeugendes vorzuweisen. [...] Gleichwohl liefern Rom und Byzanz keineswegs nur eine Verdopplung ein und derselben Information. Die Überlieferungen beider Städte steuern Details zur Gesamtgeschichte bei, die von einer Seite allein nicht zu haben sind.“

Ich möchte versuchen, die essentiellen Elemente seines Verfahrens zu ermitteln und aus meinem Verständnis heraus darzustellen. Solange Heinsohn sich allerdings nicht selbst zu allen seinen grundlegenden Bedingungsannahmen und systematischen Schritten umfassend äußert, können Missverständnisse darüber natürlich nicht ausgeschlossen werden. Ich danke Andreas Otte für die kritische Durchsicht meines Textes und seine graphischen Darstellungen zur Zeitblocktechnik. Bei der Arbeit muss vorab beachtet werden, dass es bisher zwei unterschiedliche Typen von Phantomzeit gibt, die sich qualitativ unterscheiden.

- **Phantomzeit-Typ I:** Diese Form von Phantomgesellschaften und -zeiten betrifft die gesamte Althistorie. Sie kommt erst durch Übersetzungsfehler und Fehlinterpretationen von Fachgelehrten des 19. und 20. Jh. in die Welt. Sprachwissenschaftler, Archäologen und Althistoriker glänzen seitdem mit der Entdeckung von Völkern, die antiken Historikern völlig unbekannt sind, z.B. kennt Herodot keine Sumerer. Sie übersehen, dass derselbe Herrscher, dasselbe Volk auf Schrifttafeln aus verschiedenen Regionen in unterschiedlicher Sprache auftauchen kann. Sie überfrachten zusätzlich die äußerst unvollständig überlieferten sog. Pharaonenlisten mit – den Ägyptern selbst unbekannt – Sothisdatierungen, was zur Hintereinander-Schaltung von Dynastien führt, die in Wirklichkeit gleichzeitig in unterschiedlichen Regionen geherrscht haben. Sie sind sich der verschleierte chronologischen Abhängigkeit vom biblischen Abrahamdatum nicht bewusst. Dadurch kreieren sie Herrscher- und Ereignisdoubletten in oft weit auseinander liegenden, von ihnen selbst geschaffenen Zeiträumen wie in einem Spiegel. Ägypten erhält seine um Jahrtausende verlängerte Chronologie. Durch seine Freund/Feind-Beziehungen zu sämtlichen vor-

derasiatischen und mittelmeerischen Herrschaftsregionen wird die ägyptische Zeitrechnung auf jedes dieser Reiche übertragen. Dann wird den „neu entdeckten“ Gemeinschaften ein großer Teil der beweglichen Hinterlassenschaften, stratigraphischen Schichtrelikte und baulichen Monumente zugewiesen, der den altbekannten von antiken Historikern wie Herodot bezeugten Gesellschaften genommen werden muss. An den stratigraphischen Schichtbefunden lässt sich ablesen, dass die archäologische Ausbeute auf jeweils reale und irrealer Gesellschaften verteilt worden ist. Es zeigt sich, dass kein Ausgrabungsplatz vorgewiesen werden kann, in dem all diese Dynastien stratigraphisch aufeinander folgen. An keinem Ort treten die per Spiegelreflex identifizierte Alter Egos 'erfundener' Herrscher und Völkerschaften zugleich mit ihren von antiken Historikern bezeugten realen Vorbildern auf.

- **Phantomzeit Typ II:** Die mittelalterliche Phantomzeit nach Illig unterscheidet sich von althistorischen Phantomzeiten in einem wesentlichen Punkt: Mittelalterliche Zeiterfinder sind selbst historische Akteure, die relativ zeitnah Phantasieräume erschaffen und beleben, mit denen sie ihre politisch-religiösen Überzeugungen oder wirtschaftlichen Notwendigkeiten legitimieren, in denen sie sich aber keineswegs vollständig „spiegeln“ wollen. Sie verwenden für die ereignisgeschichtliche Auffüllung des Zeitraums nur gelegentlich realhistorische Versatzstücke aus eigener oder antiker Zeit, der größere Teil wird frei erfunden und von Phantasmen bevölkert. Man erkennt diesen Typ selten an Personen- und Ereignisverdopplungen per Spiegelreflex, sondern eher an ungelösten aktuellen fachspezifischen Problemen der mit historischen Einordnungen befassten akademischen Disziplinen, an der Stringenz ihrer Argumentationen, dem Vergleich der Fachbereiche untereinander und dem Abgleich mit der Stratigraphie. Das enorme Fälschungsaufkommen des Mittelalters, das der heutigen Mediävistik prinzipiell zwar bekannt ist, aber von ihren Vertretern wegen chronologischer Scheuklappen nur formal im Rahmen der Textkritik bewertet wird, spielt innerhalb der Chronologiekritik natürlich eine besondere Rolle, übernimmt aber nicht die Hauptrolle. Bis 1990 war diese Art von Phantomzeit gar nicht vorstellbar. Die beiden Typen dürfen nicht verwechselt werden. Ihre Erfinder sind nicht kompatibel.

Ob das von Heinsohn vorgestellte Konstrukt für die 300-jährige spätantike Phantomzeit (s.u.) eher das Bedingungsgerüst für eine Verfahrensrekonstruktion sein soll oder das Modell eines neuen weiteren Phantomzeittyps darstellt, konnte bis zum Erscheinen seines Österreichartikels nicht entschlüsselt werden (s.o.). Seitdem muss man wohl davon ausgehen, er habe einen dritten

Phantomzeittyp im Kopf und/oder stelle die oben beschriebene Charakterisierung Typ II in Frage. Seine Leitmedien der Handhabung sind jedenfalls der Spiegelreflex zur Enttarnung von Identitäten und die literarische Textperspektive. Beides scheint auf seinen Erfahrungen mit dem althistorischen Typ I zu beruhen. Da man aber wohl nicht unterstellen kann, eine spätantike Phantomzeit sei von modernen Gelehrten erfunden worden – selbst wenn man bis Gibbon [1776/1788] zurückgeht –, könnte man annehmen, Heinsohn stelle sich den irrealen Zeitraum 300–600 analog zur mittelalterlichen Phantomzeit Typ II vor, zumal er letztlich beide zu einer einheitlichen 600-jährigen Phase ca. 300–900 verschweißt. Tatsächlich hält er eine Zeitschöpfung im 10. Jh. mit Hilfe von Historientexten, die verstreut ins 4., 5., 8. oder 9. Jh. datiert werden, auch für möglich [2011b, 450 f.]. Das entspräche dem besonderen Merkmal des Typs II, der Phantomzeiterfindung durch Geschichtsakteure. Dem widerspricht allerdings, dass er das im Mittelalter so virulente Phänomen von Fälschungen und Phantasieberichten einschließlich erfundener Autoren völlig vernachlässigt und nicht in Erwägung zieht, dass man Geschichtsakteuren nur selten mit dem Spiegelreflex auf die Spur kommen kann (s.o.). Die Bedeutung, die der Literatur- bzw. Berichterstatterperspektive in Heinsohns Konzept zukommt, lässt mich sogar befürchten, dass er historische Texte mindesten in ihrem 'wahren Kern' allzu gläubig akzeptiert.

Es ist demnach festzustellen: Entweder hat der Autor dem mittelalterlichen Phantomzeittyp II ein methodisches Konstrukt übergestülpt, das vom althistorischen Phantomzeittyp I geleitet wird, oder er präsentiert das Modell eines neuen Typs, der sich durch sein Rekonstruktionsverfahren charakterisiert. Ich nenne dieses miteinander verzahnte und oft ineinander verschachtelte Bündel an Vorgaben *Zeitblocktechnik*. Um mir die Aufgaben, Probleme und Gefahren annähernd bewusst zu machen, die bei der Wiederherstellung des realen Zeitgefüges konkret zu beachten sind, betrachte ich Heinsohns Rekonstruktionsanleitungen quasi im Rückwärtsgang.

Zeitblocktechnik

1. Schritt: Ersetzung der konventionellen linearen, eindimensionalen Geschichtsbetrachtung durch das Modell einer zweidimensionalen Geschichtsfeldbetrachtung. In der herrschenden Sicht spielen die Dimensionen gewöhnlich keine Rolle; Zeit, Ort und Handlungsgeschichte fallen auf einer Linie zusammen. Unter Handlungsgeschichte bzw. verkürzt „Geschichte“ soll jegliche Äußerung aus Leben und Sterben von Menschen verstanden werden: die Ereignisgeschichte mitsamt der zugehörigen Personen, Völker, Orte, gesellschaftlichen und religiösen Bewegungen, zudem die archäologischen beweglichen und unbeweglichen Relikte aus Wirtschaft, Handwerk, Kunst

und Religion besonders im Hinblick auf deren evolutionäre Entwicklungsgänge.

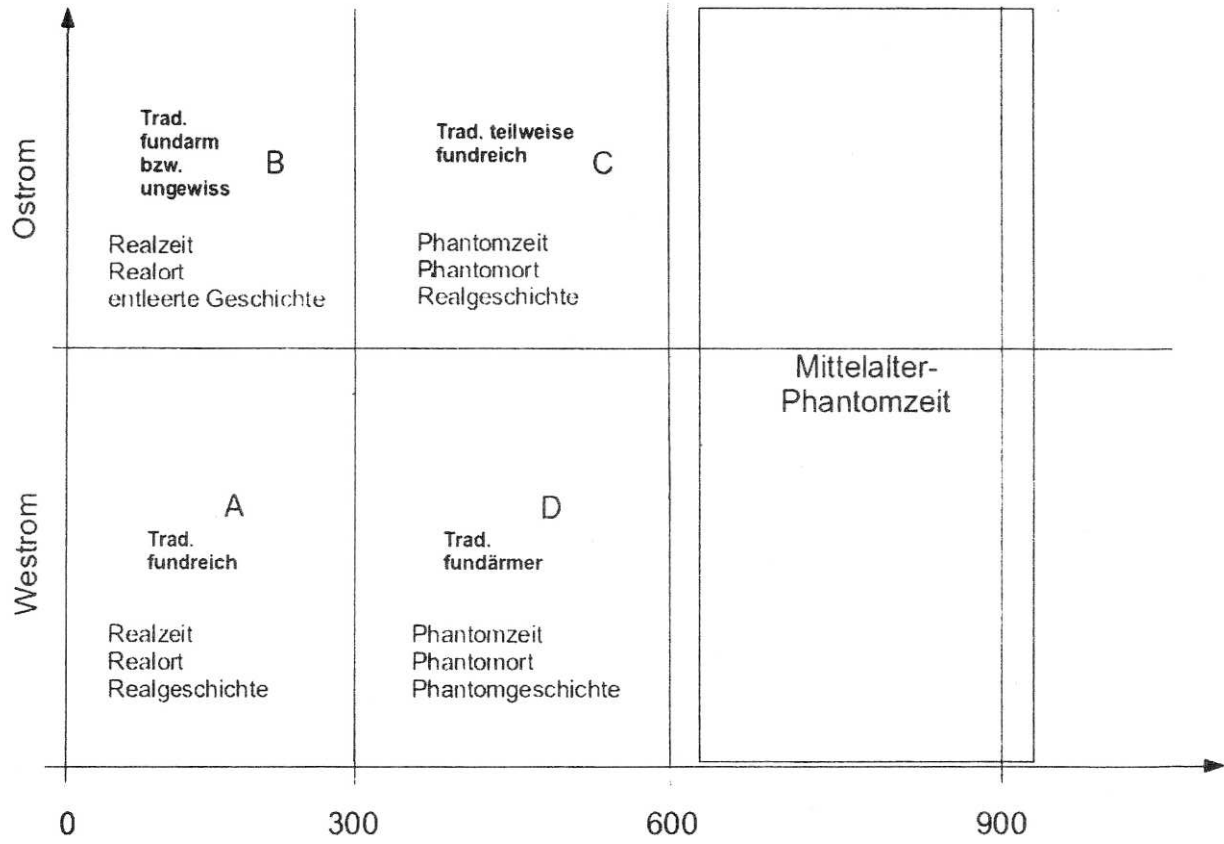
Aus der besonderen Hervorhebung der Bedeutung von Zeit und Ort bei Heinsohn lässt sich implizit auf das Bild einer durch Zeit- und Ortsachse definierten Geschichtsfeldbetrachtung schließen. Da die Handlungsgeschichte als Füllmaterial hinzu genommen wird, ist das Modell eigentlich dreidimensional, denn die Handlungsachse wird auf die Ortsachse projiziert. Das Römische Reich von 0|–600 *ohne* Heinsohn'sche Zeitkürzung erscheint demnach als einheitlicher Zeitblock, in dem die beiden römischen Machtkomponenten West und Ost auf gemeinsamer Ortsachse getrennt erscheinen, obwohl sie über lange Zeiten unter einer Herrschaft vereint sein können. Die Verlagerung des Herrschaftszentrums von Rom nach Byzanz kann problemlos auf der Zeitachse um ca. 300 markiert werden.

2. Schritt (s. Abb. 1): *Heinsohns Vorstellung vom Istzustand (Interpretation)*! Bei Einschub der spätantiken Phantomzeit auf der Zeitachse müssen der westliche und der östliche Machtblock des Römerreichs in Rechnung gestellt werden. Vordergründig entsteht ein zusammengefasster zeitlicher Realblock 0|–300 und desgleichen ein Irrealblock 300–600. Ausschlaggebend ist für Heinsohns Betrachtungsweise aber deren interne Gliederung in West=Rom und Ost=Byzanz. So entstehen 4 Zeit(Ort)blöcke von unterschiedlicher Qualität. Jeder Zeitblock definiert sich über eine unterschiedliche Zusammensetzung der Parameter Zeit, Ort und Handlungsgeschichte.

Die sich diagonal gegenüberliegenden Zeitblöcke *Rom* 0|–300 (**A**) und *Byzanz* 300–600 (**C**) verdienen besondere Beachtung. Während *Rom A* als Eckpfosten der Realzeit glänzt und all seine Wirklichkeiten behält, wird das irrealen *Byzanz C* mit der Realgeschichte aus dem Zeitblock *Byzanz* 0|–300 (**B**) aufgefüllt. Die ehemals parallele Realgeschichte von *Rom A* und *Byzanz B* liegt nun zeitverschoben diagonal. Dem realgeschichtlich weitgehend entleerten Zeitblock *Byzanz B* verbleiben noch wenige ereignisgeschichtliche Realteile aus weströmischer Berichterstattung des Blocks **A**. Baureste verschwinden zumindest in der Stadt Byzanz und anderen Orten ganz, können aber auch teilweise wie etwa im hadrianischen Jerusalem über wiederum westliche Datierung aus **A** dem Zeitblock **B** erhalten bleiben. *Rom* 300–600 (**D**) bekommt eine weitgehend 'ehrliche' Phantomgeschichte mit einigen Realteilen aus *Rom A* im archäologischen Befund bzw. erhaltenem Baubestand zuzüglich ereignisgeschichtlicher Bruchstücke aus *Byzanz B*, die es der östlichen Berichtsperspektive verdankt, auf dem Umweg über *Byzanz C*.

Zeitblock A Rom 0|–300: Fundlage in traditioneller Sichtweise gut. *Realzeit, Realort, Realgeschichte*

Abb. 1: Heinsohn 2. Schritt



Zeitblock B Byzanz 0–300: Fundlage in traditioneller Sicht schwach. *Realzeit, Realort, entleerte Geschichte* ohne bzw. wenige archäologische Befunde, ereignisgeschichtliche Realteile aus Perspektive Rom A

Zeitblock C Byzanz 300–600: Fundlage in traditioneller Sicht gut. *Phantomzeit, Phantomort, Realgeschichte* mit fehldatierten archäologischen Befunden und Bauten aus Byzanz B

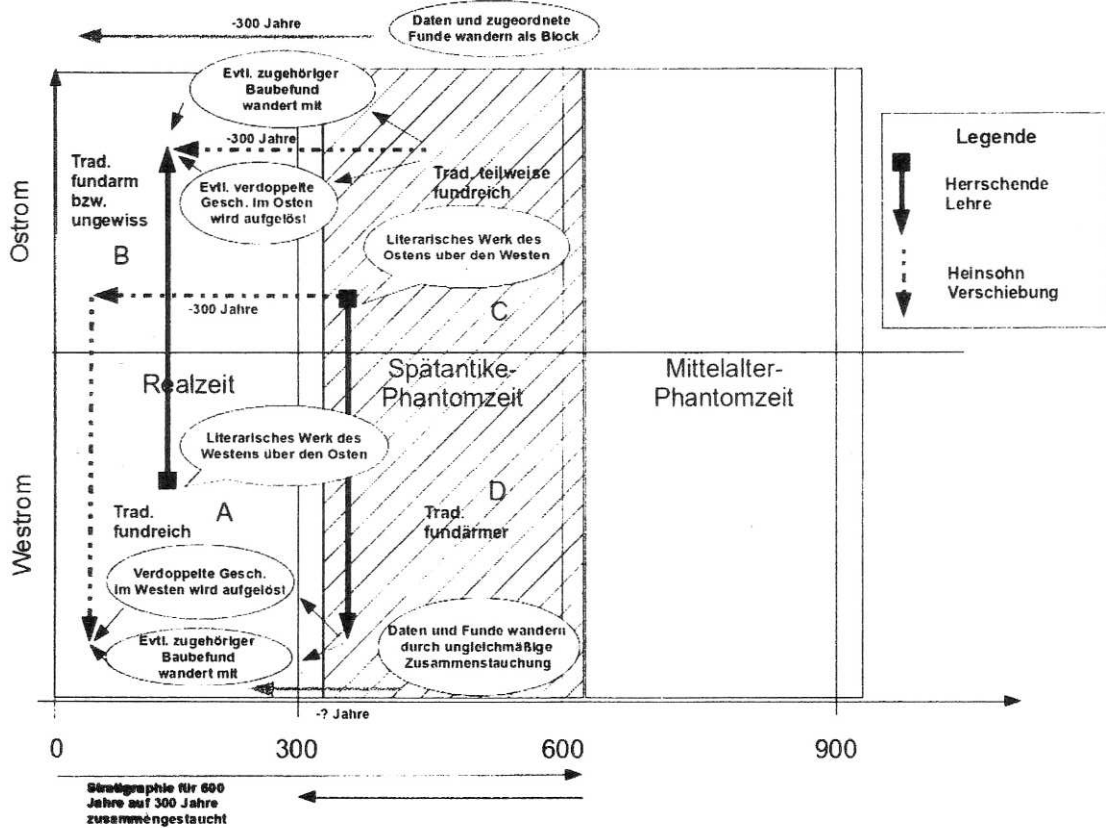
Zeitblock D Rom 300–600: Fundlage in traditioneller Sicht mäßig. *Phantomzeit, Phantomort, Phantomgeschichte* mit Realteilen im archäologischen Befund/Bauten aus A sowie ereignisgeschichtlichen Realteilen aus Ostperspektive C/B s.o.

In den ersten Beiträgen redet Heinsohn von schlichter Verdopplung des Phantomzeitraums, der im gesamten römischen Einflussbereich bei ca. 300–900 eingeschoben worden sei. Weil seine spätantike Phantomzeit an die mittelalterliche Illigs grenzt, zählt er zunächst einfach die irrealen Jahrhunderte von Spätantike und Mittelalter zusammen. Diesem Einschub stehen nur 300 Jahre Realzeit 0–300 aus *Rom A* plus *Byzanz B* gegenüber. Mit den Schlussfolgerungen im Österreichbeitrag (s.o. S. 78) wird sein Vorstellungskonzept zum Istzustand allerdings schlagartig auf die mittelalterliche Realzeit ab 900 ausgedehnt, so dass von dort Realgeschichte für die antike Realzeit A/B zwischen 230/50 geliefert werden kann.

Rekonstruktion (Abb. 2)

Die Realgeschichte der beiden diagonalen Blöcke *Rom A* und *Byzanz C* wird parallelisiert und zu einem gemeinsamen Realzeitblock 0–300 mit den relativ gleichgewichtigen Machtschwerpunkten West (Rom) und Ost (Byzanz) zusammengeführt. *Byzanz B* erhält seine Realgeschichte einschließlich aller Bauten und der übrigen archäologischen Relikte von *Byzanz C* zurück. Realteile im Phantomblock *Rom D* müssen im Realblock *Rom A* untergebracht, also gestaucht werden. Die byzantinische Ereignisgeschichte der Zeitblöcke **B** und **C** verschmilzt miteinander, indem Identitäten enttarnt werden und der archäologische Befund aus **C** in **B** untergebracht wird. *Byzanz C* entfällt und *Rom D* fällt mit. Die spätantike Phantomzeit 300–600 ist entfernt. Im rekonstruierten Realblocks A/B ergänzen sich die Überlieferungen aus West und Ost zu einem detailreicheren Bild der Realgeschichte 0–300. Hinzu kommt dann aber noch die oben genannte Verkantung mit der mittelalterlichen Realzeit ab ca. 900. Von hier aus wandert Realgeschichte ins 3. Jh. ab und bereichert die antike Realzeit mit weiteren Szenarien. Letzteres kann natürlich auch umgekehrt beschrieben werden. *Mittel* der Rekonstruktion sind: Spiegel-

Abb. 2: Heinsohns Rekonstruktion
 Zeiteinsparungen 1/2012 S. 85



reflex, sprich Identitäten und wechselnde Beurteilung der historischen Textlage nach Berichterstatterperspektive (West/Ost). Beide werden unter Heinsohns weiterer Zusatzbedingung gehandhabt, dass Gleichartigkeiten und Identitäten zwischen *Rom A* und *Byzanz B* beim rückführenden Verschub zeitlich nicht 1:1 umgesetzt werden müssen [2011b, 441].

Zwischen seine technischen Erläuterungen streut Heinsohn im oben besprochenen Spätantikeaufsatz 'relativ zwanglos' seine Behauptung ein, dass Goten, Franken, Langobarden, Hunnen, Wandalen und Thüringer der Spätantike bereits in der Antike ihre realen Alter Egos haben [2011b, 440]. Bezüglich Goten und Hunnen wird auf eigene nachstehende Ausführungen verwiesen, anderweitige Belege fehlen. Das macht ratlos, noch ratloser macht das unmittelbar folgende Schlagwortzitat der wichtigen chronologiekritischen Maxime : „Einmal mehr gilt, dass es bestenfalls eine Portion Archäologie für zwei Portionen Geschichte gibt“ [ebd. 441], denn was er bis dahin als Archäologie anbietet – ein paar Münzen, ein fehlender Triumphbogen, ein paar fehlende Särge – ist selbst für eine halbe Portion Geschichte zu mager und vom Gesamtkontext her verwirrend, da er ausgerechnet im realen, auch bei ihm vorausgesetzten fundreichen Rom |0|–300 den fehlenden Triumphbogen des Augustus mit fehlenden Kaisersärgen im angeblich irrealen Byzanz 300–600 auf eine Stufe stellt. Die Münzargumentation hat Illig im Übrigen bereits im Folgeheft widerlegt [Illig 2011c, 675f.]

Der Satz beleuchtet aber, dass Heinsohns System errichtende Grundvoraussetzung, die Halbierung der Zeit |0|–600 bereits die methodische Fehlerquelle einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung in sich trägt. Die vom Erfinder des Zeitblockverfahrens vorausgesetzte Halbierung bedeutet Festlegung des Zeitvolumens zugleich mit seinen realzeitlichen Ankerpunkten und dem inhaltlichen Spiegelreflexkriterium. Sie ist damit immanenter Bestandteil des Modells und an kein objektivierendes Kriterium außerhalb ihres Verfahrens gebunden. Mir erscheint eine derartige Vorgehensweise allzu stark von ihrem Wunschziel her – Geschichtshalbierung – motiviert und durchseucht. Sie steht immer in Gefahr Wunschergebnisse zu produzieren! Die weitere Verquickung mit Berichterstatterperspektive und Aufhebung einer 1:1-Verschiebung macht jedes Indiz als Fakt beliebig datierbar!

Auch Illig arbeitet mit einem begrenzten Zeitvolumen. Dieses ist im Unterschied zu Heinsohns spätantiker Phantomzeit aber an das externe Kalenderkriterium mit der genau datierbaren Gregorianischen Kalenderreform und ihrem Inhalt (10-Tageskorrektur statt des erforderlichen 13-Tagesessprungs) gebunden, dessen Bestand und Ergebnis (zuerst und laufend wieder) getrennt von anderen Untersuchungen zur Phantomzeit geprüft worden ist [grundlegend Illig 1999, 35 f.; aktuell 2011a]. Das unter Chronologiekritikern legendäre Telefo-

nat Niemitz-Illig über den Unsinn, „antizipierende Fälschungen im Mittelalter“ zu konstatieren, löste bei Illig eine umfassende ergebnisoffene Hinterfragung der Gregorianischen Kalenderreform und ihrer Auswirkungen aus. Dies stand am Anfang der mittelalterlichen Phantomzeitdebatte überhaupt. Hierdurch ermittelte er den möglichen Umfang des zur Disposition stehenden Zeitrahmens (s.u.), nach dem dann zu fahnden war.

In den gleichzeitigen Einzelarbeiten zu Archäologie, Literatur, Kunst und Technik im anvisierten Zeitraum argumentiert er aber unabhängig davon, strikt innerhalb der etablierten Wissenschaftsmethoden der jeweiligen Einzeldisziplinen, vergleicht deren Ergebnisse untereinander und evaluiert sie – wo immer möglich – an stratigraphischen Schichten. Das Zeitvolumen wird nirgendwo zum immanenten Bestandteil seines übrigen Methodenbündels, selbst da nicht, wo es zur möglichen Erklärung von Fälschungen herangezogen wird. In seinen beiden Aachenbüchern wird der Ertrag dieser Arbeitsweise vorgestellt und aufgrund der neuesten Nachrichten aus der Bauarchäologie und der technischen Evolution in der Eisenbearbeitung fest verankert: Der Aachener Dom ist kein Karlsbau. Mit ihm fallen der Überherrscher und seine Dynastie endgültig aus der Geschichte. Hier bestätigt sich die Aussage des ersten Aachenbuchs mit unabhängigen Mitteln (s. o.). Allein wegen dieser Arbeitsweise hat die mittelalterliche Phantomzeit in Westeuropa eigenen Bestand, man könnte in diesem konkreten Fall das Kalenderargument nun sogar fallen lassen. Für andere Regionen und Zeiten gilt das aber natürlich nicht.

Heinsohns 600-jährige Phantomzeit ist etwas völlig anderes. Er darf die spätantiken Phantomjahre mit den Illig-Jahren der mittelalterlichen Phantomzeit zwar zusammenzählen, aber methodisch dürfen sie (vorläufig?) nicht verkuppelt werden, weil sie möglicherweise verschiedene Phantomzeittypen verkörpern. Heinsohns willkürliche Setzung Realzeit/Phantomzeit kommt hinzu, deshalb muss gerade sie sich der Überprüfung am Kalenderargument stellen, da nur von hier externe „harte“ Daten zu holen sind. Das kann durch keine Masse an Verwunderungsmaterial im Verdachtsstatus aufgewogen werden. Das Kalenderargument tritt hier unbedingt wieder in Funktion.

Die grundsätzliche Problematik um Papst Gregors 10-Tages-Schaltung anstelle notwendiger 13-Tages-Korrektur hat Heribert Illig in *Wer hat an der Uhr gedreht* in sämtlichen Aspekten auf vielen Seiten erörtert [1999, 41 f.]. Erkennt man das Ergebnis aus den fehlenden 3 Tagen an, müssen 236 bis 364, maximal bis zu 473 Jahre aus der Geschichte verschwinden [ebd. 64]. Heinsohns 600-jährige Phantomzeit ist weit umfangreicher. Er muss deshalb wohl begründet nachweisen, warum das Kalenderargument bei ihm nicht funktionieren kann und Illigs Zeitraumermittlung demnach auf einem ‘genialen Irrtum’ beruhen muss. Hierfür kommt für ihn im Prinzip nur ein Argu-

mentationsstrang in Frage: Die Erdumlaufbahn ist zwischen Caesar und Gregor gestört worden – durch Asteroideneinschlag oder kosmischen Kataklysmus [Illig 1999, 42 f.]. Eine solche Hypothese kann ernsthaft nur erwägen, wer zeitlich korrespondierende großflächige Zerstörungsschichten an vielen verschiedenen Orten vorweisen kann [Schaeffer 5 f., 534, bes. 566]. Heinsohns letzter Aufsatz aus 2011 weist in den Schlussäußerungen darauf hin, dass seine Gedanken in eine derartige Richtung gehen [2011e, 650]. Warum spricht er die Problematik, die sich für seine These aus dem Kalenderargument ergibt, nicht wenigstens ansatzweise an? Offenbart er Probleme erst dann, wenn er deren Lösung zugleich präsentieren kann?

Hat Heinsohn auch früher so gearbeitet? Nein, bei seinen althistorischen Werken bedient er sich der für Phantomzeittyp I charakteristischen Mittel. Die mesopotamischen und ägyptischen Phantomdynastien und -reiche konnten tatsächlich nur entlarvt werden, weil der Spiegelreflex mit seiner Doppelidentität den Weg wies. Es ist Velikovskys Verdienst, diese Arbeitsweise auf derartig strukturierte Phantome zuerst angewendet zu haben. Heinsohn folgt ihm darin. Ob er im aktuellen Zusammenhang den qualitativen Unterschied zur mittelalterlichen Phantomzeit Typ II übersieht, ob er sein Modell der Zeitblocktechnik als Modifizierung von Typ I zur Angleichung an Typ II begreift oder ob er einen ganz neuen Typ einführt, ist nicht leicht ersichtlich. Letzteres scheint er im Österreichtext anzuvisieren (s.o.) Ich kann dem Spiegelreflex in Fällen von Phantomzeittyp II und analogen Konstrukten keine Weiserfunktion zubilligen und halte seine Übertragung auf Spätantike und/oder Mittelalter für einen methodischen Fehler. Ich kann darüber hinaus nicht begreifen, warum bei einer derartigen These nicht von Anfang an zur Wirkung des Kalenderarguments Stellung bezogen wird. Sein Umfang und die Bedingungen, unter denen es außer Kraft gesetzt wird, sind in *Wer hat an der Uhr gedreht* und diversen *Zeitensprünge*-Beiträgen nachzulesen! Die Frage nach den Kaiserlisten wurde wenigstens aufgeworfen, versandete aber im Überschwang der Verwunderungsindizien, um schließlich ausgemustert zu werden. Die Frage nach dem zweiten sofort greifenden Falsifizierungsinstrument seiner 600-jährigen Phantomzeitidee wird gar nicht erst öffentlich erwähnt!

Heinsohns Veröffentlichungen im Bereich Mesopotamiens/Ägyptens sind von einem vergleichbaren Makel nicht betroffen, weil dort der Spiegelreflex das einzig adäquate Mittel ist, Identitäten aufzudecken und der Umfang von Phantomzeiten nicht von Anfang an feststeht. In sämtlichen chronologiekritischen Werken zur Althistorie wird es zudem keineswegs beim Sammeln von verdächtigen Symptomen belassen. Velikovsky, Heinsohn und Illig betrachten Indizien und reale Leitfossilien im Licht der konventionellen Forschung, vergleichen mit zeitlich und örtlich scheinbar weit entfernten Relikten und ziehen Schlüsse vor allem anhand Schichtanzahl, spezifischer Schichtmäch-

tigkeit und -zusammensetzung an verschiedenen Orten. Danach werden Schätzungen zu einem jeweils möglichen Phantomzeitumfang gegeben.

Velikovskij und Heinsohn kommen dabei allerdings zu unterschiedlichem zeitlichen Gesamtaufbau der althistorischen Realgeschichte, und Heinsohn entlarvt weit mehr Phantomgesellschaften (z.B. Sumerer, Babylonier u.a.) als Velikovskij (Hethiter). Er konnte dies, weil er einer Intuition folgte, die ihn dazu brachte, die Verlängerung des Zeitstrangs nicht wie Velikovskij allein an der Kritik ihrer Abhängigkeit von ägyptischen Sothisperioden und der Überlieferungsgeschichte fragwürdiger Pharaonenfolgen fest zu machen. Heinsohn konnte darüber hinaus vielmehr die verschleierte bibelfundamentalistische Wirksamkeit des Abrahamdatums [Heinsohn 1988, 13 f.] für die Erstellung unserer Zeitachse nachweisen. Im Bereich solcher 'Intuitionen' liegen überhaupt Heinsohns kaum zu überschätzende große Verdienste! Niemand vor ihm hat die 'gordischen Knoten' in unterschiedlichen gesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen so gezielt erfasst und zerschlagen:

- im Bereich der Bevölkerungstheorie den eisernen Glauben an einen „natürlichen Kinderwunsch“,
- in der Wirtschaftstheorie den eisernen Glauben an den naturgegebenen Eigentumstrieb des Menschen,
- in der Ethik- sprich Antisemitismusdebatte den verschleierte Kernkonflikt zwischen menschenopfernder Heilsgewissheit und jüdischer Opferabweisung,
- in der Chronologiekritik den Bibelfundamentalismus (s.o.).

Meiner Meinung nach waren solche Intuitionen der Zündfunke, der – in ihren Einzeldisziplinen teilweise kompetentere – Kollegen und kongeniale Autorenpartner wie Knieper, Steiger und Illig angetrieben hat, gemeinsam mit Heinsohn über Jahre diese Gedanken mutig weiter zu entwickeln, zu vertiefen und, eingebunden in Methoden- und Problembestand jedes Einzelfachs, in ernsthafte Theorie zu gießen. Solche Partner bürgen in meinen Augen für methodische Absicherung und korrekte Untersuchungsarbeit. Weil sie sich mit ihren oft revolutionären Ergebnissen in der Öffentlichkeit und unter Fachkollegen äußerster Kritik, Spott, Isolierung und mancherorts auch Diffamierung aussetzen, wissen sie, dass sie genauer, sauberer, schlicht 'besser' arbeiten müssen als die „konventionellen“ Kollegen !

Wer selbst im Glashaus sitzt...

Zurück zum Text! Die Überschriften der Kapitel IV, V, VI kündigen für Byzanz, Athen und Jerusalem die sehnlich erwartete Auseinandersetzung mit archäologischen Hinterlassenschaften an. Doch die Leserneugier bleibt unbefriedigt.

- In Byzanz/Konstantinopel hebt Heinsohn hervor, dass der archäologische Befund völlig fehlender Restbauten aus der vorkonstantinischen Periode (Zeitblock **B**) im Gegensatz zu Cassius Dios (gest. ca. 230) zeitnaher literarischer Schilderung des Ortes als bedeutendes Zentrum mit Mauerkranz steht. Heinsohn glaubt dem literarischen Zeugnis kommentarlos. Erstaunlich! Die Diskrepanz von archäologischer und literarischer Aussage gibt ihm keinen Anlass, dieser Feststellung vertieft nachzugehen. Müsste Dios Aussage nicht auf ihre Überlieferungsgeschichte geprüft werden und gegen die erheblich größere Anzahl der konträren Literaturaussagen der angeblich imaginären Zeitblöcke **C/D** abgewogen werden – Eusebius, Julian Apostata, Prokop u.v.m.? Muss man sich hier nicht bereits fragen, wie denn die existenten Monumente und der bedeutende Umfang an Relikten, die traditionell dem Zeitblock *Byzanz C* zugeschrieben werden, im Block *Byzanz B* untergebracht werden können? Die Auswirkung des Denkens in Zeitblöcken funktioniert offenbar wie ein Denkverbot! Hier hat Illig nachgearbeitet, erörtert einige geschichtliche Folgen des Verschiebens und liefert [2011c, 547 f.; 2011e, 653 f.] wenige, aber datierbare Belege für beide Heinsohn'schen Zeitblöcke.
- Die Athenbesprechung fällt nicht gehaltvoller aus. Nach der Feststellung fehlender Monumente, Literatur und christlicher Nachlässe zwischen ca. 180 und 900 gleitet der Text hinüber zur Fragmentierung des lateinisch/griechisch schreibenden westlichen Autors Boethius (gest. ca. 526), dessen Griechischkenntnisse die einzige Berührung mit Athen sind. An ihm allein macht er eine angebliche Berichterstellerlücke für den gesamten Zeitblock **C** fest.
- „Und was gibt es im römischen Jerusalem?“. Der allmählich mit Heinsohns Dialektik vertraute Leser wird sich die Frage selbst beantworten können: erwartungsgemäß nichts, pardon, so gut wie nichts – Herodes der Große darf vor |0| den Tempelberg befestigen, Hadrian darf bis 130 auch ein bisschen an der nun römischen und alsbald judenfreien Kolonie Aelia Capitolina werkeln, wahrscheinlich erlaubt dies die „weströmische Perspektive“ der Quellenlage. Nach Heinsohn fordert Jerusalem's archäologische Plausibilität den Verschieben der zahlreichen Kirchen und des *Cardo* aus Zeitblock *Byzanz C* zurück in den Realblock *Byzanz B*. Sieht die Herrschermetropole Rom frühe Christen demnach nicht als Angehörige einer der diversen jüdischen Sekten, die ebenfalls aus Aelia Capitolina verbannt sein müssen? Wieso können diese hier so früh schon ihre Kirchen bauen? Was ist mit der im Judentum, in West und Ost literarisch reichlich bezeugten ereignisgeschichtlichen Plausibilität insbesondere der Geschichte des Christentums für das 4.–6. Jh.? Sollen christliche Klöster erblühen und christliche Pilger zu den heiligen Stätten wandern, bevor

oder kurz nachdem Rom den Juden das Betreten von Jerusalem auf ewig untersagt hat? Wie viel Abstand zur Tempelzerstörung im 1. Jh.? Wie viel Abstand zum jüdischen Aufstand im 2. Jh., der das jüdische Volk in die Diaspora zwingt? Kein Heinsohnwort dazu! Im Fall Athens werden fehlende literarische Zeugnisse registriert und anhand eines Gedankensprungs zu Boethius generalisiert. Vorhandene literarische Quellen für Jerusalem werden dagegen völlig ignoriert.

Heinsohns Rhetorik arbeitet systematisch mit apodiktischen Behauptungen, die verkleidet als Wenn-Dann-Schlüsse wie Tatsachen angesprochen werden. Diese Ausdrucksweise bringt es mit sich, dass beim kritischen Leser leicht der Eindruck entsteht, dem Autor reiche es, unbeantwortete Fragen zu summieren, deshalb schreibe er in Kapitel VII seines Spätantikeaufsatzes die behauptete 600-jährige Phantomzeit bereits als Tatsache fest und er frage nur mehr nach Ursache und/oder Urheber des Chronologiebruchs. Missverständnis oder bewusst in Kauf genommene Irreführung des Lesers? In diesem Zusammenhang weist Heinsohn weiter auf Synkellos und Theophanes hin, und die Überlieferungsgeschichte der *Historia Augusta* wird als exemplarisch für zwei andere Werke, die Kaiserfolgen liefern – *Aurelius Viktor* und *Epitome de Caesaribus* –, angesprochen. Von der Überlieferungsgeschichte des Synkellos, des Theophanes und des zuvor vom Autor bereits zweimal zu positiver Verstärkung seiner Sichtweise herangezogenen Cassius Dio, dessen Überlieferung mindestens ebenso fragwürdig ist [Cassius Dio], lesen wir nichts. Wir lesen auch nichts über eine beabsichtigte Untersuchungsarbeit des Autors zur Kaiserliste, die er hier erneut kurz anspricht. Gleichwohl muss Heinsohn ein gespaltenes Verhältnis zu dieser Liste haben und sollte an einem vertieften Urteil über ihre Plausibilität dringend interessiert sein. Sichert sie denn nicht den Eckpfeiler seiner Realitätskonstruktion *Rom A*, zusammen mit dem Kalenderargument sogar das Gesamtkonstrukt?

Im Schlusskapitel muss der Leser mit seinem Autor den technischen Umgang mit dessen Zeitblocktechnik üben, nebenbei erfährt er in wenigen Sätzen etwas zur Einschätzung der oben verwiesenen Goten, die er bereits im Asienartikel kurz angesprochen hat (s.o. [Heinsohn 2011b, 454; 2011a, 190]). Heinsohn richtet sich offenbar nach der traditionellen literarischen Cassiodor/Jordanesquelle, ohne dies allerdings explizit zu sagen. Er mutmaßt ohne Beleg, die Abwanderung der Goten aus dem Norden im 1./2. Jh. sei mit ihrem südlichen Auftauchen im 4./5. Jh. zeitnah verbunden, deshalb gehöre die Gotengeschichte in den antiken Gesamtrealblock *Rom/Byzanz A/B*. Bevor eine derart weitgehende Ansicht in die Diskussion geworfen wird, wäre man dem Autor dankbar, er würde seine Untersuchungen zur Gotenfrage nicht nur ankündigen, sondern bereits vorgestellt haben. So erscheint von seinem

Gedankengebäude wieder einmal – s. fehlende Untersuchungen zu Kalenderargument und Kaiserliste – das erste Geschoss vor den Fundamenten. In gotischem Zusammenhang darf der Leser aber auch auf eine mögliche Stellungnahme gerade des Autors von *Söhne und Weltmacht* [Heinsohn 2003] gespannt sein. Wird er sich zur Qualität des Volksbegriffs für die Völkerwanderungszeit, der in den letzten Jahren in Historikerkreisen ins Gerede gekommen ist, äußern? Sieht er die Goten als Stamm oder als Herrschaftsträger einer ethnopluralistischen Gesellschaft von Status- und Landsuchern, vergleichbar den Konquistadoren, gleichsam als antiken *Youth bulge* [ebd. 73]? Welche Folgen für die Einschätzung der Barbarenstaaten ergeben sich im zweiten Fall aus römischer Sichtweise?

Am nächsten Artikel, dem Hunnenrätsel [2011c] überrascht die Themenwahl. Sicher, wenn man glaubt, die Phantomzeit verdoppeln zu müssen, gerät man in die Völkerwanderungszeit der Spätantike. Die Auswahl, welche Gesellschaft man zur Prüfung heranzieht ist groß: Markomannen, Sueben, Alamannen, Goten, Franken, Vandalen, Hunnen, Langobarden und weitere kaum deutlich identifizierbare Völkerschaften. Name, Herkunft, ethnische Gliederung, Geschichte und die Zuordnung archäologischer Artefakte ist für jede einzelne unter Historikern umstritten. Heinsohn wählt die Hunnen. Warum? Müssten nicht Goten, Franken, Vandalen oder Langobarden dem Interesse des Autors weit näher liegen, da sie im Gegensatz zu den Hunnen erfolgreich römischen Reichsboden erobern und eigenständige Reiche begründen?

Es geht Heinsohn wohl nicht um eine tief schürfende Auseinandersetzung mit dem Hunnenstoff und seinen akademischen Interpreten, sondern nur um einen ersten Test seiner neuen Phantomzeitthese und deren Zeitblocktechnik mit Doppelidentitäten. Der Streit unter Vertretern der herrschenden Lehre über Identität bzw. Nichtidentität von Xiongnu und Hunnen/Chuni/Chioniten zieht Heinsohns Aufmerksamkeit auf sich, weil er das mesopotamisch/ägyptische Vorbild der Veraltung von Gesellschaften spiegeln könnte. Zudem sind hier archäologische Relikte relativ übersichtlich und umstritten, so dass sie ohne große Schwierigkeit auch als Zeugen im neuen Zeitblockverfahren verwendet werden können. Gemäß Heinsohn wird die hunnische Gleichsetzungstheorie als Mindermeinung vorwiegend von der „Weltkoryphäe“ J. D. Howard-Johnston vertreten. Heinsohn kann ihm nun hilfreich beistehen, wenn der ‘Meister’ seinem chronologischen Kraftakt denn zu folgen vermag und dem Dogmenglauben an die herrschende Chronologie abschwört [2011c, 462 f.].

Der Umstand, dass sich die Mehrheitsposition bei der Begründung von Nichtidentität Xiongnu – Hunnen auf die schwache, wenig sinnige These eines „Namensdiebstahls zur Schreckensverbreitung“ in verschiedenen Varianten zurückzieht, kommt dem Anliegen Heinsohns zupass, die gotische Nordabkunft aus dem 1./2. Jh. mit der Völkerwanderung des 4./5. Jh. zu ver-

quicken, da sich die herrschende Historikermeinung auch dort auf eine Namenswanderungsthese geeinigt hat [ebd. 462]. So wird das Hunnenrätsel zum Gotenrätsel, und Heinsohn gewinnt die gemeinsame Lösung durch das Zeitblockmodell: Identität! Nebenbei erspart er sich damit die Sisyphosarbeit der fachspezifischen Auseinandersetzung mit Quellen und Lehrmeinungen zur Gotenfrage, was aus den korrespondierenden inhaltsleeren Eigenverweisen seiner Beiträge hervorgeht [2011b, 455; 2011c, 462].

Da die Hunnen auch im Iran als Chioniten auftauchen, lässt sich die arbeitssparende Rationalisierungsmaßnahme auch auf persische Verhältnisse anwenden. Sie wurden ebenfalls schon im Asienbeitrag kurz erwähnt [2011a, 178]. Historische Einzelberichte von parthischen Adelsgeschlechtern am Asarkidenhof mit Jahrhunderte entfernter sassanidischer Zukunft sind natürlich ein schwerwiegendes Symptom für Geschichtsveralterung durch Schaltung gleichzeitiger Dynastien hintereinander. Leider erspart uns der Autor Belege für die „unstrittigen“ historischen Berichte. Solch Indiz würde zur chronologiekritischen Untersuchung der persischen Geschichte dieser Zeit auffordern; es kann Heinsohns Behauptung von 600 Jahren Phantomzeit allerdings nicht in Wahrheit verwandeln. In der weiteren Phantomzeitdiskussion sollte vielleicht auch beachtet werden, dass der Umfang der spätantiken gleich dem der mittelalterlichen Phantomzeit ist, die in Westeuropa zwar zeitlich außerhalb liegt, anderswo jedoch zeitlich verschoben sein könnte. Warum nicht im Gewande einer spätantiken oder persischen Phantomzeit? Dieses Symptom steht Heinsohn daher für die verdoppelte Phantomzeit (noch?) nicht zur Verfügung!

Insgesamt taugt Heinsohns Artikel zum Hunnenrätsel für den Autor zu inhaltsloser Selbstzitation und als rhetorische Fingerübung, wie mit einem einzigen Indiz, das in unterschiedlichen Kulturen/Gesellschaften auftaucht und von der herrschenden Meinung mit strukturell gleichen Argumenten erklärt wird, eine Behauptung als ‘Wahrheit’ dargestellt werden kann. Dem Leser öffnet es allerdings den Blick auf den Umfang anstehender chronologiekritischer Arbeitsfelder.

Zu den beiden weiteren Artikeln des Autors im letzten Heft [2011d, e] sollen nur einige Stichpunkte angemerkt werden, da Illig [2011c, d, e] im gleichen Heft bereits Ergebnisse einer Nachbearbeitung vorlegt, die einige Argumente gelten lässt, die Mehrheit aber gründlich in Frage stellt.

- Die stratigraphischen Befunde für Wien/Vindobona, Carnuntum, Veldidena, Brigantium/Bregenz, Aventicum/Avenche und der Verfall der Limeskastelle zeigen nach Heinsohn einen katastrophischen Untergang des Römischen Reichs – mindestens im Westen – ca. 230/50 an. Welche Art von „Katastrophe“ gemeint ist, bleibt noch weitgehend im Dunkeln:

kriegerische Niederlagen gegen eindringende Barbaren werden ebenso angedeutet wie Erdbeben oder gar kosmische Katastrophen, wie sich im späteren Artikel zeigt (s.o.). Die folgenden 50/70 Jahre bis 300 sollen dann den „harten Stoff für die germanische Zeit des 10. Jh.“ liefern ([2011d, 644] s.o.).

- Für Wien bestätigt Illig Heinsohns Hervorhebung der Ratlosigkeit der herrschenden Meinung über die Fundleere mit dem von Heinsohn übersehenen Hinweis auf mehrfache Revision der Altersfestlegung am Berghof, wo z. Zt. die Aufgabe römischer Besiedlung im 5. Jh. mit einzelnen Befunden zum 6. Jh. gesehen wird. Immerhin ca. 150 Jahre zu viel für Heinsohn. Könnten die verbleibenden fundleeren Rätseljahre eventuell einer um 100–150 Jahre verlängerten mittelalterlichen Phantomzeit geschuldet sein? Zu Carnuntum kann Illig den „weichen“ literarischen Beleg des Ammianus Marcellinus beisteuern, der in der 2. Hälfte des 4. Jh. die Stadt als verfallenes Nest beschreibt [beide Illig 2011e, 654].
- Die flüchtigen pauschalen Bemerkungen Heinsohns zum endgültigen Limesverfall werden von Illig anhand der Untersuchungen zum Donau-Ilter-Rhein-Limes und Niederrheinischen Limes, zu Kastell Bürgle, Regensburg und Krefeld-Gellep gründlich hinterfragt und weitgehend widerlegt [ebd. 655 f.].
- Heinsohns Erkenntnisse aus dem kleinen Seitensprung nach Köln werden durch Illigs Stratigraphiebesprechung der Domschichten ad absurdum geführt [ebd. 665-674]. Die sichtbare Schichtenanzahl im Verein mit den zahlreichen fränkischen Bauten ist in Heinsohns nachantiker, vorromanischer 50/70-jähriger Restzeit nicht sinnvoll unterzubringen [ebd. 671, 673].
- Auf den Sprung Richtung Aachen geht Illig nicht ein, obwohl Heinsohn [2011d, 620] den Leser des Aachen II – Buchs mit einem Illig-Zitat hier wahrhaft verblüfft. Wo Illig Aachens Karlsfixierung anprangert, die dazu geführt hat, anderweitige Relikte achtlos bei Seite zu schaffen und Aachen deshalb auch keine belastbaren stratigraphischen Befunde vorweisen kann, die über die bloße Registrierung einer antiken Besiedlung und eines Kirchenvorläufers auf römischem Stadtgrundriss vor dem Dombau als ‘Karlsjuwel’ hinausgehen [Illig 2011, 87 f.], wird bei Heinsohn der ‘harte’ Beleg fehlender Schichten. Wörtlich gesehen zwar richtig, aber wo keine Stratigraphie beachtet und dokumentiert wird, da kann aus dem „Fehlen an sich“ kein Argument gewonnen werden. Heinsohns überschäumendes Engagement für seine neue These, hat ihn offenbar derartig auf die Brandmarkung ihres Fehlens fixiert, dass er den Kontext übersieht und unbedacht Illig-Wort gegen Illig-Aussage ausspielt.

Zusammenfassend ergibt sich folgende kritische Punkte in Heinsohns Rekonstruktion:

Sachliche Aufgaben, Probleme und Gefahren (Auswahl):

- Beliebigkeit bzw. Autorenwillkür bei Datierungen durch die vorgeschriebenen Mittel und deren unlösliche Verquickung.
- Ausgiebiger Spiegelreflexeinsatz vernachlässigt das Phänomen möglicher phantastischer Berichte und Fälschungen, wie sie Typ II in Fülle vorweist.
- Das Denken in Zeitblockstrukturen kann zu unbewusstem Denkverbot führen. Die selbst gestellte Aufgabe, archäologische Zeugnisse z.B. Bauten oder per Spiegelreflex erkannte Personenidentitäten in dem vom Autor für sie vorgesehenen Zeitblock unterbringen zu müssen, darf entgegenstehende antike Textzeugen aus den beiden Phantomzeitblöcken **C** und **D** nicht übersehen oder durch Ost/West-Perspektive zur willkürlichen Deutung freigeben
- Stauchzwang verführt besonders bei Schichtstrukturen und Bauten (s.u.) zu Verkürzung von Evolutionsgängen, wenn diese nicht durch Bauarchäologie und Technikevolution untermauert wird.
- Weitgehend fehlende Kritik der antiken Textzeugen, bis hin zu 'gläubigem' Einsatz ihres 'Wahrheitskerns', wenn es die Hauptannahmen des Autors unterstützt.
- Dasselbe gilt für die Wahrnehmung und Wiedergabe aktueller Problemdiskussionen der jeweiligen konventionellen, aber ebenso der chronologiekritischen Vertreter zur Deutung von Datierungen.
- Der Nachweis von kosmischem Katastrophenhorizont bzw. Uminterpretation von regional begrenzten Zerstörungshorizonten, die durch kriegerische und/oder irdische Naturgewalten ausgelöst worden sein können, muss Nachweis ihrer Gleichzeitigkeit erbringen, sollen nicht beliebig viele kosmischen Ereignisse, die in relativ kurzer Zeit den römischen Machtbereich erschüttern, kreierte werden.
- Das Verhältnis der Schichtmächtigkeit zu angenommener Jahreszuweisung von 20 bis 30 Jahren entspricht den an der Lehmabauweise des Orients gewonnenen Erfahrungen. Es kann auf Europa und Steingebäude hinterlassende Römer nicht ohne weiteres angewendet werden [Otte 2011, 734].
- Bei seiner Fixierung auf stratigraphische Schichten vernachlässigt der Autor die Fundamente seines theoretischen Konstrukts (Kaiserliste), erwähnt sie nicht einmal (Kalenderargument). Hierfür baut er offenbar auf die Mitarbeit von Partnern und Kritikern.

- Apodiktische Rhetorik als sprachliches Ausdrucksmittel, d.h. der systematische Einsatz von Tatsachenbehauptungen nach Maßgabe eines alternativen Wenn-Dann-Schlusses kann eine Verdeutlichung der Autorenposition sein, verleitet den Leser aber zur Annahme einer bereits bewiesenen Tatsache. Oft genug wiederholt, verankert sich dieser Eindruck im Bewusstsein des Publikums.

Methodische Aufgaben, Probleme und Gefahren (Auswahl) :

- Willkürliche Realzeitsetzung |0|–300
- Zeithalbierung |0|–600 ermöglicht Zirkelschlüsse.
- Keine Stellungnahme zum Kalenderargument bzw. der daraus resultierenden Zeitraumbegrenzung, mit der Folge, dass ein möglicher, externer, sicherer Bezugspunkt für Datierungen negiert werden kann.
- Erwähnung, aber keine Stellungnahme zu durchgehenden Kaiserlisten: Warum billigt Heinsohn der konventionell angenommenen römischen Kaiserliste für die Zeit |0|–230/300 Plausibilität und Realität zu, für 300–600 aber offenbar nicht mehr.
- Verkuppung von mittelalterlicher und spätantiker Phantomzeit berücksichtigt unterschiedliche Phantomzeittypen nicht.
- Mittel der Spiegelidentität (Spiegelreflex) als Leitmedium ist für Phantomzeittyp II und typähnliche Konstrukte, die nicht von modernen Gelehrten erfunden worden sind, ungeeignet.
- Dito Mittel der Berichterstatterperspektive. Sein Einsatz ist unbrauchbar, wenn er nicht in Verbindung mit ausführlicher Text- und Überlieferungskritik einschließlich des Nachweises geschieht, dass der einzelne Berichterstatter selbst keine fiktive Figur ist. Sonst müsste man z.B. Einhards Karlsbiographie Realitätscharakter bescheinigen.
- Dito Handhabung, dass keine 1:1 Umsetzung für Spiegelidentitäten erforderlich sei. Eine derartige Variable in einem Modell, das Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhebt, ist inakzeptabel und abenteuerlich.

Das Bedürfnis, den Leser mit allen Mitteln zu überzeugen, durchzieht sämtliche Beiträge und verführt den Autor leider manchmal dazu, strittige Sachverhalte verkürzt, einseitig oder gar nicht wiederzugeben, gar mit zweierlei Maß zu messen. Keines der von ihm angesprochenen Beispiele kann die Bezeichnung als ‘akkurate Untersuchung’ für sich in Anspruch nehmen. Soll immer mehr, immer neuer Stoff und sprachliche Eloquenz dies vertuschen? Oder erwartet der Autor die eigentliche Kleinarbeit im Einzelfall von anderen? Hat er die Absicht, nur verstärkende Verdachtsmomente zu präsentieren, zur Kri-

tik und Mitarbeit anzuregen? Alles in allem weist Heinsohn auf eine weitere Option der Chronologiekritik hin und tischt eine reichhaltige Stoffsammlung an Verdächtigungen, Indizien, Zeugnissen, Inspirationen und Belehrungen auf. Die inhaltlichen Fakten können als Stoffsammlung in anderem Rahmen sicherlich genutzt werden.

Mein Unbehagen, ja meine Bestürzung über diese fünf Werkstatt-Texte beruht nicht auf der Aussage ihrer Hauptthese oder dem vorgestellten Material, sondern betrifft ihre Modellkonstruktion insgesamt mit all ihren Bedingungen, einschließlich der offenbaren Nichtbeachtung des qualitativen Unterschieds zwischen althistorischer und mittelalterlicher Phantomzeit. Mich stört besonders die Vernetzung des Spiegelreflexes bei der Zeitblocktechnik mit dem Mittel der Berichterstatterperspektive im Verein mit der Bedienungsanleitung, dass erkannte Gleichartigkeit nicht 1:1 zeitlich/örtlich umzusetzen sei. So wird alles und jedes beliebig nach des Autors Willkür datierbar, selbst stratigraphische Schichten, die zunächst ja nur tentativ als aufeinander folgend erkannt werden können. Erst eine Koppelung an die erwiesene Glaubwürdigkeit eines historischen Berichtes oder – wie im Fall von Aachen – an den Nachweis eines Leitdatums aus der technischen Evolution kann daraus das Ankerdatum einer „absoluten“ Chronologie machen. Heinsohn weist stratigraphische Schichten durchaus als „tentativ“ aus, mit seiner Technik verwandeln sie sich jedoch unversehens und/oder beinahe in eine „absolute“ Chronologie nach des Autors (oder des Lesers?) Belieben.

Geradezu misstrauisch haben mich darüber hinaus die vielen rhetorischen Finten und der offensichtlich konzeptlose Aufbau seiner Texte im einzelnen wie im Zusammenhang gemacht. Damit können Klippen der Argumentation wunderbar verschleiert werden. In all seinen Veröffentlichungen macht Heinsohn nicht selten darauf aufmerksam, dass Kollegen auf dem Wege der herrschenden Meinung wissenschaftsfremd arbeiten, vertuschen und schummeln [hier: 2011a, 190; 2011b, 452; 2011c, 462 f.; 2011d, 643; 2011e, 648]. Bisher habe ich darin sein stillschweigendes Versprechen gesehen, selbst äußerst korrekt vorzugehen und sich um eine unzweideutige Darstellung seiner Arbeitsergebnisse zu bemühen. Für mich sind seine letztjährigen *Zeitensprünge*-Beiträge daher eher überhastet der Öffentlichkeit vorgestellte Gedankensplitter. Wenn Heinsohn sie als solche kenntlich gemacht hätte und sie nicht im Gewand einer neuen These vorstellen würde, wäre meine Kritik sicher weniger harsch ausgefallen.

Literatur

- Cassius Dio http://de.wikipedia.org/wiki/Cassius_Dio
Gibbon, Edward (1776/1789): *History of the Decline and Fall of the Roman Empire*,
London

- Heinsohn, Gunnar (1988): *Die Sumerer gab es nicht*; Frankfurt a. M.
- (2003): *Söhne und Weltmacht. Terror im Aufstieg und Fall der Nationen*; Zürich
 - (2011a): Gilt Asiens chronologische Lücke von 300 bis 600 für die ganze Erde? in *ZS* 23 (1) 164-193
 - (2011b): Ist die Spätantike eine Phantomzeit?; in *ZS* 23 (2) 429-456
 - (2011c): Bato und Attila. Vorschlag zur Lösung des Hunnenrätsels; in *ZS* 23 (2) 457-473
 - (2011d): Österreich ohne Spätantike; in *ZS* 23 (3) 618-646
 - (2011e): Aventicum. Roms helvetische Hauptstadt; in *ZS* 23 (3) 647-650
- Illig, Heribert (1991): Die christliche Zeitrechnung ist zu lang; in *VFG* 3 (1) 4-20
- (1994): *Hat Karl der Große je gelebt?* Gräfelfing
 - (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf [erw. Neuaufl. von *Hat Karl der Große je gelebt?* (1994), Gräfelfing]
 - (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht?* München
 - (2011): *Aachen ohne Karl den Großen*; Gräfelfing
 - (2011a): Zwischen den Kalenderreformen von Cäsar und Gregor XIII. liegen nur 1.330 Jahre. Kalendarisch bestätigt: die These vom erfundenen Mittelalter; in *ZS* 23 (19) 65-74
 - (2011b): Byzanz im Visier; in *ZS* 23 (2) 424-428
 - (2011c): Die Befestigungen von Rom und Konstantinopel; in *ZS* 23 (3) 536-550
 - (2011d): Reichskirche, Konstantin und Theodosius. Gedanken zu einer Konstantin-Biographie; in *ZS* 23 (3) 611-617
 - (2011e): Verdoppelte Phantomzeit? Eine Abwägung; in *ZS* 23 (3) 651-680
- Kaiserliste: http://de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_römischen_Kaiser_der_Antike
- Otte, Andreas (2011): Stratigraphie und Chronologie. Prinzipien der natürlichen Stratigraphie, kritisch hinterfragt; in *ZS* 23 (3) 729-736
- Schaeffer, Claude F.A. (1948): *Stratigraphie comparée et Chronologie de l'Asie Occidentale*; Oxford · London

MarianneKoch1@gmx.de

Ostia antica, Roms Hafenstadt

Ausgrabung contra überlange Zeitkürzung

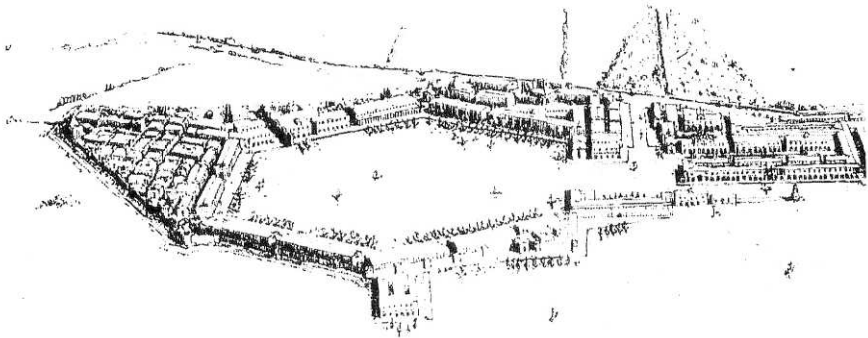
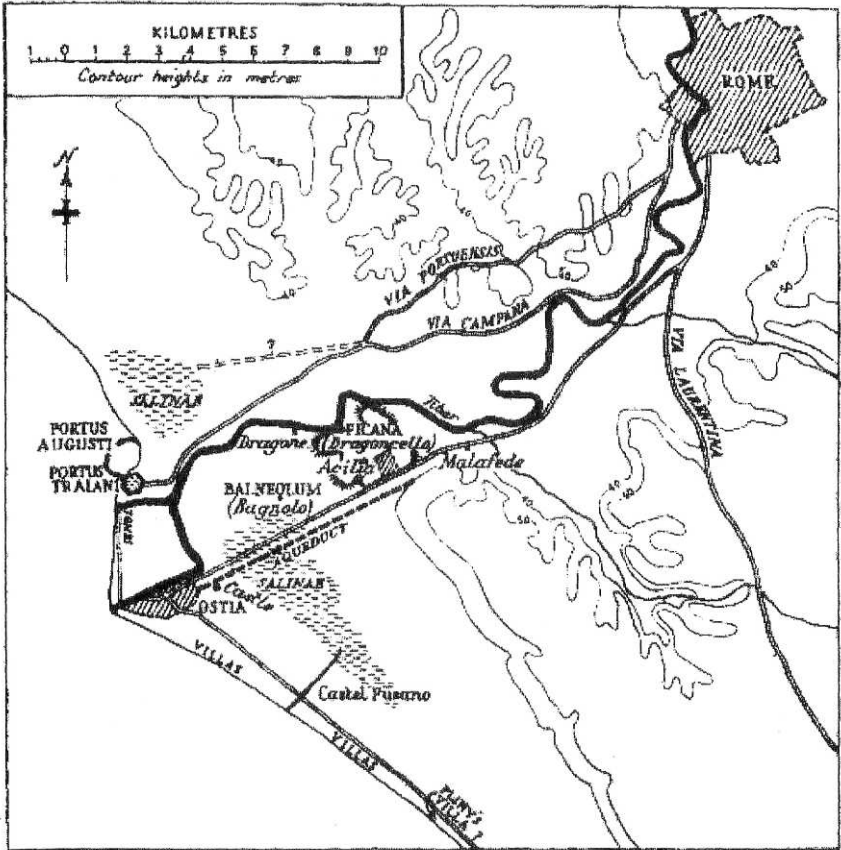
Heribert Illig

Das Ausgrabungsgelände des antiken Ostia bietet einen Anblick wie Pompeji, aber es hat nicht nur bis +79 bestanden, sondern bis ins frühe Mittelalter. Hier ist der Ort, an dem sich die Dauer der Phantomzeit ebenso prüfen lässt, wie das Auftreten von Christen bereits im 1. Jh. und die Zerstörung des gesamten römischen Reiches durch eine Naturkatastrophe um 230.

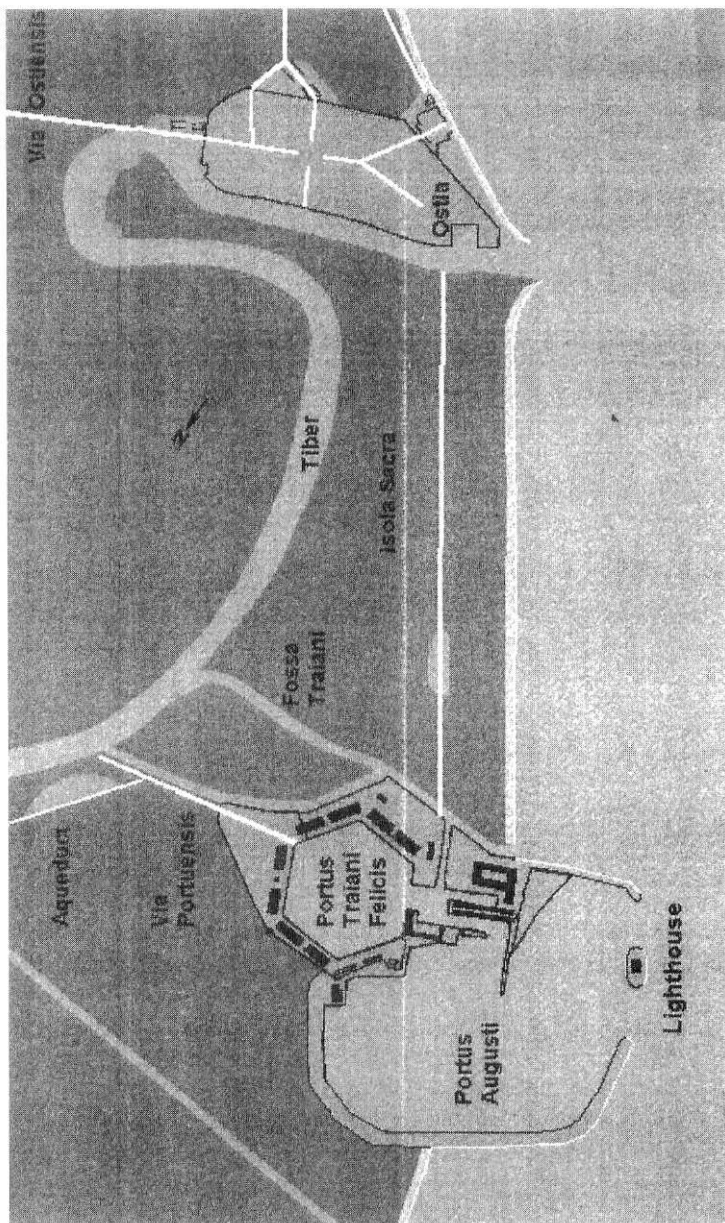
Ostia war der Hafen Roms, 23 km von der Stadt entfernt, damals an Tiber und Meer gelegen. Der Sage nach geht seine Gründung auf einen römischen König des -7. Jh. zurück; für die Archäologen ist die Ansiedlung ab dem -4. Jh. nachweisbar. Sie konnte ihre Stellung auch dann behaupten, als der Hafen um die Zeitenwende verlandete. Claudius ließ einen künstlichen Port anlegen, der 54 eingeweiht wurde; Trajan ließ dann um 100 jenes sechseckige Hafenbecken mit einem maximalen Durchmesser von 715 m graben, das heute wieder als Lago di Traiano in der Landschaft zu finden ist. Allerdings lag das Hexagon 2 km vom ursprünglichen Ostia entfernt, in seinem neuen Stadtteil Portus. Gleichwohl blühte der alte Hafen Ostia im 2. Jh. auf, die Bevölkerung wuchs auf geschätzte 50.000 Einwohner. Die Ursache dafür – zumal Anzio, Civitavecchia und Terracina für Rom als weitere Häfen hinzutraten [Hennig, 18] – ist erst vor zehn Jahren gefunden worden (s.u.).

Im 3. Jh. setzte eine massive Schwächung ein, die dem allgemeinen Rückgang in der Reichskrise entsprach (25 km nördlich von Rom ging im Ager Faliscus die Zahl der Ansiedlungen von 163 auf 115 zurück, also um 30 % [Potter, 257], was für die Zahl der Köpfe einen noch größeren Rückgang bedeuten dürfte). Im 4. Jh. gab es aus archäologischer Sicht einen kleinen Aufschwung, während Konstantin I. sowohl Ostia wie Portus der Stadt Rom zuschlug. Mit Rom schrumpfte auch Ostia. Im frühen Mittelalter verfiel der Ort, längst von malariaverseuchten Sümpfen umgeben. Nur auf dem Papier erlebte es im 9. Jh. noch eine Scheinblüte: Papst Gregor IV. († 844) hätte Ostias Befestigung erneuern und die Ansiedlung Gregoriopolis nennen lassen, doch die heute allein sichtbare Burg in Ostia Antica stammt von Julius II. († 1513). Im späten 9. Jh. sei Ostia dann endgültig aufgegeben worden.

Einer päpstlichen Bulle von 1191 lässt sich entnehmen, dass die Kalkbrennerei aus Marmortrümmern bereits voll in Gange war, weil die Ruinen nicht vollständig von Erde bedeckt waren [hier und im Weiteren Meiggs = M., 102 f.]. Pisa und Florenz holten sich seit 1063 für ihre Renommierobjekte, also für



Rom, Ostia und Portus Augusti [Meiggs, 112]
 Rekonstruktionszeichnung von Trajans Hexagon-Hafen [portus]



Plan von Ostia (Hafen in dem Karree unterm Namen) und Portus [plan]
 Zeitensprünge 1/2012 S. 101

Dom bzw. Baptisterium Steinblöcke aus Ostia, wie an Spolien ablesbar ist. Ab dem 14. Jh. gingen Marmorblöcke zur Kathedrale von Orvieto, ab dem 15. Jh. benötigte das aus Avignon nach Rom zurückgekehrte Papsttum selbst Baumaterial. Damals kamen auch Antikensammler wie Ligorio und Poggio Bracciolini, die nach Inschriften und Kunstobjekten suchten. Solche gelangten zu allen großen Sammlern auf dem Kontinent, bis zu Beginn des 19. Jh.

Nun verbot der Papst derartige Raubgrabungen und ließ von 1802 bis 1804 die erste halbwegs systematische Grabung durchführen, weitere folgten (1824–1834, 1855–1870) [M. 105], sollten doch die päpstlichen Schatzkammern gefüllt werden. Ab 1870 übernahm der italienische Staat die systematische Suche nach der Stadt. Vor allem Guido Calza leistete als Ausgräber wertvolle Arbeit (1912–1946). Mussolini ließ fünf Jahre lang intensiv für die große Ausstellung von 1942 graben: Die untersuchte Fläche Ostias verdoppelte sich in dieser Zeit, auch die späteren Phasen der Kaiserzeit wurden nun beachtet, bei denen auffiel, dass persönlicher Reichtum in Kontrast zum städtischen Abstieg stand [M. 110]. Entdeckt wurde auch der Stadtteil des 4. Jh., der zwischen Tibermündung und damaliger Küste lag. Die Stadtmauern und ihr Umfang sind noch nicht hinreichend erforscht [M. 115 f., 118; DAI].

Das Zentrum, der Platz des späteren Forums war schon in republikanischer Zeit bewohnt, lag aber direkt auf angeschwemmtem Sand und damit zu tief bei Tiberhochwasser, weshalb es aufgeschüttet, drainiert und kaiserzeitlich bebaut wurde [M. 117]. Beiläufig konnte hier geklärt werden, dass die Römer schon im frühen -2. Jh. mit Zement bauten [M. 119], aber erst ab Augustus mit rötlicher Pozzulanerde [M. 543].

In der Blütezeit wurden hier im Zentrum mehrstöckige 'Mietskasernen' hochgezogen, die sich in Einzelfällen bis zum Ansatz des dritten Geschosses erhalten haben. Sie repräsentieren jene Wohnblöcke, die eigentlich für Rom typisch waren, aber dort nicht erhalten geblieben sind. Am Stadtrand entstanden Nobelvillen zum Teil mit Meeresblick – aber wir überspringen diese Epoche, um uns der Reichskrise 230 bis 285 und der Spätzeit zuzuwenden. Hier ist Ostia ein exzellenter Prüfstein für Heinsohns verdoppelte Phantomzeit [2011a, b; 2012], bei der

- die Zeitabschnitte 0|–300 und 300–600 und damit westliches und östliches Kaiserreich auf noch unerklärte Weise ineinanderliegen,
- bei der sich das Christentum schon im 1. Jh. stark verbreitet,
- bei der eine Naturkatastrophe das Kaiserreich um 230 zerstört,
- bei der in einer noch unerklärten Gemengelage Merowinger, 'byzantinische' Kaiser und gotische Herrscher bis 300 regieren,
- bei der nach 300||900 erst Franken und kurz darauf die Sachsen nördlich der Alpen an die Macht kämen?

Die Reichskrise und ihre Überwindung

Wir werden an der Bautätigkeit noch sehen, dass der Einschnitt der Reichskrise bedeutend war. Die zentrale kaiserliche Macht schwand, wie sich sogar an der Ziegelfertigung bemerkbar machte: Die Ziegelstempel entfielen, ausgerechnet das Leitfossil der Chronologie, das bis 235 fast jahrgenaue Daten erbringt [M. 83, 535]. Symptomatisch für dieses Dahinschwinden ist auch eine Ehreninschrift für Gallienus (253–268), die 262 auf die Rückseite einer eben solchen für Septimius Severus (193–211) gemeißelt werden musste [M. 84].

Wie die nachfolgende Auflistung im Einzelnen aufzählt, werden im 4. Jh. Bäder erneuert oder neu gebaut, ebenso Brunnen und Nymphäen [M. 94, 146 f.], doch die damals eingestürzten Bauten sind nicht enthalten. Von 'Clochemerles' einmal abgesehen, die häufig ohne hygienische oder olfaktorische Bedenken dicht neben Läden und Straßen postiert waren, finden sich weniger öffentliche Latrinen als erwartet. Die drei freigelegten stammen aus dem 2. Jh., 4. Jh. und späten 4. oder 5. Jh. Dieser Mangel erklärt sich wohl damit, dass die Toiletten der zahlreichen Thermen öffentlich zugänglich waren [M. 143].

Die Zivilbevölkerung Ostias hatte im 2. Jh. Wohnungen vergrößert, doch zum Ende des 3. Jh. mussten viele von ihnen aufgegeben werden [M. 252]. Damals und im 4. Jh. lief eine in sich konträre Entwicklung ab: Bei zurückgehendem Handelsvolumen ließ man Speicherbauten und Handelseinrichtungen verfallen, was zur Verödung ganzer Stadtviertel führte [Witschel, 64], während 'neureiche Krisengewinnler' noble Häuser mit reicher Ausstattung an Mosaiken, Fresken und Bädern errichten konnten. Unter Bezug auf Gering konstatiert Christian Witschel [2008, 65]:

„Die Zugänge zu den verfallenen Vierteln wurden vielerorts mit Hilfe von Nymphäen oder anderen dekorativen Bauten zugesetzt, so dass ein Besucher, der durch die Hauptstraßen des spätantiken Ostia wandelte, die mittlerweile eingetretenen Veränderungen gar nicht wahrnehmen musste.“

„Neu ausgestattete Plätze und Promenaden waren Teil eines durch Straßensperren reorganisierten Verkehrssystems mit Sackgassen und Fußgängerzonen“ [Gering, *Resümee*].

Witschel konnte übrigens kein Gesamtableau zur Stadtentwicklung im spätrömischen Reich schreiben, weil „die zahlreichen regionalen Divergenzen eine sehr viel breitere Darstellung erfordern“ würden. So blühten etwa in Syrien/Palästina Städte- und Kirchenbau auch in dem 6. Jh., in dem der Städtebau im Westen versiegt – also 6. Jh. Ost ≠ 6. Jh. West ≠ 3. Jh. West.

'La dolce vita' endet mit den Germaneneinfällen von 408 in Portus, 410 und 455 in Rom [M. 97]. Gegen Ende des 5. Jh. bricht die Wasserversorgung von Ostia zusammen; es müssen wieder Brunnen angelegt und aufgegebene

Häuser als Notunterkünfte hergerichtet werden. Leichen werden gegen römischen Brauch innerhalb der Stadt bestattet [M. 98]. Bei der genannten dritten Latrine dominiert der Mangel ganz bezeichnend: „Beschriftete Grabsteine wurden als Sitze benutzt; die Handwerkskunst ist sehr schundig“ [M. 143]. Portus scheint es etwas besser gegangen zu sein; gleichwohl ließ sein Präfekt 488 in einem Brief erkennen, dass die Situation immer wieder prekär war, weil sich Getreidelieferungen verzögerten und das an Brot und Spiele gewöhnte Volke gegen den Mangel aufbegehrte [M. 99].

Am Beginn der Verarmungsphase lässt der Blick zurück lange Entwicklungslinien erkennen. So wie es in Pompeji bis +79 verschiedene Stile bei der Ausmalung gab, so lassen sich hier bei der späteren Ausstattungsmalerei aufeinander folgende Stilrichtungen erkennen. Mitte des 3. Jh. wurde ein Linearstil wie in den Katakomben geschätzt [M. 444]. Am Ende des 3. und während des 4. Jh. wurden dann Marmorimitationen gemalt, begleitet von meist verlorenen großformatigen Figurenszenen [M. 445].

So wie sich die Malerei stilistisch gliedern lässt, so ist das auch bei der Mosaikkunst möglich [M. 453], sogar bei den Begräbnissitten [M. 457]. Bis Hadrian gab es nur Leichenverbrennung und Urnenbestattung, dann bis zum Ende des 2. Jh. gleichzeitig Urnen- und Erdbestattung; letztere setzte sich ab 300 entschieden durch [M. 464]. Schließlich wurde das Anlegen neuer Gräber zu teuer; es wurden alte zweitverwendet, wie auch Grabsteine in Zweitverwendung gefunden worden sind [M. 466]. Auf diese Evolutionen wird unten eingegangen. Die Reduktion auf die Abfolge einigermaßen uniformer Fundamente wäre eine Verkürzung der stratigrafischen Methode, bietet doch das römische Imperium viel mehr an stratigrafisch verwertbaren Funden, wie ein gigantisches Kuriosum beweist. Am Südhang des Aventins liegt der Monte Testaccio, ein Scherbenhaufen von 45 m geschichteter Höhe und einem Umfang von 1.000 m. [wiki → Monte Testaccio]. Hier sind sukzessive, also stratigraphisch erfassbar, mehr als 50 Millionen Amphoren entsorgt worden, wobei der Hügel wie eine Stufenpyramide angelegt und so vor dem Zerfließen geschützt worden ist.

Cassiodor der Zweifelhafte

Zurück zur Verarmungszeit nach dem so genannten Ende des weströmischen Reichs. Hier tritt Cassiodor (um 485–580) ins Rampenlicht der Weltgeschichte, Heinsohns Kronzeuge [2012, 70]. Für ihn läuft Portus' Schiffsbetrieb am Beginn des 6. Jh. ungebrochen emsig: „illic enim copiosus navium prospectatur adventus“ [M. 99]. Daran stößt sich Russell Meissg, Verfasser eines Standardwerks über Ostia, ist doch das von Cassiodor gemalte Bild eines ständigen, ungestörten Güterstromes „too rosy“ [M. 99].

Heinsohn versetzt Cassiodor mit all seinen Vorgesetzten – Theoderich und Amalasintha/Athalarich –, Auftraggebern und Briefpartnern um 300 Jahre zurück ins frühe 3. Jh. (Die wirtschaftliche Lage in Portus hätte das auch für 1. und 2. Jh. ermöglicht.)

Dazu einige Schlaglichter auf einen mehr als außergewöhnlichen Mann. Im 70. Lebensjahr habe er das kalabrische Kloster Vivarium gegründet, das sich bald nach seinem Tod so gründlich auflöste, dass Paul C. Martin [2000, 660 f.] dessen einstige Existenz nach einer Ortsbesichtigung restlos abgestritten hat. Er hat darüber hinaus Cassiodor denselben Stempel verpasst, den Heinsohn dem Zosimos und ähnlichen Quellen verpasst hat: „märchenhaft“. Das war laut Martin [ebd. 658] das Urteil von Jean Hardouin über Cassiodor. Ein Blick auf den *Wikipedia*-Eintrag des zeitweiligen Zivilverwalters von Italien erstaunt:

„Außerdem ist bekannt, dass er es den Mönchen zur Pflicht gemacht hatte, von ihm selbst gesammelte Handschriften abzuschreiben, wodurch er zum Retter bedeutender Schriften wurde. [...]

Die Abschriften wie deren Vorlagen ließ er archivieren und zur ersten mittelalterlichen Bibliothek zusammenfassen. [...; was]

angesichts des zunehmenden Schwunds griechischer Bildung im lateinischsprachigen Westen eine entscheidende Voraussetzung für die Überlieferung griechischer Literatur im Abendland darstellte [...]

Die Schreiben wurden in den meisten Fällen von Cassiodor in hochrhetorischem Stil ausgearbeitet und sind oft mit weit über den Anlass hinausgreifenden Exkursen ethischen oder kulturgeschichtlichen Inhalts angereichert“ [wiki → Cassiodor].

Zusammen mit seinem (vergeblichen) Plan, in Rom eine theologische Hochschule zu gründen, und seinem Beitrag zur Musiktheorie gewinnt Cassiodors Bild deutlich karleske Züge. Er geht über seinen großen Nachfolger noch hinaus, indem er als Greis ein Kloster aufbaut und wissenschaftlich ebenso wie theologisch zu arbeiten beginnt: Geschichtsschreibung, Psalmenauslegung, grammatikalische Schriften. Im Bewusstsein der eigenen Leistung sieht er im 93. Lebensjahr den Zeitpunkt gekommen, sein Werkverzeichnis zu erstellen und zu publizieren.

Bei dieser unermüdlichen Vielseitigkeit wundert es nicht, wenn wir auch seine Vorfahren und ihre Beteiligung an den Staatsgeschäften kennen.

„Der Urgroßvater, der Großvater und auch der Vater, die alle ebenfalls Cassiodorus hießen, bekleideten – wie später er selbst – hohe Staatsämter. Ein Fragment aus einem verlorenen Werk Cassiodors, das so genannte *Anecdoton Holderi*, beschreibt in knapper Form seinen Werdegang.

Cassiodors Urgroßvater hatte sich um die Verteidigung der Küsten Siziliens und Unteritaliens gegen die Kriegsflotten des in Karthago residieren-

den Vandalenkönigs Geiserich verdient gemacht. Der Großvater desselben Namens war Tribun unter Valentinian III. gewesen; er hatte mit Aetius zusammengearbeitet und war gemeinsam mit dessen Sohn Carpilio als Unterhändler zu Attila gesandt worden, als dieser Italien bedrohte“ [wiki → Cassiodor].

Trägt diese Genealogie auch bei verdoppelter Phantomzeit? Heinsohn [2011a] hat bereits Attila und die Hunnen ins 2. Jh. transferiert. Aber Urgroßvater Cassiodor hätte das Reich vor dem ab 435 in Karthago residierenden Geiserich verteidigt. 300 Jahre früher, also um 135 zögen die Vandalen quer durch Hadrians Reich, während der größten Ausdehnung des Imperiums, und hätten vor des Kaisers Tod, 138, ihr nordafrikanisches Königreich mitten in der römischen Provinz Africa Proconsularis gegründet [vgl. Heinsohn 2011a, 440 f.]. Wer einen 300-Jahres-Shift vornehmen will, kann Cassiodor nicht als Kronzeugen einsetzen, sondern muss ihm misstrauen. Heinsohn legt sich allerdings nicht unbedingt auf die von propagierten 300 Jahre fest, aber hier gibt es auch für ±100 Jahre keine Chance. Generell würde man bei chronologischen Problemen lieber einem Archäologen vertrauen als einem Schriftsteller damaliger Zeit.

Übrigens: Wenn sich dieser Grammatiker dem Schwund griechischer Sprachkenntnisse entgegenstemmt, während Heinsohn [2011a, 444] seinen Zeitgenossen Boethius als den einzigen noch Latein schreibenden Autor sieht, müsste man entweder das völlige Verstummen in Ost- und Westrom akzeptieren oder Cassiodor *und* Boethius die historische Glaubwürdigkeit absprechen.

Die Endphase von Ostia und Portus

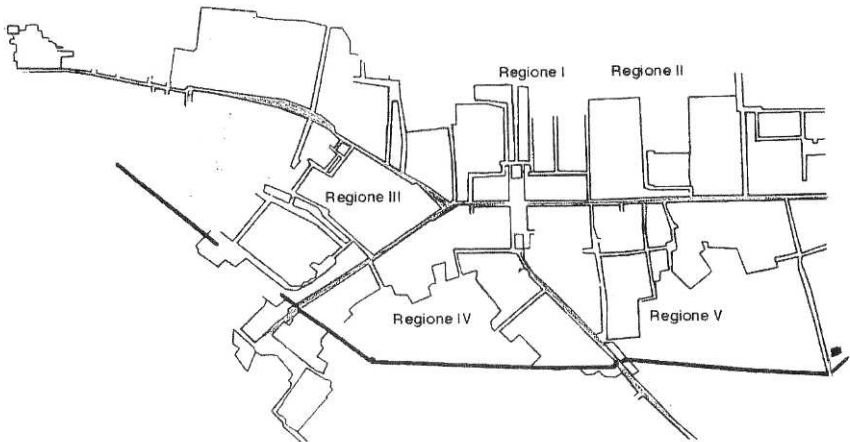
Die Schwesterstadt Portus entstand später, mit den Häfen von Claudius und Trajan, die zunächst ausgedehnte Speicher für die vom Staat betriebenen Getreideimporte bekamen. Um 340 wird eine neue Mole gebaut, möglicher Ersatz für die zangenartigen Anlagen, die die Einfahrt in das Hexagon schützten [M. 170]. Der zuständige Mann, Lucius Crepereius Madalianus, ist aus einer Inschrift bekannt, die sich im städtischen Kontext auf 337 bis 341 datieren lässt [ebd.]. Die Stadtmauer wurde aus Sicht von 2009 [*portus*] um oder nach 400 gebaut, unter Einbeziehung von großen Speichern, deren Benutzung dafür aufgegeben wurde. Die Mauer ist oftmals ausgeflickt und überarbeitet worden, hat also Schutz gewährt [M. 168]. (300 Jahre früher sind um 100 keine Stadtmauern im Kernland gebaut worden, die für Rom ab 270, zu spät für die verdoppelte Phantomzeit.)

Als Tempel nur noch repariert, aber Kirchen bereits gebaut werden, entsteht in Portus ein letztes großes, öffentliches Gebäude. Der Porticus Placidiana soll – wie die Fragmente einer Inschrift belegen [M. 169] – die Erinnerung

an die Mutter Valentinians III. (425–455) mit einer 200 m langen Kolonnade wach halten [M. 169]: an Galla Placidia, zeitweilig Regentin des weströmischen Reichs. Sie war 450 gestorben, wird aber heute nur in Ravenna erinnert und müsste laut Heinsohn rund 300 Jahre früher zusammen mit Hadrians Nachfolger, Antoninus Pius, regiert haben. Das ist ebenso schwer vorstellbar wie das Streichen ihrer Existenz.

Über die prekäre Situation Ende des 5., Anfang des 6. Jh. sind wir trotz Cassiodor bereits informiert. Meiggs [98] wundert sich, dass Ostia nach dem Vandaleneinfall von 455 noch 400 Jahre lang bewohnt werden konnte, war doch sein Hafen beim Goteneinfall, 537, im Gegensatz zu dem von Portus, bereits ohne Bedeutung [M. 99]. Am Ende des Jahrhunderts zeigt Ostia in seinem Ostteil schäbige Architektur und schlecht gemachte Verteidigungsanlagen gegen die Germanen [M. 100]. Ab dem 7. Jh. werden die letzten Einwohner von Sarazenen und Malaria gepeinigt. Zum größeren Ruhm eines Papstes steht Ostia als Gregoriopolis 842 mit Verteidigungswällen und Toren wieder auf, um 879 spurlos zu verschwinden [M. 101; *portus*]. Ein Hirngespinnst auf Pergament, an den Platz versetzt, auf dem heute die Stadt Ostia Antica steht. Die Sarazenen, die Italien im 10. Jh. wiederholt überfallen, brauchen das bereits zerstörte Portus nicht mehr zu attackieren [M. 101].

Insofern bestätigt sich in Ostia wie in Portus die These der 297-jährigen Phantomzeit wie von selbst.



Die 5 Regionen des ausgegrabenen Ostias; der neuentdeckte Hafen links oben. Da der Tiber gleich nördlich der Regionen I und II lief, gibt es nur den Südteil des *cardo* und einen gegabelten Ost-West-*dekumanus* [schema].

Nach 230 gebaute, umgebaute oder renovierte Gebäude

Wer einmal durch die endlosen Ruinengebiete in Ostia gewandert ist, weiß, dass es abseits von Theater, Forum und Piazzale delle corporazioni wenige Highlights für den schnellen Besucher gibt: hier eine öffentliche Garküche, dort Getreidemühlen mit Göpelantrieb, schließlich die überraschend kommunikative Gemeinschaftslatrine. Deshalb kann man jenen unbekanntem *Wikipedia*-AutorInnen nur dankbar sein, die eine Liste aller ausgegrabenen Gebäude samt ihrem 'Lebenslauf' ins Netz gestellt haben [wiki → Ostia antica; die Links zu den 5 Regionen fast am Seitenende], Ergänzungen dazu mit Literaturangabe.

Die Liste umfasst in 5 Regionen 86 Straßengevierte (insulae) mit 348 Häuser, wobei sich die Nummerierung auf ein einzelnes Haus, aber auch um sämtliche Häuser der Feuerwehr auf einer insula [ii,V,1-2] oder um ein Amphitheater handeln kann, das in einen Speicher hineingebaut worden ist [thorrea, v,1,2]. Bei der dreiteiligen Benennung steht die erste Zahl (i bis v) für eine der 5 Regionen, die zweite Zahl (I bis XX) definiert innerhalb der Region die insula, die dritte Zahl gibt die 'Hausnummer' innerhalb der insula. Aus dieser Liste werden jetzt all jene Bauwerke vorgestellt, die in Ostia nach Severus Alexander, also nach 235 gebaut, umgebaut oder ausgeschmückt worden sind.

Der ⇒ verweist auf das Ende der jeweiligen Regierungszeit, unter der die Baumaßnahme oder Zerstörung gesehen wird. *Kursivsetzungen* und *KAPITALCHEN* erhalten anschließend ihre Bedeutung. Nacheinander werden profane, sakrale und christliche Bauwerke vorgestellt.

Auszug aus der profanen Bauwerksliste von Ostia

- i,II,1 *Ninfeo*, 4. Jh. [fälschlich ii,II,1 benannt]
- i,II,2,6 Caseggiato del Pantomimo Apolausto und Caseggiato del Balcone Ligneo, Haus, 120, Einbau eines Nymphäums im 4. Jh. (s.o.)
- i,X,2 Caseggiato, Läden, 1. Jh., Umbauten 3. Jh.
- i,XI,2-3 DOMUS DEL TEMPIO ROTONDO, Ende 3. Jh.
- i,XII,2 *Foro della Statua Eroica*, 4. Jh., über Therme ⇒138
- i,XII,3 *Exedra*, Mitte 4. Jh., über Resten einer Bäckerei
- i,XII,6 Terme del Foro, größte Thermen der Stadt, Mitte 2. Jh., Umbauten bis Ende 4. Jh., formvariable Räume [M. 413]
- i,XIII,4 Molino, Mühle und Bäckerei, Ende 1. Jh., Umbauten bis 4. Jh.
- i,XIV,1 *Ninfeo*, 4. Jh.
- i,XIV,5 *Domus di Amore e Psiche*, 4. Jh., reich ausgestattetes Wohnhaus
- i,XV,4 *Edificio*, Spätantiker Bau unbekannter Funktion
- i,XVII,2 Terme del Mitra, ⇒138, Umbauten bis ins 4. Jh.
- i,XIX,1-3 Aula dei Mensores, Halle d. Kornmesser, ⇒117, Bodenmosaik 3. Jh.
- i,XIX,5 *Terme Piccole*, Ende 5. Jh., damit eines der jüngsten Häuser Ostias,

- Umbauten vielleicht im 6. Jh.
- ii,II,3 Terme dei Cisiarii, ⇒138, Umbauten 3. Jh.
- ii,II,5 MITREO PRESSO PORTA ROMANA, 3. Jh.
- ii,VI,2 *Ninfeo*, 4. Jh.
- ii,VI,3-4 Casa del'Ercole Bambino, ⇒138, Horte mit Schlussmünzen bis 425
- ii,VII,2 Teatro, das Stadttheater, ⇒211, Renovierung laut Inschrift Ende 4. Jh. mit Umbauten und Mosaiken, im 6. Jh. Umbau zur Festung
- iii,I,2-3 Terme della Basilica Cristiana, ⇒117, Umbau 3. Jh.
- iii,I,2-3 *Basilica Cristiana*, 4./5. Jh. (mit sehr vielen Spolien über Bauten um 100, ehemals als Konstantins-Kirche gesehen, heute profan eingeschätzt [M. 553])
- iii,II,3 *Domus sul Decumano*, 4. Jh., Wohnhaus
- iii,VI,1-3 *Domus del Ninfeo*, 4. Jh., nobles Wohnhaus mit Fresken des späten 4. Jh., den spätesten Fresken aus einem römischen Privathaus
- iii,IX,2-5, 7-11, 13-20, 23-26 Case a Giardino, nach 100 gebaut, später Umbauten, Anlage im 3. Jh. aufgegeben, danach teilweise weitere, auch kommerzielle Nutzung
- iii,IX,1 *Domus dei Dioscuri*, 4. Jh., großes Wohnhaus (ca. 350 [M. 552])
- iii,IX,12 Casa delle Pareti Gialle, ⇒138, Wandmalereien von 150 bis nach 300
- iii,XVII,3 Domus del Serapeo, Wohnhaus, ⇒117, im 4. Jh. umgebaut, Nymphäum hinzugefügt
- iii,, *Privattherme*, 351, luxuriös ausgestattete Therme des Stadtpräfekten Clodius Adelphius und seiner Ehefrau Faltonia Betitia Proba, einer bekannten frühchristlichen Dichterin, beide Namen durch Stempel auf Bleirohr belegt [DAI, Sondage-Ergebnis 2000]
- iv,II,6 Caupona del Pavone, wohl Hotel, ⇒211, späterer Einbau einer Schenke ohne Rücksicht auf vorhandene Ausstattung
- iv,III,3 DOMUS DEI PESCI, großes Wohnhaus, 3. Jh.
- iv,III,4 DOMUS SU VIA DELLA CAUPONA, mittelgroßes, reich ausgestattetes Wohnhaus, ab 250, eigentlicher Bau und Ausstattung 270/75
- iv,IV,1 *Ninfeo degli Eroti*, Anfang 5. Jh.
- iv,IV,1 Ninfeo degli Eroti, kleines Atriumhaus mit 6 Bauphasen, darunter 150-50, |0|, 2. Jh., Terme bizantine um 400, damals Boden um 1 m erhöht
- iv,IV,4 *Forica, Latrine*, spätes 4. Jh., aus Spolien – Inschriften, Sarkophage – errichtet (frühes 5. Jh. [M. 143])
- iv,IV,7 DOMUS SU VIA DEL TEMPIO ROTONDO, Wohnhaus, 3. Jh.
- iv,IV,8 *Terme Bizantine*, um 400 (s. oben i,IV,1)
- iv,V,2 Macellum, Fleischmarkt, spätes 2. Jh., Ende des 4. Jh. werden Teile als Glaswerkstatt benutzt
- iv,V,8 DOMUS DELL'AQUILA, kleines Wohnhaus, 3. Jh. mit Wandmalereien des 3. und 4. Jh.
- iv,VIII,4 NINFEO, ENDE 3. JH.

- iv,VIII,6 *Edificio*, 4. Jh., kleines Wohnhaus
- iv,XV,2 Terme di Musciolus, kleine Thermen, ⇒211, Umbauten im 4. Jh.
- v,II,4-5 Domus del Protiro, großes Wohnhaus, ⇒211, Umbauten bis ins 5. Jh.
- v,II,10 Caseggiato, Läden und Wohnhaus, ⇒211, Umbauten 3. Jh.
- v,II,13 Caseggiato del Pozzo, Wohnhaus, ⇒211, Umbau um 250
- v,III,3 DOMUS DEL POZZO, WOHNHAUS, 3. Jh., über Bau von ⇒138
- v,V,2 Terme dell'Invidioso, Thermen, +50, Umbau 150, Mosaik aus dem 3. Jh., Umbauten frühes 5. Jh.
- v,VI,6 Mitreo dei Serpenti, um 250
- v,VII,1-2 Sede degli Augustali, späteres 2. Jh., Apsidenraum im 4. Jh. mit Marmor ausgekleidet
- v,IX,1 MITREO DI FELICISSIMUS, Ende 3. Jh. in älterem Gebäude
- v,X,3 Terme del Nuotatore, vor 100, Umbau 2. Jh., Betrieb bis 3. Jh.
- v,XII,1 Horrea di Hortensius, großes Lagerhaus, 1. Jh., Umbauten um 200 und im 5. Jh.
- v,, Südliche Stadtmauer, um -50. Im 3. Jh. spätantike Toreinbauten aus Spolien, wohl unter Aurelian (⇒275), im 4. Jh. weitere städtebauliche Maßnahmen [DAI; Ergebnisse 1999].
- v,, Enorme Domus mit Grundfläche von 60 x 70 m, über augusteischer Bebauung um 100 errichtet. „Ferner zeigte sich, daß das Haus offenbar kontinuierlich bis in die Spätantike in Benutzung war und nach einem Brand um 350 n.Chr. noch einmal instand gesetzt wurde“ [DAI, Sondage-Ergebnisse 1999].

Nur ein Fünftel bis ein Sechstel aller registrierten Häuser stammt aus der Zeit nach 200/230 oder ist dann noch umgebaut worden. Das ist ein deutlicher Rückgang der Bautätigkeit, über die oben genannten 30 % im Ager faliscus hinausgehend. Es ist aber ins Kalkül zu setzen, dass die römische Architektur der Glanzzeiten unter Trajan und Hadrian mehr als ein Jahrhundert überdauern konnte. Außerdem hinkt der Vergleich mit dem Ager, weil Ostia bei jener Rechnung gar nicht unter die aufgegebenen Orte gehören würde.

28 Bauten entstammen der Zeit vor 230, sind aber einmal oder mehrmals in späteren Jahrhunderten umgebaut worden. Umbauten oder ärmliche Umnutzungen können auch nach 230 gegründete Bauten erfahren haben. (Die nachstehende Kaiserliste liefert noch 3 Tempel für diese Rubrik.)

9 Bauten sind in KAPITÄLCHEN gesetzt, weil sie zwischen 200/230 und 300 erbaut worden sind (der 10. Bau ist der Tempio Rotondo).

Kursiv gesetzt sind 15 Bauten, die erst im 4. Jh. entstanden sind; 4 kommen aus der Kirchenliste noch hinzu, Nr. 21 und 22 werden dem 5., sogar dem späten 5. Jh. zugeschrieben (iv, IV,1; i,XIX,5). Nicht immer werden Vorgängerbauten genannt, weil einer tieferen Ausgrabungen Mosaik und anderes im Weg sein können und die Immobilien in der Spätzeit nicht mehr so

groß sind wie frühere. Einzige Ausnahme dürfte die Konstantins-Basilika sein (s.u.), die trotz später Bauzeit weiträumig Insula-Bauten überdeckte.

Rund 60 einschlägig zu erwähnende Bauwerke ergeben eine gute Auswahl an Bausubstanz, die in ihrer jeweiligen Form für die Zeit von 230 bis 500, mit Umbauten sogar noch für das 6. Jh. steht (etwa Terme Piccoli, i,XIX,5). Sie wird auch durch die Funde in Portus bestätigt und entspricht dem bisher so interpretierten Geschichtsverlauf.

Wie kommen die Bauwerke zu ihren Datierungen? Hier kommen alle Kriterien zum Tragen, die für eine relative Chronologie herangezogen werden können: die stratigrafische Abfolge, entwicklungshistorische Stilvergleiche der einzelnen Objekte, Stilvergleiche mit Objekten in Ostia selbst und andernorts, schließlich möglichst ihre Anbindung an ein Absolutdatum. Wesentlich sind hier oft unauffällige Details. Beim Mauerwerk wechselt das Steinmuster, die Breite der Mörtelfugen wächst, Ziegelsteine können datierbare Stempel tragen, architektonische Details wie etwa Giebelgestaltungen ändern sich. Die Gestalter von Mosaiken oder Fresken folgen Moden bei den Motiven und bei der Gestaltung (schwarz-weiß oder farbig); bei Thermen lassen sich Änderungen bei den Heizsystemen aufspüren. Dafür gäbe es noch genügend weitere Beispiele. Aber solange sie an keine Absolutdatierung 'andocken', solange spricht zwar die Plausibilität dafür, dass Entwicklungen Zeit brauchen, aber: Wenn ein Kritiker die möglichen Andockpunkte von vornherein verwirft und Entwicklungen nur Minimalzeiten zugesteht, dann lassen sich Relativdatierungen fast beliebig zusammenpressen. Darauf kommt das Fazit zurück.

Das Christentum in Ostia

Römische Heiligtümer

Um abschätzen zu können, wie präsent das Christentum nahe bei Rom war, ist ein Vergleich mit den anderen Heiligtümern notwendig. Deshalb werden zuerst die ergrabenen Tempel der sog. heidnischen Religionen aufgelistet; nicht aufgelistet sind die Quellheiligtümer (Nymphäen) und die 16 oder 18 [Demandt, 391; Merkelbach, 185] aufgefundenen, im Stadtbild unauffälligen Mithräen. Es werden insgesamt 40 derartige heilige Stätten für Ostia vermutet, von denen jeweils 30 in Gebrauch gewesen sein mögen [ebd.]. Für unsere Belange ist wichtig, dass der Bau von Mithräen innerhalb des römischen Reichs bruchlos von der Mittel des 2. Jh. – die Angaben schwanken zwischen 140 oder 160 – über die vermeintliche Katastrophenzeit von 230 und das vermeintliche Reichsende von 300 hinweg erfolgt, nämlich bis 313 (Rom), 315 (Africa) und 325 (Gimmeldingen) [Merkelbach, 147]. Die Kultauübung verschwindet fast schlagartig mit der Erhebung des Christentums zur Reichsreligion am Ende des 4. Jh. [wiki ↔ Mithraismus].

- Forum Kapitolstempel
 - Forum Tempio di Roma e Augusto, ⇒37
 - i,I,- Piazza dei Lari, Heiligtum, 1. Jh., Anbauten 2. Jh., Umbauten 3. Jh.
 - i,III,1 Sacello del Silvano, Kapelle
 - i,XI,1 TEMPIO ROTONDO, Anfang 3. Jh., Bildwerk von Gordianus III. 238–244 (um 250, letztes öffentliches Bauwerk [M. 550] außer der Kirche)
 - i,XI,2-3 Tempio tetrastilo, Ende -2. Jh.
 - i,XV,5 Tempio di Ercole, republikanischer Tempel, Cella-Boden aus dem 3. Jh., Renovierung laut Inschrift unter Kaiser Eugenius (392–394)
 - i,XV,6 Tempio dell'Ara Rotonda
 - i,XIX,2 Tempio dei Mensores
 - ii,VII,3 Sacello dell'Ara dei Gemelli, Altar für Mars, Romulus und Remus
 - ii,VII,5 Tempel in der Mitte der Piazzale delle Corporazioni
 - ii,VIII,2 Quattro Tempietti, vier republikanische Tempel
 - ii,VIII,4 Sacello di Giove, dem Jupiter geweihter Schrein
 - ii,IX,4 Tempietto repubblicano
 - iii,II,1-2 Tempio dei Fabri Navales, Tempel der Schiffsbauer am Hafen, 2. Jh., im 5. Jh. Marmorzwischenlager
 - iii,II,12 Sacello delle Tre Navate [Navale?], Kapelle
 - iii,XVII Serapeum, ⇒138
 - iv,I,1 Tempio della Magna Mater [fälschlich ii,I,1]
 - iv,I,3 Santuario di Attis
 - iv,I,4 Tempio di Bellona, ⇒138
 - iv,VIII,3 Santuario della Bona Dea, Tempel 1. Jh., Umbauten, im 3. Jh. Teile abgerissen, dafür Gewerberäume eingerichtet
-
- i,II,3 Basilica, Halle, ⇒138, ohne christliche Hinweise
 - i,XI,5 Basilica der Stadt, um 100, mit Reliefs zur römischen Stadtgeschichte

Die Mithras-Anhänger bauten ab 162 [M. 91] ihre Heiligtümer in die Tiefe, während die 'klassischen' Tempel häufig auf Fernsicht konzipiert waren, wie der auf hohem Podest stehende, über 21 Stufen zu erreichende Kapitolstempel, der ebenfalls auf einem Podest errichtete Tempel von Roma und Augustus auf dem Forum oder der zur Begrüßung ankommender Schiffe erhöhte Hafentempel. Als jüngster ist der Tempio Rotondo um 250 aufgeführt worden, aber Umbauten kommen an Tempeln auch im 3. Jh. und sogar noch Ende des 4. Jh. vor.

In unserem Zusammenhang interessiert die Inschrift am sog. Herkules-Tempel (i,XV,5), die von einer Restaurierung unter dem Usurpator Eugenius spricht: „a cellam Herc[ulis]“ [Boin, 253]. An ihr hat sich eine Kontroverse um die alte Behauptung des Philologen Herbert Bloch entzündet, wonach Eugenius noch nach Julian (Apostata) als letzter Kämpfer für das Heidentum auf-

getreten sei [vgl. Boin 2010; Cameron 2011]. Das würde uns vom Thema abbringen; unbestritten blieb in dieser Debatte, dass diese Inschrift Eugenius verewigt. Er wurde 394 von Theodosius I. besiegt und getötet, der daraufhin zum Alleinherrscher im Gesamtreich aufstieg. Wie man Eugenius zu Zeiten Domitians (gest. 96) in einem 'komprimierten' Zeitablauf unterbringen sollte, ist genauso dunkel wie im Fall von Theodosius und vielen anderen Kaisern.

Jenseits des Tibers wurden in Portus und auf der Isola sacra die letzten Tempel im frühen 3. Jh. gegründet [M. 167]. Der aus dem 2. Jh. stammende Isis-Tempel wurde laut Bauinschrift von den drei Kaisern Valens, Gratian und Valentinian II. restauriert [*portus*], als dort bereits die ersten Kirchen gebaut worden sein dürften. Nachfolgende Inschrift ist 1959 auf einem Marmorarchitrav gefunden worden:

„DDD(omini) NNN(ostri) VALENS GRATIANVS ET VALENTINIA[nus
Auggg(usti)] AEDEM AC PORTICV[m] DEAE ISIDI RESTITVI PRAECEPE-
RUNT CVRANTE SEMPRONIO FAVSTO V(iro) C(larissimo) PRAEFECTO
ANNONAE“ [*portus/s009*].

(Unsere drei Herren und Kaiser Valens, Gratianus und Valentinianus haben entschieden, Tempel und Porticus für die Göttin Isis zu restaurieren. Aufseher für die Arbeit ist der hochberühmte Sempronius Faustus, Präfekt der Getreideversorgung.)

Die einstige Restaurierung ist nach Archäologenbefund in opus vittatum ausgeführt worden, also Realität. Damit ist ein Geschehen fixiert, das innerhalb herrschender Chronologie auf die Zeit von 375 bis 378 verweist. Könnten diese drei Kaiser auch zu anderer Zeit auftreten? Dazu müsste erst einmal das Zusammenspiel von Ost- und Westkaisern durch Heinsohn geklärt sein: Drei Kaiser allein im Westen würde die Gesamtanzahl der Potentaten ins mehr als Bedenkliche steigern. Die von ihm vorgeschlagene Versetzung um 300 Jahre ist hier auch nicht annähernd möglich, da der Tempel um 78 noch nicht gebaut, Portus noch gar nicht angelegt war. Diese Inschrift sprengt Heinsohns These, da sie diesen Kaisern auch durch die 300-Jahres-Versetzung keine Lebenszeit zuweisen kann.

Diese Inschriften-Liste ließe sich fortführen. So treffen sich die Kaiser Galerius, Maximian und der bereits retirierte Diocletian 308 in Carnuntum, das Heinsohn [2011b, 634 f.] mangels weiterer Funde bei 300 endigen lässt, um die Tetrarchie wiederherzustellen. Dabei lassen sie das dortige Mithräum restaurieren und diese Tat mit einer Inschrift verewigen [CIL III, 4413; s. Buck].

„D S I M FAVTORI IMPERII SVI IOVII ET HERCVLII RELIGIOSISSIMI
AVGVSTI ET CAESARES SACRARIVM RESTITVERVNT
D(eo) S(oli) I(nvicti) M(ithrae) | fautori imperii sui | Iovii et Hercullii |
Religiosissimi | Augusti et Caesares | Sacrarium | restituerunt“ [Buck].

„Dem unbesiegtten Sonnengott Mithras, dem gnädigen Schützer ihrer Herrschaft, haben die Iupiter- und Hercules-Nachfolger, die allerfrömmsten Augusti und Caesaren (= Galerius, Maximian und Diocletian), die Kultstätte wieder hergerichtet“ [Übersetzung aus Buck und Merkelbach, 187 f.].

Es fehlen Jahreszahl und die Kaisernamen. Aber Diocletian führte sich auf Jupiter zurück und nannte sich Iovius, während Maximian von Hercules abzustammen wünschte; die beiden Caesaren stammten ebenfalls von Jupiter und Hercules ab [Merkelbach, 187]. Insofern kann das einmalige Ereignis dieses zwistlösenden Kaisertreffens von 308 mit der Mithräumsrenovierung identifiziert werden, zumal der dort stationierten legio XV Apollinaris eine wichtige Rolle bei der Verbreitung des Mithraskultes zugeschrieben wird [Cumont, 35 ff.]. Ähnliche Mithras-Inschriften tragen häufig die Namen des Statthalters oder anderer Amtsinhaber, die nicht beliebig innerhalb der entsprechenden Ämtertraditionen verschoben werden können.

Da Heinsohn für Carnuntum den Schlusstrich entschieden bei 300 zieht, braucht es wieder den 300-Jahres-Shift. Es gab aber 300 Jahre früher, zur Zeitenwende dort noch kein Mithräum, geschweige eines zur Restaurierung, wird doch das erste Legionslager erst ab +40 errichtet [wiki ↔ Carnuntum] und das erste Mithräum nicht vor 140. Zurück nach Ostia:

Christliche und jüdische Heiligtümer

- i,II,4 *Aula di Buon Pastore, Halle, 4. Jh.*, als christlich eingeschätzt allein wegen des Fundes einer Statue des Guten Hirten (um 300 [M. 396])
- i,XVII,2 *Oratorio Cristiano delle Terme del Mitra (ca. 350 [M. 552])*, eingebaut über einem Mithräum (irgendwann nach 162), das in die Therme, ⇒138, eingefügt war
- ii,VII,1 *Oratorio cristiano, um 400*, kleine Kapelle
- iv,XVII,1 Sinagoga, älteste Synagoge Italiens; erste, noch nicht religiöse Bauphase ⇒54, Umbauten Ende 1. Jh., zwischen 150 und 200 zur Synagoge umgeformt; letzte ergrabene Form 4. Jh.
- v,, *Basilika des Konstantin*, lange Zeit in der Basilika Cristiana (iii,I,2-3) vermutet, heute dank Grabungen sicher der Konstantinszeit zugewiesen, Renovierungen Anfang des 5. und des 7. Jh. Kirchliche Nutzung im 5. Jh. im Eingangsbereich durch Wohnnutzung ersetzt, auch Begräbnisort; im 9. Jh. aufgegeben.

Somit ist das Christentum im antiken Ostia auf sehr schmaler Basis gestartet – und das in direkter Nachbarschaft Roms. Außer der Konstantinsbasilika sind zwei Oratorien nachgewiesen, allenfalls noch die Halle – das ist gering im Vergleich zum konkurrierenden Mithraskult mit 18, 30 oder gar 40 Heiligtümern, die ab 162 auftreten und bis Ende des 3. Jh. gebaut werden, obwohl

nach heutigem Wissen kein Militär in Ostia stationiert war. Vielleicht erlaubt die geringe Substanz noch keine endgültige Aussage: Kirchen wurden anfangs selten im Stadtzentrum, sondern meist an der Peripherie gebaut, wie hier die dicht an der Stadtmauer gelegene Konstantins-Basilika illustriert (im Plan von S. 107 ganz rechts unten das kleine schwarze Quadrat). Da die Randbereiche gerade im Osten noch schlecht erkundet sind, können hier noch weitere christliche Gebäude erhofft werden. Es scheinen aber über die Konstantinsbasilika hinaus keine weiteren Bauten schriftlich überliefert worden zu sein.

Die bisherige Fundsituation weist immerhin deutlich darauf hin, dass in Ostia ab Konstantin nur noch das Christentum neue Heiligtümer erhielt. Der Bau der Basilika war als klares Signal gedacht: Ostia ist die ehrwürdigste Tochter des apostolischen Stuhls; ihrem Bischof stand (und steht noch heute) das Recht zu, einen neugewählten Papst zum Bischof zu weihen, so er diese Würde noch nicht besaß [Nersinger].

Für den Stadtteil Portus, also für die Bebauung um das Hexagon, sieht es aus christlicher Sicht besser aus. 1019 werden sechs Kirchen erwähnt, die alle – zunächst ohne archäologische Bestätigung – dem 4. und 5. Jh. zugeschrieben wurden [M. 169], womit sie in zeitlicher Parallele zur letzten Tempelrestauration hochgezogen worden wären. Meiggs stellt die Überlegung an, dass sich in dieser Stadt der neue Glaube früher und umfassender durchsetzte, weil hier die Reicherer ansässig waren [M. 403]. Ausgegraben worden sind die Fundamente dreier Kirchen [*portus*]:

- dreischiffige Basilica mit Atrium (ihre wiederverwendeten Säulen lassen keine Vorverlegung des Bauwerks zu) und einem Baptisterium im linken Seitenschiff; um 350
- Basilica des hl. Hippolyt, über Thermen und späteren Gräbern errichtet; Ende 4. Jh.
- Basilica von Eutrop, Bonosa und Zosima; Ende 4. Jh.

Die Kirchen S. Maria, S. Lorenzo, S. Pietro, and S. Ninfa, die ebenfalls für das 4. und 5. Jh. berichtet werden, sind noch nicht gefunden worden. Die Kirchen von S. Gregorio, S. Teodoro und S. Vito wurden im 6. und 7. Jh. gebaut [*portus*] – ohne dass dem Text der definitive Nachweis einstiger Existenz zu entnehmen wäre.

Von den vielen ausgegrabenen Gräbern Ostias stammen weniger als 100 von Christen, vorwiegend aus dem 4. Jh. oder später [M. 389]. So hat sich der christliche Glaube in Ostia – noch während des 4. Jh. eine seltene Erscheinung [M. 400] – erst am Ende des Jahrhunderts durchgesetzt [M. 395], in Portus wohl etwas früher.

Kann das örtliche Christentum bereits im 1. Jh. aufgetreten sein?

Gäbe es in Ostia Hinweise auf das Christentum bereits im 1. Jh.? Selbst wenn alle ermittelten Daten nach 230 ignoriert würden, sind 2 der '3½' Gotteshäuser – die Aula di Buon Pastore zur Hälfte gerechnet – nicht zu veralten.

Das Oratorium steht über einem frühestens 162 errichteten Mithräum, das seinerseits in eine Therme aus der Zeit Hadrians (⇒138) eingefügt worden war. (Beim zweiten Oratorium wird die hier vorauszusetzende vorherige Bebauung nicht genannt.)

Gibt es bei der Konstantins-Basilika die Möglichkeit des Veraltens? Zu ihr liegen detaillierte Ergebnisse zweier Grabungskampagnen des *Deutschen Archäologischen Instituts* [s. DAI] im Rahmen der Arbeiten von 1996 bis 2001 vor, zunächst aus geophysikalischen Messungen, dann aus Sondagen. Es handelte sich um eine querschifflose Basilika mit Apsis, Atrium und später angebautem Baptisterium. Der Baukomplex des frühen 4. Jh. – diese Datierung ist besonders geprüft worden – steht über augusteischer (⇒14) und weitläufiger hadrianischer (⇒138) Bausubstanz; die Kirche ist im frühen 5. Jh. umgebaut worden und erhielt dabei einen Mosaikfußboden. Im 6. Jh. wurde eine primitive Wohnstruktur im Atrium eingefügt, das offenbar nicht mehr zu dem Kultbau gehörte, in dem im frühen 7. Jh. ein Apsiseinsturz repariert werden musste, bevor um 800 die Kirche beraubt und zerstört wurde. Die davor verlaufende Straße (sog. Via del Sabazeo) wurde bis ins 7. Jh. intensiv genutzt; die obersten Lauffhorizonte querten eine eingestürzte Mauer. Ähnliches fand man bei DAI-Arbeiten im Jahre 2000:

„Weitere Sondagen galten zwei verkehrstechnisch wichtigen Straßen: der Via della Foce bzw. die Via degli Aurighi. In beiden Fällen wurden die Schnitte bis auf das jüngste erhaltene Straßenpflaster geführt. Über dieser in beiden Fällen gut erhaltenen Pflasterung (severisch [⇒211; HI]) fanden sich in der Via della Foce **insgesamt 6**, in der Via degli Aurighi gar **10 spätantike bis frühmittelalterliche Begehungs- bzw. Straßenhorizonte**, welche eine kontinuierliche Frequentation dieses Stadtareals bis zur Aufgabe der Stadt belegen. In der Sondage der Via degli Aurighi ergab sich zudem ein ähnliches Bild wie in der letztjährig durchgeführten Sondage der Via del Sabazeo: im späteren 4. Jh. oder 5. Jh. waren die Außenwände der beidseits angrenzenden Gebäude – möglicherweise infolge eines Erdbebens – auf die Straße gestürzt. Darüber entstanden in der Folgezeit jedoch noch **wenigstens drei Lauffhorizonte, von denen der jüngste bis ins späte 6. oder frühe 7. Jh. reicht**. Das späte Leben der Stadt spielte sich so offenbar zwischen ausgedehnten Ruinen ab“ [DAI; Link zu Ergebnisse 2000; Hvhg. HI].

Deshalb wird heute davon ausgegangen, dass sich das Leben nach den Germaneneinfällen des 5. Jh. auf einzelne Insulae konzentrierte, etwa hier um die Basilica, oder um das Theater, das noch zu einer letzten Festung umgebaut worden ist. Zehn Begehungs- bzw. Straßenhorizonte bedeuten aber für das Konzept verdoppelter Phantomzeit keineswegs einen Stresstest, weil es zehn Schichten sowohl in seinen einigermaßen willkürlich vorgegebenen 70, als auch in 10, ja sogar in 5 Jahren unterbringen könnte. Genauso ließen sich auch Neu- und Umbauten auf ein Minimum zusammendrängen, weil nur selten die Dauer der jeweiligen Nutzung festlegbar ist.

Der Hafen als Keimzelle der Stadt

Ebenfalls aufschlussreich waren die Ergebnisse von 2000/01. DAI-Grabungsleiter Michael Heinzlmann entdeckte am Fluss auf einer Fläche von 200 x 100 m weitläufige Hafenanlagen samt Gewölben, die als parallel angeordnete Schiffshallen (*navalia*) interpretiert werden, und einen zur Tibermündung orientierten Tempel. Damit wurde verständlich, warum Ostia so lange auf hohem Standard leben konnte, obwohl doch Trajans Seehafen 2 km entfernt in Portus lag und nach bisheriger Auffassung allen Schiffsverkehr an sich zog. Offenbar wurden dort die staatlichen Getreidelieferungen in kaiserlichen Speichern für den Weitertransport nach Rom zwischengelagert, während an dem Flusshafen die privaten Händler und Reeder ihre Geschäfte betrieben, von denen sich 61 an der Piazzale delle corporazioni mit Läden, Büros und Gehsteigsmosaiken verewigten (die genaue Zahl schwankt, weil zusätzliche Trennwände und Einbauten nachgewiesen sind; die Mosaikreihen reichen bis 200, also bis lange nach Trajans Hafenbau [*piazzale*]). Diese privaten Händler und Handelsgesellschaften errichteten, ebenfalls im 2. Jh., zahlreiche Speicher (*horrea*). Die Dauer des Hafenbetriebs ist nicht leicht abzuschätzen:

„Die durchgeführten Sondagen konnten nun die Existenz dieses Hafenbeckens sicher nachweisen. So wurde in einer Sondage (21) auf der Ostseite der Struktur ein großer Baukomplex angeschnitten, dessen zum Hafenbecken gewandte Westfront in mächtigen Travertinquadern (ca. 2,10 x 1,50 m) gestaltet war. Diese zeigten starke Auswaschungsspuren, waren also über einen längeren Zeitraum unmittelbarem Wellenschlag ausgesetzt. Während das eigentliche Hafenbecken durch eine Mischung aus Sand und Bauschutt verschüttet ist, zog über die bereits im frühen Mittelalter teilweise abgebaute Baustruktur eine mächtige Sandschicht, bei der es sich nach Begutachtung der Geologen nicht um Flußmaterial, sondern um Meeressand handelt“ [DAI, Ergebnisse 2000].

Eine europa-, gar weltweite Katastrophe?

Das Entstehen dieser Sandschicht wird von DAI nicht kommentiert. Zeugt sie für ein übergreifendes katastrophisches Ereignis? Sicher nicht, nachdem keineswegs die gesamte Stadt mit Meersand überdeckt worden ist. Genau das müsste aber passiert sein, wenn ein gemutmaßter Tsunami Ostia überrollt, Rom unter sich begräbt und dann wieder abläuft. Vor kurzem ist im Mittelmeer auf einen Tsunami geschlossen worden, der Olympia um +551 zerstört hat [Anwander/Illig, 724 f.]; das Ereignis wird durch maritime Sandablagerungen in Olympia gestützt. Aber er hätte aus geographischer Sicht schwerlich Olympia und Rom gleichzeitig treffen können. Ausgrabungshinweise auf katastrophisch-flächendeckende Sandsedimente gibt es in Ostia so wenig wie auf eine „dark earth“-Schicht oder auf große Erdbeben. Aber es zeigte sich, dass die allein erkennbare Erdanhebung und Humusbildung von der Höhe der Ruinen abhängig war: Im südöstlichen Bezirk liegt deutlich weniger Erde auf den Ruinen als im Zentrum mit seinen viel höheren Mietshäusern [M. 148].

Das verschüttete Hafenbecken lässt sich auch ohne Tsunami erklären. Die damalige Tibermündung lag ca. 100 m entfernt. Wenn sich der Fluss einmal mehr ein anderes Bett grub, dann hätte das Meer ohne Süßwasser-Widerstand diese 'Bucht' mit Sand auffüllen können. Die pleistozänen Sandschichten sicherten während der gesamten Römerzeit eine stabile Küstenlinie [M. 126]. Allerdings zog sich das Tyrrhenische Meer an dem flachen Strand stetig zurück. Bis Trajan gab es im Schnitt jährlich 1,28 m Strand frei; bis 1596 waren es durchschnittlich 1,20 m (ohne Phantomzeit 1,50 m). In den nächsten 100 Jahren wuchs das Schwemmland um deutliche 5,90 m jährlich, um seitdem langsam auf ca. 4 m zurückzufinden [*archeo*]. Heute liegt der Hafen 3 km von der Küste und 5 km von der Flussmündung entfernt. Aber der Tiber sorgte, solange er im selben Bett blieb, für die Wasserverbindung zwischen Meer und Hafenbecken.

Wann ist die Sandüberdeckung anzusetzen? Sie liegt über der „bereits im frühen Mittelalter teilweise abgebaute[n] Baustruktur“, doch gab es in Spätantike und Frühmittelalter keinen Grund für einen solchen 'Abbau' von Travertinquadern und ähnlichen Bauteilen – es gab nur den stetig nagenden Zahn der Zeit. Erst im 11. Jh. war es soweit: 1063 begannen die Pisaner nach der glorreich gewonnenen Seeschlacht gegen die Sarazenen und dank opulenter Beute sofort mit dem Bau ihres Doms (auch diese Datierung ist umstritten [wiki → Dom zu Pisa]). Sie fuhren – durch beschriftete Spolien nachweisbar – nach Ostia und bedienten sich dort an dem reichlich vorhandenen, gut erkennbaren Ruinengelände dicht am Meer. Demnach wäre die Sandüberdeckung erst im hohen Mittelalter zu gewärtigen. Nur zur Komplettierung: Im 12. Jh. war die einst von Claudius angelegte, sog. Fossa Traiana nicht mehr schiffbar,

1557 suchte sich der Tiber ein neues Bett, 1613 wurde der Kanal von Fiumicino, die alte Fossa Traiana zwischen Tiber, Portus und Meer wieder freigelegt [wiki ↔ Ostia Antica].

Fazit aus Ostia und Portus

Insofern ist klargestellt, dass Ostia einem verfrühten Christentum und einer kontinentalen Naturkatastrophe entgegensteht. Wie sieht es nun mit der verdoppelten Phantomzeit aus?

Wer davon ausgehen will, dass alle 60 einschlägig heranziehbaren Bauwerke mit ihrer Errichtung auch schon wieder umgebaut, anders ausgestattet und abgerissen worden sind, dass Laufhorizonte sich binnen Monaten bilden und wieder überlagert werden, der hat keine Probleme, die Geschichte von 230–600 in der Zeit von 230–300 oder auch in noch kürzeren Intervallen unterzubringen. Die nachgewiesene relative Chronologie folgt der vorgegebenen Chronologie; das würde sie *cum grano salis* auch bei jeder beliebigen Verkürzung oder Verlängerung tun, bis irgendwann die Grenzen der Plausibilität erreicht sind. Unangenehm ist es, dass damit Heinsohns hochgelobte stratigrafische Methode zum Teil als Prüfkriterium ausfällt, dass sie nur in wenigen Fällen stringente Aussagen zur Nutzungsdauer von Bauten und Flächen machen kann, etwa mit verbauten Sinterablagerungen aus Aquädukten, die sich nicht binnen weniger Jahre gebildet haben können.

Schwierig wird es, wenn andere Zeitintervalle – etwa die doppelte Hunnengeschichte – nicht verkürzt, sondern um 300 Jahre in die Zeit von |0|–300 verlegt werden. Ob sie dort mit den Entwicklungsgängen etwa in Architektur, Musik, Malerei oder Töpferei übereinstimmen, ist jeweils zu prüfen, sofern überhaupt archäologisches Material bereitsteht.

Zu anderen Zeiten und bei anderen Völkern wie etwa den alten Ägyptern konnten wir ebenfalls derartige Handwerksevolutionen verfolgen und beschreiben, weil die Archäologen die einzelnen Entwicklungsstränge so präzise herauspräpariert haben, dass sie nach Streichung von Verdopplungen deckungslos aneinander gelegt werden konnten – Beweis für mehrfach geführte Epochen. Dieses Verfahren darf für das römische Reich nicht außer Kraft gesetzt werden. Das Übereinanderlegen verschiedener Zeitabschnitte – etwa Ostias blühendes 2. und welches 5. Jh. – erscheint ausgeschlossen.

Was steht der zeitlichen Stauchung im Weg? Im Prinzip alle Datierungsgrundlagen wie Münzen, Chroniken und Inschriften. Nun hat Heinsohn bereits am 15. 02. 2000 in einem Leserbrief an die *F.A.Z.* klargestellt, dass die Münzabfolge der vorgegebenen Chronologie folgt, nicht umgekehrt [vgl. Illig 2000]. Allerdings liegen die Probleme nicht einheitlich: Wenn in Byzanz Münzen mit der Aufschrift „Constans“ oder „Leon“ angesichts vieler Träger

mit ähnlichen Namen – Konstantinus I. bis VI., Constantius, Constans, Leon I. bis VI., Leontios – recht freigiebig verteilt werden können, ist das bei vielen anderen, nur einmal vergebenen Kaisernamen nicht möglich. Trotzdem bleibt die Münzverteilung grosso modo ein Spiegel der zugrunde liegenden Chronologien.

Wie steht es mit den Schriftquellen auf Papyrus oder Pergament? An vielen, vielleicht allen spätantiken und frühmittelalterlichen Chroniken nagt der Zweifel. Insofern bewegen wir uns alle auf schwankendem Boden, wenn wir eine Quelle – etwa Zosimos – kritisieren, aber eine andere wie etwa Cassiodor gelten lassen. Wer hier anfängt, wird in Treibsand endigen, wie es den Mediävisten erging, als sie erst auf den *Reichsannalen* ihren Schwur ablegten, dann akzeptieren mussten, dass sie die damalige Realität offenbar sehr seltsam darstellen, bis Johannes Fried [2004] konstatierte, dass nur ein Meister seines Kalibers den *Schleier der Erinnerung* zur Seite ziehen könne. Diese Zweifel sind nicht ausräumbar, nachdem sich etwa Widukind von Corvey und die *Reichsannalen* widersprechen. Werner Frank und der Verfasser haben einmal einen Columella-Text als Bekräftigung für die Herbstäquinoktie gebracht [Frank 2010; Illig 2011]. Hier lag die Sache anders, weil die Gegner des erfundenen Mittelalters zur Beweisabrundung immer wieder eine antike Quelle gefordert hatten – die sie selbst niemals bezweifeln würden. Diese haben sie bekommen.

Erinnern wir uns an Cassiodor: Warum sollte er zuverlässiger sein als seine Kollegen in der Spätantike, zumal er nicht einmal selbst daran arbeitet, sich vom 6. ins 3. Jh. zu verändern? Wenn ein einzelner alle anderen ins Unrecht setzt, dann können die Vielen dasselbe von dem einen sagen. So verlieren wir unsere einzigen Geschichtskennntnisse zur Spätantike. Zurück würden die leeren Augen der Antike bleiben.

Trennt uns dann noch irgend etwas vor der völligen Willkür? Soweit ich es überblicke, sind zeitgenössische Inschriften am ehesten geeignet, im Treibsand für Halt zu sorgen. Insofern ist von unserer Seite aus viel stärker das *Corpus Inscriptionum Latinarum* [CIL] mit seinen rund 180.000 antiken Inschriften heranzuziehen. (Für das frühe Mittelalter gibt es nichts Vergleichbares. Ich kenne für diese Zeit überhaupt nur zwei steinerne Inschriften: die als spätkarolingisch verteidigte Widmungsinschrift von Corvey und Alkuins Hadrian-Epitaph von 796, erst mehr als 800 Jahre später in der Vorhalle des Doms zu Rom eingesetzt; für uns ist die erste römisch, die zweite humanistisch.)

Deshalb wurden hier zwei Texte des CIL in die Diskussion eingebracht. Sie tragen keine Jahreszahlen, datieren sich aber aus dem Kontext, etwa wenn namentlich drei Kaiser genannt werden, die nur während weniger Jahre zusammen regiert haben. Eine derartige Steininschrift wie die von Portus/

Isola sacra ist obendrein zu ihrem Auffindungszeitpunkt fälschungsunverdächtig. Sie belegt, dass die drei Kaiser tatsächlich gleichzeitig regiert haben und bestätigt die Historie, die solches berichtet, ebenso wie die Münzen, die solche Kaisernamen tragen. Nachdem nicht einmal Heinsohn die Kaiserliste zwischen Augustus und Maximinius Thrax (-30 bis +238) anzuzweifeln scheint, erschiene es konsequent, ihre Fortsetzung nicht einfach zu verwerfen, sondern skeptisch zu prüfen. In dem Augenblick, in dem auch Bauten respektive ihre Fundamente mit Hilfe von Inschriften datiert werden können, wird aus der als Stauchpresse gehandhabten Stratigraphie wieder ein nützliches Werkzeug.

Ein Parallelaufsatz (s. S. 29) zeigt, dass es in der Kaiserliste zwischen Augustus und Friedrich I. sehr wohl zwei verworrene Intervalle gibt – vor und nach den Karolingern –, aber keineswegs um 230 oder 300.

Lässt man die Geschichte Ostias Revue passieren, so ist für mich kein triftigen Grund zu erkennen, die römische Spätantike von 600 auf 300 Jahre zu komprimieren. Nachdem bereits die herrschende Lehre von Einbrüchen durch die Reichskrise und ab 410 von entscheidender Schwächung durch Vandalen und Goten ausgeht, ist aus der kargen Fundsituation nach 230 und insbesondere nach 410 kein zusätzliches Argument für eine viel stärkere Kürzung zu gewinnen. Es gibt auch keine Chroniken, die dem Bild des Abstiegs grundsätzlich widersprechen. Wenn nun Cassiodor von einem lebhaften Hafenbetrieb in Portus zu seiner Zeit berichtet, dann sollte zunächst geprüft werden, inwieweit die Quelle frei von späteren Veränderungen ist. Weiter wäre zu prüfen, ob dem Autor aus irgendeinem Grund daran gelegen ist, das Leben seiner Zeit positiver darzustellen, als es damaliger Realität entspricht. Weiter sollte man überlegen, ob in diesem Fall der Autor nicht einfach einen Ausriss aus einer früheren Quelle als willkürliches Versatzstück verwendet hat, wie das in der spätantiken Literatur gang und gäbe gewesen zu sein scheint.

Die Liste der Kaiser in Ost und West nach persönlicher Willkür übereinander zu legen und auf diese Weise zu kürzen, ist kein akzeptables Verfahren. Es wäre erst bestätigt, wenn beispielsweise auf der Tafel von Portus auch noch ein vierter, westlicher Kaiser – für Heinsohn idealerweise Domitian – genannt würde oder die Kaiser ein zweites Mal unter anderen Namen identifiziert werden könnten. Bislang gibt es aber keinen Hinweis darauf, dass Kaiser aus bislang ganz unterschiedlichen Jahrhunderten einträchtig zusammen regiert hätten. Es gibt auch noch keine Modellvorstellung, wie man sich dieses Neben- und Ineinander vorzustellen hätte; was bei den alten Ägyptern dank fünf verschiedener Pharaonennamen, dazu ganz unterschiedlicher Bezeichnungen in Altägyptisch, Griechisch, Keilschriftaramäisch oder Bibelhebräisch möglich ist, scheint bei den nüchternen Inventarisierungsgewohnheiten der Römer ausgeschlossen zu sein.

Das Entstehen des Christentums ins 1. und 2. Jh. vorzuziehen, ist in Ostia ebenso ausgeschlossen wie in Portus. Hätte man in Rom, wo schon im 1. Jh. christliche Basiliken gebaut worden wären, schlichtweg vergessen, die nächste Stadt zu missionieren, obwohl sie sehr früh als „die ehrwürdigste Tochter des apostolischen Stuhls“ betrachtet worden ist? Nicht nur hier, sondern im gesamten Reich würden unendliche Komplikationen entstehen, die weder bauhistorisch noch religionsgeschichtlich beseitigt werden könnten. Nur als Beispiel, weil es in Ostia zahlreiche Mithräen gibt: Würde nun der Mithraskult zu einer Tochter der christlichen Religion, weil er bislang erst in der Mitte des 2. Jh. mit Bauwerken greifbar wird? Dem würde in Ostia das Oratorium *über* einem Mithräum widersprechen. Aber den Mithraskult in republikanische Zeit zurückzuverlegen, ist auch schwer denkbar.

Die Erschütterung des Reichsgefüges durch eine globale Naturkatastrophe lässt sich weder durch entsprechende flächenübergreifende Funde bestätigen, noch durch entsprechende Literatur belegen. Ostia steht hier stellvertretend für 'urbi et orbi'. Da *ein* Ort genügt, um den Zeiterhalt in ganz Europa zu bekräftigen, bringt Ostia den Beweis, zumal es in diesem Fall auch für die Stadt Rom steht, die wegen der ostianischen Befunde auch von keinem Tsunami überrollt worden sein kann. Entsprechende Teilnachweise sind bereits in Köln (Dom) [Illig 2011d; Otte 2012], am Niederrhein und am rätischen Limes geführt worden; die auch als 'Beweis' herangezogene Schwarze Erde wird keineswegs 'überall', auch nicht in Ostia, sondern nur an bestimmten innerstädtischen Stellen gefunden, häufig vermengt mit Ziegelresten (vgl. Otte, ab S. 155).

Insofern ist das von Heinsohn vertretene, bislang mehrdeutige Konzept nicht haltbar. Dass es ein besseres Konzept geben könnte, ist niemals auszuschließen. Wir sind aber bei Chronologie und Geschichte nur noch einen Schritt von beliebiger Willkür entfernt. Ohne eine Basis, die sowohl aus archäologischen Befunden wie aus schriftlichen Quellen unterschiedlichster Art zusammengefügt ist, bleiben nur noch persönliche Konstrukte zurück. Dann würde die Antike wieder zu dem, was wir in Ostia vorfinden: eine weitgedehnte Ruinenlandschaft, teils erhaben, teils banal, teils rätselhaft, ohne uns etwas zu vermitteln, weil die schriftlichen Hinterlassenschaften uns so wenig mitteilen könnten wie Keilschrifttafeln vor ihrer Entzifferung.

Immerhin bestätigt sich in Ostia einmal mehr, dass in der Zeit zwischen 614 und 911 die Fundsituation desolat ist und alles für eine Zeitkürzung spricht. Dabei soll an Weihnachten 800 Karl d. Gr. feierlich in Rom gekrönt worden sein, während die wichtigsten Häfen Roms in Malariasümpfen versanken. Wäre die Karlszeit der Überlieferung nach eine Verfallszeit, in der auch eine Kaiserkrönung in bescheidenem Rahmen durchgeführt worden

wäre, müsste das Bild trotzdem akzeptiert werden. Nur weil es sich gemäß den angeblich zeitgenössischen Schriften und den auf ihnen aufbauenden Wertungen um eine fulminant aufstrebende Zeit handelt, in der ein Mann halb Europa mit Bauwerken bestückt und die Geistesgrößen zu neuen Ufern getrieben haben soll, konnte hier sinnvolle Kritik geübt werden.

Literatur

- antica* = <http://www.ostia-antica.org/> [mit Rekonstruktionsvideos und anderen Informationen]
- Anwander, Gerhard / Illig, Heribert (2011): Jahrtausend-Katastrophen. Unwetter, Tsunamis und Impakte in Europa; in *Zeitensprünge* 23 (3) 722-728
- archo* = <http://www.sullacrestadellonda.it/archo/ostia.htm>
- Boin, Douglas R. (2010): A Hall for Hercules at Ostia and a Farewell to the Late Antique »Pagan Revival; in *American Journal of Archeology* 114 (2) 253-266
- Buck, Sebastian (2007-2012): *Der Mithraskult*;
<http://www.basiswissen-christentum.de/de/themen/mithraskult.html>
- Cameron, Alan (2011): *The Last Pagans of Rome*; New York
- CIL = <http://cil.bbaw.de/dateien/datenbank.php> [Corpus Inscriptionum Latinarum; Archivum Corporis Electronicum]
- Cumont, Franz (⁴1975): *Die Mysterien des Mithra. Ein Beitrag zur Religionsgeschichte der römischen Kaiserzeit*; Darmstadt (Nachdruck von ³1923)
- DAI = <http://www.ostia-antica.org/heinzelmann/daiproj.htm> [Links zu den Ergebnissen der Einzelkampagnen von 1996 bis 2001]
- Demandt, Alexander (1998): *Geschichte der Spätantike. Das Römische Reich von Diocletian bis Justinian*; München
- Frank, Werner (2010): Bemerkungen zur Gregorianischen Kalenderrestitution und zu den Jahreseckpunkten unter Augustus; in *Zeitensprünge* 22 (2) 457-464
- Fried, Johannes (2004): *Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik*; München
- Gering, Axel (2004): Plätze und Straßensperren an Promenaden. Zum Funktionswandel Ostias in der Spätantike; in *MDAI(R)* Bd. 111, 299-382
- Heinsohn, Gunnar (2000): Rätselhafte dreihundert Jahre; Leserbrief in *F.A.Z.*, 15. 02.
- (2011a): Bato und Attila. Vorschlag zur Lösung des Hunnenrätsels; in *Zeitensprünge* 23 (2) 457-473
- (2011b): Österreich ohne Spätantike; in *Zeitensprünge* 23 (3) 618-646
- (2012): Nur 3. und 6. Jahrhundert im Münzhort von San Giusto; in *Zeitensprünge* 24 (1) 63-73
- Hennig, Christoph (1989): *Latium. Das Land um Rom*; DuMont Kunst-Reiseführer; Köln
- Illig, Heribert (2000): Brennpunkt Phantomzeit. Ein Situationsbericht; in *Zeitensprünge* 12 (1) 126-149
- (2011): Zwischen den Kalenderreformen von Cäsar und Gregor XIII. liegen nur 1.330 Jahre. Kalendarisch bestätigt: die These vom erfundenen Mittelalter; in *Zeitensprünge* 23 (1) 65-74

- (2011a): Byzanz im Visier. Erinnerung und Zukunft; in *Zeitensprünge* 23 (2) 424-428
 - (2011b): Sieben Severine. Eine Zusammenschau; in *Zeitensprünge* 23 (3) 527-535
 - (2011c): Die Befestigungen von Rom und Konstantinopel; in *Zeitensprünge* 23 (3) 536-550
 - (2011d): Verdoppelte Phantomzeit? Eine Abwägung; in *Zeitensprünge* 23 (3) 651-680
- Martin, Paul C. (2000): Was las man denn zur Karolingerzeit? Teil II; in *Zeitensprünge* 12 (4) 639-661
- M. = Meiggs, Russell (1973): *Roman Ostia*; Oxford
- Merkelbach, Reinhold (1998): *Mithras. Ein persisch-römischer Mysterienkult*; Wiesbaden
- Nersinger, Ulrich (2009): Ostia Antica – ein Musterbeispiel päpstlicher Archäologie; in *Zenit - Die Welt von Rom aus gesehen*; vom 03. 10.
<http://www.zenit.org/rssgerman-18730>
- Otte, Andreas (2012): Zur Stratigraphie unter dem Kölner Dom. Grabungsprofile, Böden und Schwarze Erde; in *Zeitensprünge* 24 (1) 155-170
piazzale = <http://www.ostia-antica.org/piazzale/corp.htm>
plan = <http://www.ostia-antica.org/map/plan1.gif>
portus = Ostia The Harbour District: Portus (2009)
<http://www.ostia-antica.org/portus/portus.htm>
<http://www.ostia-antica.org/portus/s009.htm> speziell für die 3-Kaiser-Inschrift
- Potter, Timothy W. (1992): *Das römische Italien*; Stuttgart
 wiki → Artikel unter den angegebenen Überschriften
- Witschel, Christian (2008): Betrachtungen zum römischen Städtewesen in der Spätantike; in Lampen, Angelika / Owzar, Armin (Hg. 2008): *Schrumpfende Städte. Ein Phänomen zwischen Antike und Moderne*; Köln u. a.

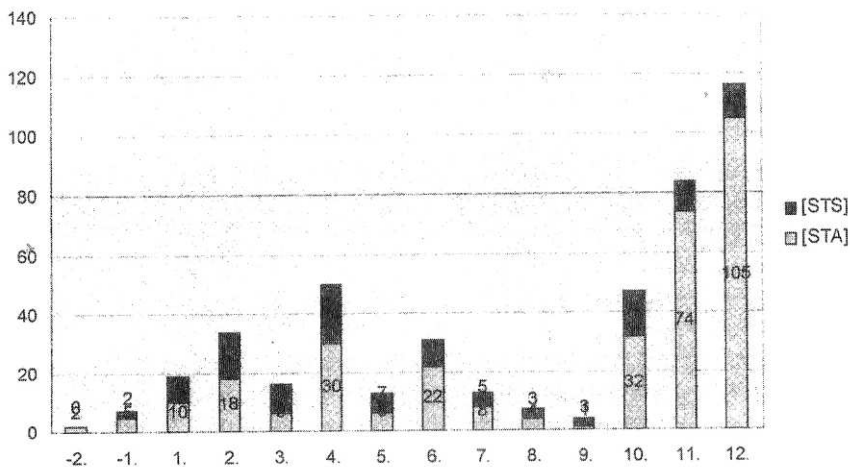
Trierische Spätantike (Trier III) Noch unchristlich oder schon Phantomzeit?

Karl-Heinz Lewin

In „2.000 Jahre Trier – was blieb übrig?“ [L. 2006] zählte ich die Nennungen von Baudaten und Grabungsbefunden in der Denkmaltopographie der Trierer Altstadt [STA]. Funde, die dem 7. bis 9. Jh. zugeschrieben wurden, sind äußerst rar. Korrigendum [zu L. 2006, 483]: Die erste Pfahlrostbrücke wurde -17 errichtet, die 2000-Jahr-Feier der Stadt Trier wurde **1984** ausgerichtet.

Fortschreibung der Baudatennennungen

Ende 2010 konnte ich endlich den zweiten Band der Trierer Denkmaltopographie [STS] erwerben, der den übrigen Teil des heutigen Stadtkreises Trier behandelt, in dem sich zwei Drittel des ehemaligen römischen Stadtgebietes befanden. Doppelnennungen ignorierte ich nur dann, wenn sie unmittelbar hintereinander standen, und urkundliche Nennungen erfasste ich genauso wie solche, die durch Münzfunde oder dendrochronologisch datiert wurden oder bei denen die zu Grunde liegende Datierungsmethode nicht erkennbar war. Das Ergebnis beider Auswertungen ist in dem Diagramm wiedergegeben.



Anzahl der Nennungen von Baujahren

Kritische Fragen

In dem abgebildeten Diagramm fällt auf:

1. Die bereits im Vergleich zu 2., 4. und 6. Jh. konstatierte „Armut“ des 3. und 5. Jh. [L. 2006, 487]; das 5. Jh. war das Jahrhundert der Franken- und Alamannen- und möglicherweise auch der Hunneneinfälle, für das 3. Jh. bedarf es noch einer Erklärung.
2. Die ebenfalls bereits konstatierte zunehmende Fundarmut vom 7. bis zum 9. Jh. [L. 2006, 487].
3. In den gegenüber der (mittelalterlichen) Altstadt wesentlich umfangreicheren Gebieten der Stadterweiterungen und Eingemeindungen (27 von 28 Stadtbezirken) gab es auch Anfang des Hochmittelalters kaum nennenswerte bauliche oder sonstige archäologisch relevante Aktivitäten.

Michael Meisegeier [2010, 614] sieht die Zeit nach dem Toleranzedikt als zu früh für große Kirchenbauten. Demnach könne auch die konstantinische Doppelbasilika noch keine „Doppelkirche“ gewesen sein, sondern müsse eine kaiserliche Palastanlage gewesen sein [Meisegeier 2011, 567]. Ich halte dies für plausibel. Da es keinen Beleg für eine Fertigstellung und Nutzung dieses Baukomplexes gibt, lässt sich nicht mehr feststellen, ob er als Kirchenkomplex oder als Palastanlage geplant gewesen war. Für die Frage der Bauzeit ist dies unerheblich, die Frage der Christianisierung muss mit anderen Befunden beantwortet werden. Meisegeier [2011, 563] sieht die Christianisierung des Frankenreichs „offensichtlich erst ab Mitte des 10. Jh.“ Im Gegensatz zu ihm gehe ich davon aus, dass spätestens kurz nach der Deklaration des Christentums als Staatsreligion unter Theodosius, also bis gegen Ende des 4. Jh., das Christentum in Gallien verbreitet war und dort Kirchen gebaut wurden, denn zu Justinians Zeiten war Gallien bereits fränkisch, und unter der Voraussetzung einer Phantomzeit bliebe andernfalls für die Christianisierung ganz Galliens bis zur Mitte des 10. Jh. zu wenig Zeit.

Gunnar Heinsohn [2011] fragt: „Ist die Spätantike eine Phantomzeit?“ Nachdem er ausdrücklich auf Trier (Barbarathermen, Kaiserthermen, Porta Nigra) verwiesen hat, beantwortet er die Frage positiv: „Archäologisch gibt es für die Periode 0|-600 mithin nur die Jahre 0|-300.“ [453]. Ich untersuche im folgenden Text die dokumentierte Trierer Fundsituation im Hinblick auf diese Fragen.

Ausgewählte Baudenkmäler und Grabungsbefunde

Zur Orientierung gibt die folgende Tabelle eine Auswahl von Baudenkmälern und Grabungsbefunden Triers mit herkömmlicher archäologischer Datierung bis um 600. Die Auswahl enthält die Bauten, die heute noch das Stadtbild

bestimmen, deren Reste noch teilweise zugänglich sind, und einigermaßen eindeutig datierte Befunde. Auch manchen vagen Befund habe ich zwecks Vervollständigung des Überblicks aufgenommen. In **Fettschrift**: heute noch oberirdisch deutlich sichtbare Bauten, Baureste oder Baubestandteile; **fett kursiv**: Baureste oder Baubestandteile, die in situ über einen besonderen Zugang zu besichtigen sind, teilweise nur nach vorheriger Anmeldung; *kursiv*: Hinweise auf Hölzer und Münzen, die zur Datierung herangezogen wurden.

Datierung	Befund	Quelle
-122	<i>Holzpfähle</i> für Ufersteg oder Bockbrücke	[STA 14]
-121	frühe Wohnbauten Südallee, <i>Holzpfosten</i>	[STA 14]
- 97	spätlatènezeitliche Burg, Ehrang	[STS 233]
- 30	Wachtposten / Militärlager auf dem Petrisberg	[H. 40]
- 17	erste <i>Pfahljoch</i> brücke über die Mosel	[H. 44 f.; 120]
30–40	Fachwerkhäuser Westteil Viehmarktthermen	[K. 224 f.]
~50	erste Schotterdecke des inneren Straßennetzes	[K. 24]
um 50	Töpfereien im Süden des Stadtgebiets	[STA 16]
50–70	Steinbauten Westteil Viehmarktthermen	[K. 225]
66–100	Kryptoportiken, Curie und Basilika am Forum	[STA 14]
70–80	Forum	[K. 23]
71	Reparatur der Moselbrücke, Pfeiler aus Kalksteinquadern auf eingerammtem <i>Pfahlrost</i>	[H. 120]
75–100	Thermen am Cardo	[STA 14]
~ 100	Tempelbezirk am Altbachtal	[STA 16]
~ 100	Tempel am Herrenbrunnchen	[STA 16]
Anf. 2.Jh.	erste Steinbauphase im Lenus-Mars-Tempel am Irrbach/ Irminenwingert	[H. 183]
1. H. 2. Jh.	Gebäude der Viehmarktthermen (noch nicht als Thermen genutzt)	[K. 229]
111	<i>Quellfassung</i> 3 der Römersprudel-Quelle im Süden von Feyen, bis ins 20. Jh. als Heilquelle genutzt	[NE 12]
141	<i>Quellfassung</i> 4 der Römersprudel-Quelle	[NE 12]
144, 152, 157	<i>Spundwände</i> für Pfeiler der Römerbrücke , die direkt im felsigen Flussbett gegründet sind (steinerne Brückenbögen erst 1343–47)	[H. 120] [K. 160-163] [STA 16]
~150	Barbarathermen	[H. 114]
2. Jh.	Theater im Tempelbezirk am Altbachtal	[H. 186]
2. H. 2. Jh.	Fußbodenmosaik aus Villa an Olewiger Straße	[STS 114]
2. H. 2. Jh.	Aufschüttung des Sumpfgeländes im NW der röm. Stadt	[K. 144 f.]
2. H. 2. Jh.	Erhöhung der Brückenpfeiler um 5 Steinlagen (2 m)	[H. 120]

154–158	<i>Fangdämme</i> für Türme am Brückenkopf	[STA 16]
160–196/7	Stadtmauer , <i>Porta Media</i> , Porta Nigra	[STA 90-94]
> 183	Keller in der Frauenstraße, <i>münzdatiert</i>	[K. 66 f.]
166–200	Amphitheater , keramikdatiert	[GW 58]
Ende 2. Jh.	Lenus-Mars-Tempel am Irrbach / Irminenwingert	[K. 215]
2./3. Jh.	Franzensknüppchen , röm. Grabhügel auf dem Petrisberg	[STS 114]
2.–3. Jh.	Vicus Voclannionum westlich der Moselbrücke	[K. 36]
1. H. 3. Jh.	Igeler Säule (Grabdenkmal in Pfeilerform)	[H. 149, 198]
Mitte 3. Jh.	Mithräum im Tempelbezirk am Altbachtal	[H. 186]
260	Palast des Victorinus	[RL 94-96]
2. H. 3. Jh.	Grabkammer auf dem Reichertsberg	[STS 188]
~270	Albanagruf	[H. 282/83]
294	<i>Balken</i> der Bühnenmaschinerie im Amphitheater	[K. 96/97]
Ende 3. Jh.	Arenakeller unter Amphitheater	[K. 28]
275–326	palastartige Wohnanlage unter der östlichen Dom-Vierung	[STA 96]
3.–4. Jh.	Friedhof in Olewig	[STS 114]
3.–4. Jh.	Sarkophagbestattungen auf südlichen Gräberfeldern	[STS 125]
3.–4. Jh.	Grabkammer auf dem Westfriedhof	[STS 160]
< 300	Baubeginn Kaiserthermen	[STA 16, 80]
~300	Südl. Umfassungsmauer der Horrea (St. Irminen)	[K. 173]
305–311	Ziegelbau der Palastaula (Vorgängerbau der heutigen Basilika) mit Hypocaust-Heizung	[STA 16, 160] [H. 276]
315–326	SO-Basilika (unter Liebfrauen)	[Ronig, Tab.]
326–~340	NO-Basilika (unter Dom)	[Ronig, Tab.]
~330	Horrea Getreidespeicher (St. Irminen/Oeren)	[STA 122]
~350	Porta Alba	[STS 295]
~350	Palatium/Palacium in Pfalzel	[K. 240]
Mitte 4. Jh.	Coemeterialbau unter St. Maximin	[K. 195 f.]
Mitte 4. Jh.	Umbau der Kaiserthermen in Kaserne	[GW 126]
4. Jh.	Skelettgräber in Steinsarkophagen unter der Moltkestraße	[STS 86]
4. Jh.	Reparaturen am Amphitheater	[STS 116]
4. Jh.	Villenanlage in Euren, Mauerzüge und Fußbodenmosaik, unter Pfarrkirche St. Helena	[STS 268-271]
364–~380	Quadratbau (Dom)	[Ronig, Tab.]
386–398	Marienkirche unter St. Paulin	[STS 36]
Ende 4. Jh.	Erweiterung Coemeterialbau unter St. Maximin	[K. 196]
< 400	Nutzung Viehmarktthermen	[K. 26 f.]
~400	Heiligkreuzkirche am Moselufer	[STA 19]
~450	Kirche des Cyrillus unter St. Matthias	[STS 134]
5. Jh.	Umbau des Amphitheaters zur Ringburg	[H. 112]
~550	Restaurierung Dom (Nicetius), Gründung St. Germanus	[STA 19]

- | | | |
|--------|---|-----------|
| 6. Jh. | Kloster St. Maria (ad Martyres) / St. Mergen über den
Resten einer römischen Villa suburbana | [STS 22] |
| 6. Jh. | St. Medard | [STS 144] |

Die Lage wichtiger Bauwerke zeigt der Stadtplan [wiki ↔ Augusta Treverorum].

Exkurs zur Datierung

Die Trierer Archäologen verwenden verschiedene Arten der Datierung.

1. *Grob-Datierung*: Zunächst muss natürlich an Hand des Baustils der ungefähre Zeitraum der Entstehung abgeschätzt werden.
2. *Historiographische Datierung*: Wird auf einem Grabstein oder in einer Weihinschrift oder dergleichen der Name eines Herrschers oder kirchlichen Würdenträgers gefunden, dann wird dessen Amtszeit aus einem Geschichtswerk entnommen.
3. *Urkundliche Datierung*: Wird in einer Urkunde ein Bauwerk erwähnt und auf einen Herrscher oder kirchlichen Würdenträger (z.B. eines Bischofs) bezogen, dann wird dieser historiographisch datiert; diese Datierung dient dann entsprechend den Angaben der Urkunde zur Datierung des Bauwerks. Auf diese Weise gewonnene Daten wurden in das Diagramm am Anfang dieses Artikels übernommen. Im Text dieses Artikels kommen sie nur für 5. und 6. Jh. vor.
4. *Münzdatierung*: Wird in einer Grabung in einem ungestörten Kontext eine Münze gefunden, dann kann das darüber liegende Material nur aus einer Zeit nach dem frühesten Prägungszeitpunkt der Münze stammen, und das darunter liegende Material kann nicht jünger sein als der späteste Umlaufzeitpunkt der Münze. Der früheste Prägungszeitpunkt und der späteste Umlaufzeitpunkt der Münze werden historiographisch bestimmt. Hierfür gibt es gesonderte Münzkataloge. „Hauptprägestätte war Rom, jedenfalls für den Westen des Reiches“ [H. 158], in der Spätantike wurde auch in Trier geprägt (s. u.).
5. *Dendrochronologische Datierung*: Alle auf Holzresten beruhenden Datierungen im Trierer Gebiet wurden dendrochronologisch bestimmt. Hierzu verwenden die Archäologen des *Rheinischen Landesmuseums* in Trier (im Folgenden kurz „Landesmuseum“) durchgängig die von Ernst Hollstein aufgebaute und vom Dendrochronologischen Forschungslabor des Landesmuseums fortgeführte „Mittleuropäische Eichenchronologie“ [Tafel im Landesmuseum], Hinweise dazu auch in [NE 6]. Sogar verkohlte Feuerhölzer aus der Fundstätte des römischen Militärlagers auf dem Petrisberg konnten „trotz ihrer geringen Größe“ von wenigen Zentimetern „sicher in das Jahr 30 v. Chr. datiert werden“ [NE 13].

6. *Münzengestützte dendrochronologische Datierung*: Der römische und spätantike Teil der Dendrochronologie ist zusätzlich durch Münzen abgesichert: Eine Münze *auf* einem Holz oder *in* einem Holz datiert das Holz. Umgekehrt kann eine Münze nicht in ein Holz geraten sein, bevor dieses gewachsen war. Mit genügend vorliegenden Exemplaren stützen sich die Datierungen von Münzen und Hölzern gegenseitig für mehrere Jahrhunderte [Tafel im Landesmuseum] – selbst dann, wenn die Grenzen nach oben (Richtung Phantomzeit) nebulös werden.
7. *Keramikdatierung*: Die sonst in der Archäologie meist als ‘Leitfossilien’ herangezogenen Keramikbefunde werden für das römerzeitliche Trier selten für die Datierung angegeben. Erst in der nachrömischen (fränkisch-merowingischen) Zeit gewinnen Keramikfunde für die Datierung an Bedeutung. Heinen klassifiziert: Bis Mitte des 1. Jh. findet man nur Importware, dann beginnt die lokale Keramikproduktion in Trier, die sog. Belgische Ware, ab etwa 130 wird auch die feinere Terra sigillata lokal hergestellt, seit Ende des 2. Jh. „begegnen uns schwarzgefirnißte Becher mit Barbotineverzierung“, die nun auch exportiert werden, seit Mitte des 3. Jh. „treten die bekannten Spruchbecher auf“, mit Sprüchen auf dem Becherboden, die der Trinker erst beim Leeren erblickt, wie „ama me amica“ (liebe mich, Freundin!); „Glasgefäße sind erst im 4. Jh. in Trier hergestellt worden“ [alle Zitate in diesem Absatz: H. 156].
- „Dagegen war in Trier wie im Trevererland mit der Krise des 3. Jh. die Produktion von reliefverzierter Keramik zusammengebrochen. Man lieferte, soweit die Herstellung im 4. Jh. überhaupt wieder aufgenommen wurde, zunehmend verrohte und plumpe Keramik. [...] vor allem schlichte, dunkelbraune bis schwarze Gefäße [...] Eine Ausnahme bilden die in Trier bereits früher und auch im 4. Jh. noch produzierten Barbotinegefäße mit ihrem ornamentalen Schmuck, Reliefappliken und ermunternden Aufschriften.“ [H. 306]

Jahrgenaue Datierungen in der obigen Tabelle sind entweder Münzdatierungen oder dendrochronologische Datierungen von Hölzern aus der Eifel oder aus dem Hunsrück. Selbst bei Hinweisen auf verkohltes Holz fand ich in keiner mir zugänglichen Literatur zu Trierer Ausgrabungen irgendein Indiz für eine Radiokarbon-Datierung.

Zur Münzdatierung liefert Trier drei wichtige Hinweise:

Goldschatz von Trier (Feldstraße): Ca. 2.570 Goldmünzen; „der umfangreichste Aureusschatz der römischen Kaiserzeit“ enthält Goldmünzen von Nero bis Lucius Verus (63/64–167) und von Didius Julianus bis Septimius Severus (193–211) [G. 13-18], von jedem der für die genannten Zeitspannen zuständigen Herrscher, von letzterem und seiner Gemahlin Julia Domna aber

nur Prägungen bis 196. Daher wird vermutet, dass der Schatz wegen der Wirren des Aufstandes des Clodius Albinus gegen Septimius Severus, in deren Folge auch Trier belagert wurde, 196/97 vergraben wurde, und dass der Besitzer diese Zeit des Aufstandes nicht überlebte [G. 18; K. 153]. Der Aufstand dient auch der Datierung der Porta Nigra.

Schatzfund von Neubieber: 1.942 Silbermünzen (Denare) und ein Antoninian (= 1½ Denar) aus der Zeit von Antoninus Pius bis Maximinus Thrax (138–238) [G. 18 f.].

Die römische Münzstätte in Trier: Unter den Kaisern des Gallischen Sonderreiches (260–274) sollen ab 269 Aurelius Marius, Victorinus und Tetricus in Trier Münzen haben prägen lassen. Wegen fehlender Emissionszeichen ist nicht geklärt, welche Münzen in Trier geschlagen wurden. Ob die schriftlich bezeugte Münzstätte existiert hat [G. 28 f.], ist nicht sicher [H. 92]. Allerdings sollen „Prägungen der Trierer Münzstätte für Aurelian“ [H. 212] aus dem Jahr 275 existieren. 293/94,

„nachdem der zum Caesar der westlichen Reichsteile erhobene Constantius Chlorus Trier zu seiner Residenz gewählt hatte, [wurde] in Trier die Prägetätigkeit wieder aufgenommen“ [G. 26].

Zeitweilig gab es zwei oder drei Münzstätten in Trier, die die von ihnen geprägten Münzen mit wechselnden Münzstättenzeichen versahen: PT, STR, TR, TRP, TRS, u. a. [G. 31-35].

„Mit Ausnahme des Jovianus (363–364) sind alle vom späten 3. Jh. bis zur Mitte des 5. Jh. n. Chr. im Westteil des Reiches respektive der [!] in Gallien herrschenden Kaiser und Usurpatoren auf Trierer Prägungen überliefert.“ [G. 35]

Damit sind die schriftlichen Berichte, die diesen Männern eine Herrschaft über Gallien zuschreiben, zumindest in diesem Punkt bestätigt. Die aufgefundenen Münzen überdecken die Zeiträume von Diocletian (293–305) bis Galus (353–355), Julian (360–361), Valentinian I. (366–375) bis Eugenius (394), Constantinus III. (407) bis Valentinian III. (425–455) [G. 36-38], wobei das „Ende der regulären Münzprägung um 440“ [G. 43] oder „ca. 445“ [H. 239] angesetzt wird. Von 355 bis 367 war die Münzprägung unterbrochen [G. 33; H. 311; K. 57].

„Wir kennen allerdings für Julianus als Augustus eine Gold- und zwei Silberemissionen mit ›Trierer Münzstättenzeichen‹, wobei aber zu fragen ist, ob diese tatsächlich im Trierer Münzamt oder nicht von einer mobilen Münzstätte [...] geschlagen wurden“,

zumal für den gesamten Zeitraum der Unterbrechung keine Trierer Bronzeprägungen belegt sind [H. 237]. Ob die Gegenkaiser von Constantinus III. (407–411) bis Ioannes (423–425) in Trier prägen ließen oder „Münzmeister

und Münzmaterial mit sich führten“ [H. 368], sei dahingestellt. „Constantinus III. prägte sogar Münzen auf den Namen des Honorius, gegen den er sich doch erhoben hatte“, möglicherweise, „um seine Anerkennung seitens der Zentralregierung [...] vorzutauschen“ [ebd.].

Die danach folgenden Prägungen von Theodosius II. und Valentinian III. (nur Silber, keine Bronze) wurden möglicherweise wieder in Trier selbst geprägt, da sie dort auch gefunden wurden.

„Wahrscheinlich war es in Trier, im Frühjahr 310, wo Konstantin der Große zum ersten Male den solidus, die neue Goldmünze der Spätantike, prägen ließ. [...]

Einen Begriff vom Ausstoß der Trierer Münzstätte und der weiten Zirkulation ihrer Gepräge vermittelt die Feststellung, daß in den Münzfunden der gallischen, germanischen und britannischen Provinzen die Trierer Emissionen mit 60 Prozent den Löwenanteil stellen.“ [H. 311]

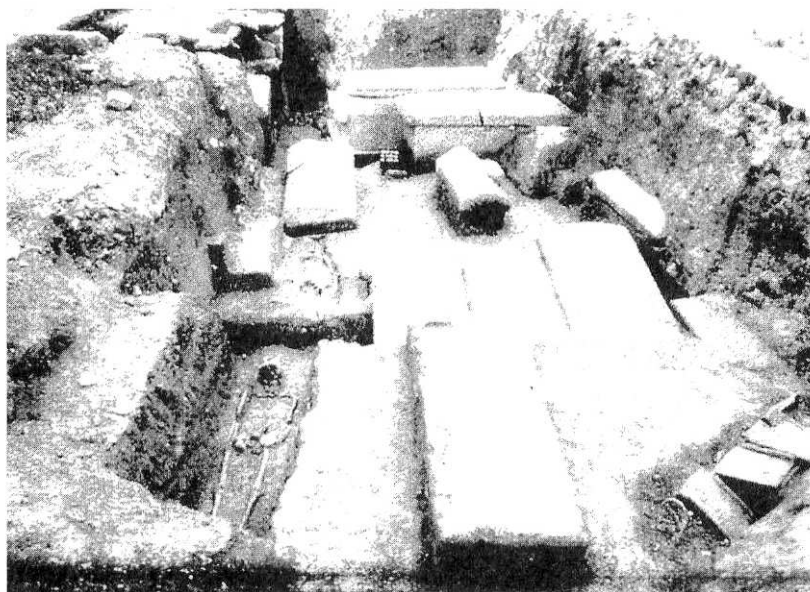
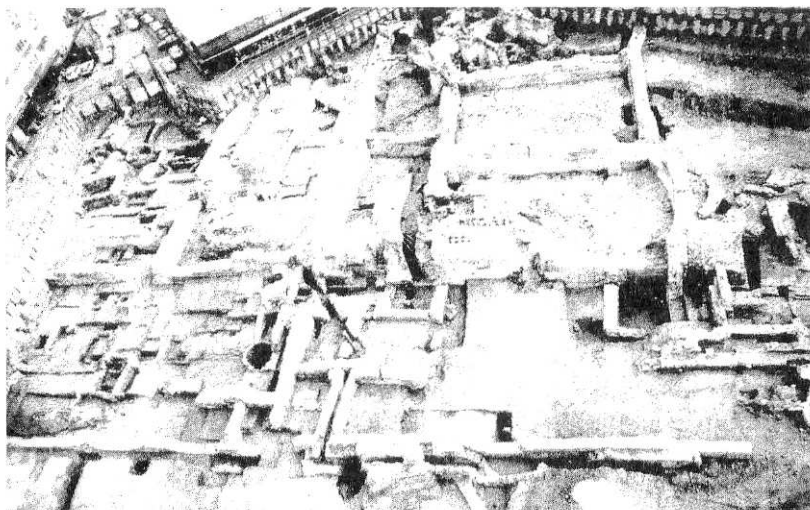
Auch die im Keller des Amphitheaters „geborgenen 1200 Münzen gehören fast ausschließlich dem 3. und 4. Jh. n. Chr. an“ [K. 97].

Die kleinen Lücken ignorierend kann man den Zeitraum der Trierer Münzprägung auf die Jahre 293–440 ansetzen. Die beiden Schatzfunde überdecken überlappend die Jahre 63–238. Da beide Schatzfunde keine einzige der in Trier geprägten Münzen enthalten, ist die Vermutung durchaus nahelegend, dass *die beiden Zeiträume disjunkt* sind.

Die Münzfunde enthalten keine im Osten des Reiches geprägten Münzen. Soweit nach Münzen datiert wurde, stammen diese bis 269 aus Rom oder Lyon (Lugdunum), danach aus Trier, Lyon oder Arles (Arelate), dann ab 375 aus Trier, Arles oder Mailand (Mediolanum). Etwa 70 % der in Trier gefundenen Münzen der Spätantike wurden „in der Trierer Münzstätte geschlagen“ [G. 21].

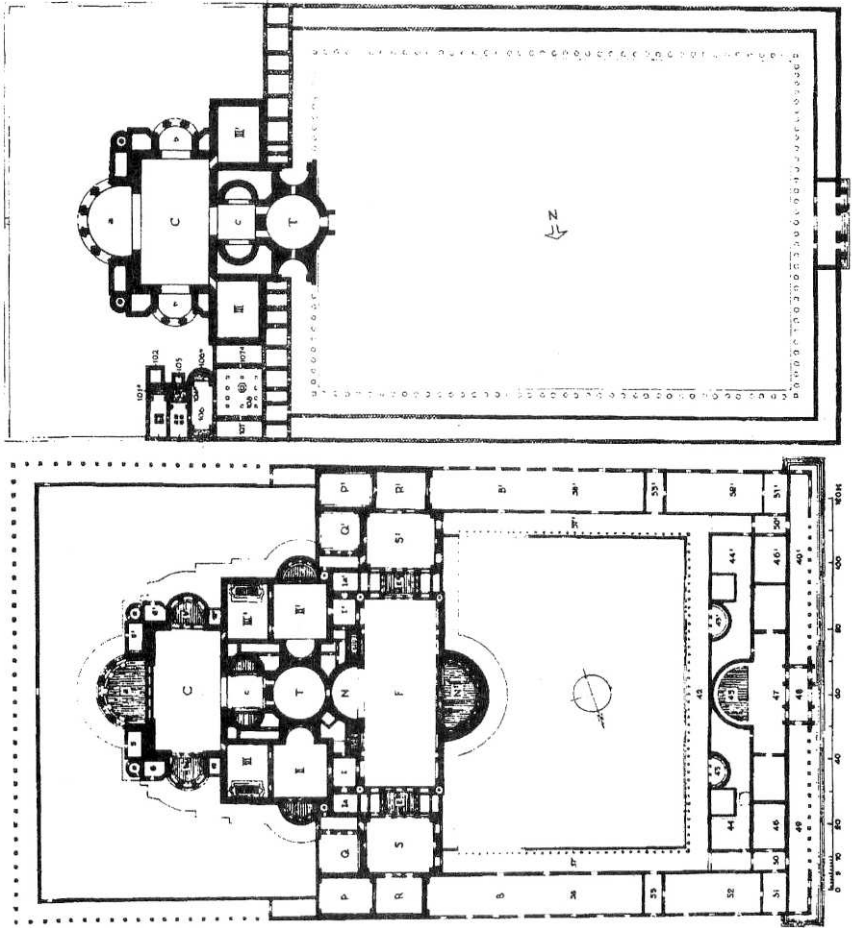
Bauten des 1. Jahrhunderts

Aus der Einstufung der Augusta Treverorum durch den Geographen Pomponius Mela als eine der „urbes opulentissimae“ Galliens in den 40er Jahren des 1. Jh., also eine der reichsten oder auch bedeutendsten Städte Galliens [H. 52], folgert Heinen [53], Trier müsse „bereits in augusteischer Zeit eine Substanz an öffentlichen und privaten Gebäuden gehabt haben“. Erste Reste römischer Wohnbebauung werden in die erste Hälfte des 1. Jh. datiert, meist bei Grabungen unter den späteren öffentlichen Bauten, die heute noch stehen; aber diese Angabe bleibt zu vage, um die Gebäude mit Bestimmtheit in die Zeit des Augustus setzen zu können. Nachweisbare *öffentliche* Bauwerke entstehen erst ab der zweiten Hälfte des 1. Jh. Heinen [179] stellt fest, „daß die große Umbruchphase von der keltischen zur gallo-römischen Kultur der Tre-

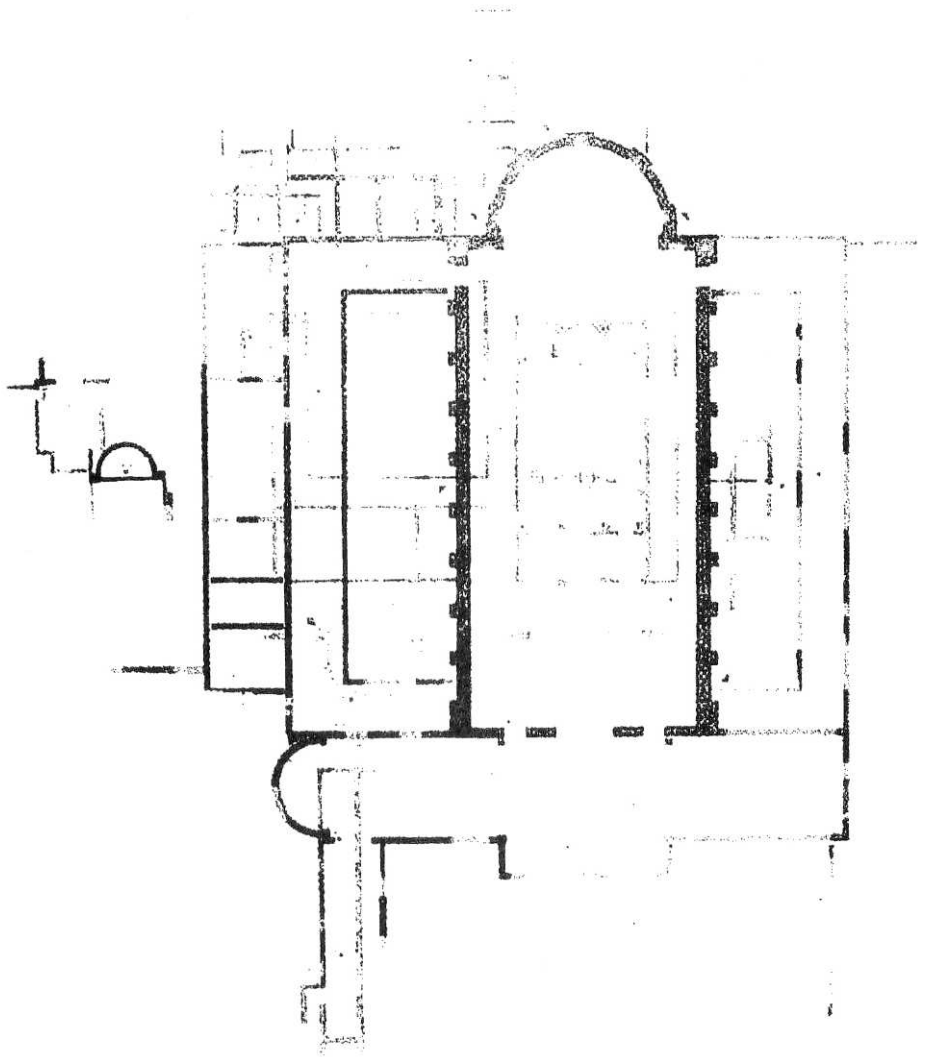


Thermen am Viehmarkt während der Grabungsarbeiten, Blick aus westlicher Richtung [STA 83], links und unten die unter die Thermengebäude reichenden überbauten Wohnhäuser des 1. Jh.

„Spätantike Bestattungen in Steinsarkophagen und schlichten Erdgräbern im Bereich des Abteivorplatzes“ (St. Matthias) [RL 137, Abb. 26d]



„Grundrisse der Kaiserthermen; links: erster Bauzustand [~300], rechts: zweiter Bauzustand [2. Hälfte 4. Jh.]“ [H. 277, Abb. 96]



„Die Archäologischen Befunde der Basilika und ihrer Vorgängerbauten“ (Aula Palatina, 4. Jh., darunter geplante ältere Gebäude) [K. 140]

verer, also die Zeit zwischen Caesar und dem Ende des 1. Jh. n. Chr., nur sehr wenige Zeugnisse aufweist.“

Basilika: Unter der Basilika „Reste von zwei Wohn-Insulae beiderseits einer Nord-Süd-Straße“ [K. 141].

Frauenstraße: Peristylhaus mit Zierbecken im Garten, außerhalb des Straßenrasters der Gründungszeit, Ende 1. Jh. [RL 37, Abb. 7].

Grabung Fleischstraße/Metzelstraße: Das Gelände lag am Rande eines verlandeten Altarmes der Mosel und wurde in flavischer Zeit (69–96) ‚urban erschlossen‘. „Das Gelände wurde nach Osten terrassiert und zur [Straße E] mit einer Mauer abgefangen.“ Auf der Mauer erhoben sich Pfeiler einer den Wohnhäusern vorgelagerten Galerie, die den Bürgersteig überdachte. „Das Laufniveau lag nahezu 1,50 m höher als das der Straße. [...] Die gegenüberliegende westliche Bebauung befand sich dagegen auf gleicher Höhe mit der Straße“ [Breitner, 82]. Diese Häuser enthielten Räume mit Kies- oder Stampflehm Böden, die handwerklich oder gewerblich genutzt wurden, und Wohnräume mit Estrichen. Westlich davon zur Straße D luxuriöse Peristylhäuser, vermutlich mehrgeschossig, die in den folgenden Jahrhunderten nicht überbaut, sondern mehrfach renoviert wurden. Wandmalereien des ausgehenden 1. Jh. blieben teilweise erhalten, andere wurden mehrlagig übermalt [ebd. 83 f.].

Kaiserthermen: Unter dem Westteil der Kaiserthermen „als älteste Spuren Reste von Holzhäusern, Vorratsgruben, Keller und Wasserbecken“ aus der Zeit vor Mitte des 1. Jh. wegen Abweichung vom späteren Straßenraster [K. 123].

St. Irminen: Ab 1. Hälfte des 1. Jh. sind „einzelne frei stehende Fachwerkhäuser mit Holz- und Estrichböden sowie bemalten Innenwänden“ nachgewiesen [K. 166].

Victorinuspalast: Unter dem Baugrund des Stadttheaters frühe Wohnbebauung des 1. Jh. [RL 94].

Viehmarktthermen: „Die Häuser der Gründungszeit haben kaum Spuren hinterlassen, da in den dreißiger Jahren [des 1. Jh.] gründlich saniert wurde“ [GW 106], lediglich einige Pfostenlöcher sind nachgewiesen [RL 86]. Es entstanden zunächst Fachwerkhäuser mit lehmverputzten Innenwänden, auf deren Resten „qualitätsvolle Wandmalereien“ erhalten blieben, die heute im Landesmuseum zu bewundern sind. In der Legende einer Abbildung [RL 36, Abb. 4] wird die restaurierte Wandmalerei ins 1. Viertel des 1. Jh. datiert. Eine Generation später wurden die Mauern umgestürzt und Steinhäuser errichtet.

Bauten des 2. Jahrhunderts

Amphitheater: „Die Scherben aus den Schichten unter dem ältesten Laufhorizont reichen bis in das späte 2. Jh. n. Chr., so dass die heute sichtbare Anlage

nicht vor diesem Zeitraum entstanden sein kann“ [K. 101]. „Auch der nachträgliche Bau der Stadtmauer auf dem westlichen Zuschauerraum lässt sich innerhalb dieser Schichtenfolge ablesen und ist entsprechend spät zu datieren“ [ebd.]. Neuere Werke bringen „2. Hälfte“ [RL 97] und „letztes Drittel“ [GW 58] des 2. Jh., beide mit Verweisen auf „bei neueren Grabungen (1977–1979)“ gefundene Keramik.

Barbarathermen: „Die Barbarathermen wurden in der zweiten Hälfte des 2. Jh. unter der Herrschaft der antoninischen Kaiser errichtet“ [K. 103]. Der „größte römische Thermenbau nördlich der Alpen“ [K. 103] umfasste „ein Gebiet von vier römischen Wohnblocks (*insulae*)“ [K. 103, Kursive im Original]. Andere datieren „um die Mitte“ [H. 114] oder „vor der Mitte“ [RL 84] des 2. Jh.

Basilika: Unter der Basilika „ein palastartiges Gebäude mit einem Apsidensaal“ über der Straße des 1. Jh. und in der Achse der späteren Palastaula. Goethert sieht darin den Palast des kaiserlichen Legaten; die steinernen Reste können unter der Basilika besichtigt werden [GW 152-154].

Dom/Liebfrauen: „Älteste Befunde sind bisher die Rotsandsteinmauern römischer Häuser aus dem 2. Jh.“ [RL 64].

Frauenstraße: Hier wurde ein Keller ausgegraben, in dem mehrere Perioden und Bauphasen identifiziert werden konnten. In der zweiten Phase von Periode 2 wurde der Fußboden um etwa 35 cm erhöht, und in der Nordost- und Südostecke wurden je ein Bauopfer deponiert, von denen eines „ein abgegriffenes As des Commodus von 183“ enthielt [K 66 f.].

Grabung Fleischstraße/Metzelstraße: „Die [Straße E] wurde bis zu 2 m angehoben“ [Breitner, 85]. Die auf der Westseite liegenden Wohn- und Geschäftshäuser mit kleinen Räumen wurden durch höher gelegene Häuser mit größeren Räumen ersetzt, wobei einige der älteren Mauern weiter genutzt wurden. Das Mauerwerk blieb bis in eine Höhe von 2,50 m erhalten. Der Bürgersteig lag nun auf gleicher Höhe wie der auf der Ostseite und wurde ebenfalls mit einer von Pfeilern getragenen Laubgalerie überdacht [ebd. 85 f.].

Kaiserthermen: Unter dem Westteil der Kaiserthermen Reste zweier großer Stadtvillen und ihrer zwei weiteren Neubauphasen bis Mitte 3. Jh.

Viehmarktthermen (Abb. S. 133): In der 1. Hälfte [RL 86] oder noch vor Mitte des 2. Jh. [GW 107] wurden die Wohnbauten des 1. Jh. einplaniert und durch ein monumentales Gebäude unbekannter Funktion und Nutzung ersetzt. Datierung ursprünglich ins 1. Jh. [STA 82] oder um 80, dann eher in die 1. Hälfte des 2. Jh. [K. 228 f.]. Die nachgewiesenen Heizeinrichtungen und Wasserablenkungskanäle, die für eine Thermenanlage sprachen, wurden erst nachträglich eingebaut [K. 226]. Die Gestaltung des Bauwerks weist Übereinstimmungen mit Thermenanlagen auf und wirft die Frage auf, „ob sich die Planer des Trierer Repräsentationsbaus von diesen Thermenanlagen anregen ließen“ [K. 227]

Bauten des 3. Jahrhunderts

Basilika: Im späten 3. Jh. (bei Frankeneinfällen um 275?) „scheint dieser [unter der Basilika gefundene] Palast zerstört und nach anderem Grundrissmuster wieder aufgebaut worden zu sein“ [K. 141].

Dom/Liebfrauen: „In den tiefsten Schichten“ unter dem Dom „Spuren eines vornehmen römischen Wohnquartiers“ des 2. und 3. Jh. [K. 116].

Kaiserthermen: In den beiden Stadtvillen unter den Kaiserthermen gibt es zwei weitere Neubauphasen bis Mitte 3. Jh., der prächtige „Mosaikboden mit dem Gespann des Rennfahrers Polydus“ (~250) liegt jetzt im Landesmuseum [H. 117, 278].

Victorinuspalast: Unter dem Baugrund des Stadttheaters lag über früher Wohnbebauung des 1. Jh. ein weiträumig angelegtes Peristylhaus des 3. Jh. Es enthielt einen Mosaikboden (heute im Landesmuseum) mit einer Inschrift des Prätorianer-Tribuns Marcus Pia(v)onius Victorinus, des späteren Kaisers (269–271) des Gallischen Sonderreiches, daher datiert um 260 [RL 94-96].

Südliches Gräberfeld: „Unter den Sarkophagen wurde der Rest eines Kalksteinfundamentes dokumentiert, der von einem Grabpfeiler herrühren dürfte. Gemeinsam mit zahlreichen Werkstücken ehemaliger Grabbauten des 1.–3. Jh., die sich in den Einfüllungen zwischen den Bestattungen fanden bzw. als Grabeinfassungen einer erneuten Nutzung zugeführt worden waren, verweisen sie [!] auf Monumente einer Gräberstraße, die wohl ausgangs des 3. Jh. abgebaut wurden.“ [K. 179]

„In einem Sarkophag fanden sich zwei Folles des Maximianus sowie Constantius Chlorus, die in den Jahren 294 bzw. 296/97 geprägt worden waren.“ [K. 180]

Vom 1. bis zum 3. Jh. wurden „über 120 Brandgräber“ nachgewiesen [H. 120]. „In der ersten Zeit der Belegung – vom ausgehenden ersten Jh. v. Chr. bis ins 3. nachchristliche Jh. – herrschen Brandbestattungen vor“ [K. 181, 190]. Körperbestattungen beginnen im 2. Jh. und setzen sich vollends im 3. Jh. durch, sind also noch nicht unbedingt christlich, andererseits gibt es auch im 4. Jh. noch Brandbestattungen [H. 200], „Körperbestattungen in verschiedener Form mit zum Teil reichen Grabbeigaben lassen sich dem 3.–5. Jh. zuweisen“ [K. 181, 190].

Warum gibt es so wenige Baudenkmäler des 3. Jahrhunderts?

„In den Wirren der zweiten Hälfte des 3. Jh. wurden die meisten vici und Villen unseres Raumes ein Opfer furchtbarer Zerstörungen. Viele Anwesen, vor allem in den abseitigeren Lagen, wurden danach nicht wieder aufgebaut. Der größte Anteil dieses Verwüstungswerkes geht wohl auf das Konto der Germaneneinfälle, besonders um 275/76. Doch auch die Auf-

stände der ländlichen Unterschichten (Bagauden [...]) und die militärischen Auseinandersetzungen um das Gallische Sonderreich [...] haben gewiß zu diesem Niedergang beigetragen.“ [H. 141]

„Erstaunlicher ist jedoch, daß um die Mitte des 3. Jh. auch die Bronzeemissionen Roms im wesentlichen nur noch in Italien und Africa zirkulieren, während die gallischen, germanischen und britannischen Provinzen weitgehend außerhalb dieses Umlaufes bleiben. Vielleicht darf man diesen Befund mit den Krisen dieser Jahrzehnte und mit einer Verringerung des Fernhandels in Verbindung bringen. Den Höhepunkt der allgemeinen, aber auch der monetären Krise leiten die Jahre um 259/60 ein.“ [H. 159]

„Von den Villen des Umlandes sind zahlreiche gebrandschatzt und danach nicht wieder aufgebaut worden“ [H. 213].

Innerhalb der Stadtmauern Triers wurde aber nur für den Palast unter der Palastaula eine Zerstörung um diese Zeit herum (und ein baldiger Wiederaufbau) festgestellt, so dass diese Zerstörung sicher nicht in die Stadt einfallenden Germanenhorden angelastet werden kann, sondern andere Ursachen haben muss. Leider werden wir nicht über die Art und das Ausmaß der Zerstörung unterrichtet.

Gerade aus der Zeit *vor und nach* den für das Umland so verheerenden Einfällen von Germanen und Aufständen im Umland sind aus der Stadt einige überzeugende Beispiele von Bauten archäologisch bezeugt. Diese Zeit ist auch besonders reich an wunderschönen Mosaikböden, von denen viele dank einer Überbauung im 4. Jh. auch gut erhalten sind. Das Landesmuseum hat zur Ausstellung dieser Böden eigens einen Mosaikensaal geschaffen. Dagegen frappiert das Fehlen an Bauwerken aus der ersten Hälfte des 3. Jh., das weder die Archäologen des Landesmuseums bemerken, noch den Historikern der Universität Trier auffällt. Dies ist die Zeit der Severer und der frühen Soldatenkaiser. Möglicherweise gibt es hier bislang unbekannte Parallelitäten, vielleicht handelt es sich aber auch um eine Trierer Besonderheit, deren Ursache noch einer Klärung bedarf.

Bauten um die Wende vom 3. zum 4. Jahrhundert

Dom/Liebfrauen: 275–326 palastartige Wohnanlage unter der östlichen Dom-Vierung [STA 96]. Die Kassettendecke eines Prunksaals mit „qualitätsvollen Fresken“ mit Eroten, Philosophen und „vier mit Nimbus geschmückten Damen“ [H. 269-275; K. 47-49], also vermutlich Damen des vorchristlichen Kaiserhauses, wurde aus dem Schutt geborgen und restauriert und ist im *Bischöflichen Dom- und Diözesanmuseum Trier* (im Folgenden kurz „Dom-museum“) zu bewundern.

„Im Bereich des Gartens der Kurie von der Leyen entstand gegen Ende des 3. Jh. n. Chr. in einem dieser römischen Wohnhäuser [...] ein von Ost

nach West gerichteter kleiner Saal (10 × 5,80 m) mit einer nach Westen angebauten Apsis.“ [RL 64; ähnlich GW 182]

St. Irminen: „Hinsichtlich einer zeitlichen Einordnung der Speicheranlagen von großer Bedeutung ist die Tatsache, dass die südliche Umfassungsmauer einen älteren, wohl privaten Wohnkomplex mit zwei Kellernanlagen und einem hypocaustum überbaut, der nach Aussage zahlreicher Münzfunde im letzten Drittel des 3. Jh. aufgelassen wurde“ [K. 172; Kursive im Original]. „Der nachgewiesene südliche Abschnitt der Umfassung wurde in den Jahrzehnten um die Wende zum 4. Jh. errichtet.“ [K. 173]

Kaiserthermen (Abb. S. 134): Ende 3. Jh. wurde über einplanierten Wohnquartieren des 1./2. Jh. und einem Bad ein großes Thermengebäude errichtet [STA 80]. Funde aus dem Gebäude mit dem Mosaikboden des Polydus bis 2. Hälfte des 3. Jh. „datieren so das Projekt der gewaltigen Thermenanlage in die Zeit nach den Wirren des gallischen Sonderreiches“, eher nach 294 [K. 123 f.]. In den (geplanten) Massageräumen Fußbodenheizung und Verkleidung der Wände mit Hohlziegeln zwecks Wärmedämmung [K. 127]. Die technische Ausstattung mit Bewässerung, Heizung, Entwässerung einschließlich Dachentwässerung ist auf der Höhe der Zeit, „im Vergleich zu den Barbarathermen noch weiter fortgeschritten und großzügiger durchdacht“ [K. 128]. Das Kellergeschoss wurde im Rohbau vollendet, im Osten ist der Bau bis über die erste Fensterreihe hinaus gediehen, dann aber wird „der Baubetrieb [...] schlagartig unterbrochen“ [K. 130]. Ein Zusammenhang mit der Verlegung der Kaiserresidenz nach Byzanz (324) wird vermutet [K. 124]. Ergrabene Haufen von Ziegelsplitt identifizieren unverbrauchtes Baumaterial als eindeutig römisch, darüber liegt eine zentimeterhohe Humusschicht, die als Zeichen für eine länger dauernde Überwucherung mit Unkraut und/oder Überdeckung mit organischen Abfällen gedeutet wird [K. 131]. Die Thermen blieben „unvollendet und wurden wohl nie als Badeanlage in Betrieb genommen“ [H. 278].

Viehmarktthermen: Die Umnutzung zur Badeanlage soll erst im 3. Jh. erfolgt sein, Auffassung und Zerstörung im 5. Jh. [STA 84]. „Ende des 3. oder Anfang des 4. Jh. ist in der jetzt mit Kalksteinplatten gedeckten, im Westen verlaufenden Straße (*cardo*) ein gemauerter, überwölbter Abwasserkanal angelegt worden. Spätestens zu dieser Zeit wird das Gebäude als Thermenanlage umgebaut worden sein“ [K. 229; Kursive im Original; s. a. RL 86; GW 109].

Bauten des 4. Jahrhunderts

Amphitheater: Neben Reparaturen im 4. Jh. wurde „ein Mauerwinkel festgestellt [...], der nach Münzfunden der 2. Hälfte des 4. Jh. zugerechnet werden muss [RL 97].

Barbarathermen: „Nach den durch die Germanen verursachten Zerstörungen des 3. Jh. sind die Barbarathermen im 4. Jh. wieder aufgebaut worden“ [H. 116]. Goethert widerspricht: „Der Bau war lange in Betrieb [bis ins 5. Jh.] und wurde während dieser Zeit anscheinend kaum verändert.“ [GW 77]

Basilika: Der Palast aus dem späten 3. Jh. wurde im frühen 4. Jh. wieder eingeebnet. An der Stelle der heutigen ‚Basilika‘, der evangelischen ‚Kirche zum Erlöser‘, wurde Anfang des 4. Jh. eine Aula Palatina (Palastaula) etwa gleichen Ausmaßes errichtet. Trotz der vielen Umbauten im Mittelalter und der zwei Neuerrichtungen im 19. und 20. Jh. sind noch (einige wenige) Reste der Mauern und des Außenputzes aus römischer Zeit *in situ* erhalten [K. 138].

„Für die Datierung berufen sich die Gelehrten normalerweise auf eine prägefrische Münze des Jahres 305 n. Chr., die 1937 im Mörtel einer Mauer der Vorhalle eingebettet gefunden worden war.“ Eine „Reihe der Ziegelstempel von ADIV, ARMO, CAPIO und TAIN“ zeigt „Parallelen zu Funden aus dem Kastell Köln-Deutz“. Dieses stammt „aus der Regierungszeit Konstantins des Großen“ [K. 141], genauer aus den Jahren 307–310 [H. 224 f.], so dass plausibel „eine Errichtung der [Palastaula] etwa um die gleiche Zeit“ angenommen wird [K. 141]. „Die an die umgebenden Portiken im Westen anschließenden Räume erhielten nach Aussage der Fundmünzen im Jahre 330/31 [...] ihren Boden. [...] der untere Heizboden der Basilika [wurde] ebenfalls nach Aussage der Fundmünzen erst nach 337/41 gegossen“ [GW 151].

Dom/Liebfrauen: Über dem „Raum mit Apsis (Bau 1a)“ vom Ende des 3. Jh. wurde „ein größerer Saal mit Säulenstellungen, gegliedertem Rechteckchor [...] (Bau 1b)“ gefunden, die auf 315 datierte SW-Basilika, 326 entstand östlich davon die dreischiffige SO-Basilika [STA 17].

Über dem eingeebneten Wohnpalast unter dem Dom wurden „in der Regierungszeit Konstantins des Großen“ [K. 117] die NO-Basilika und westlich davon die NW-Basilika errichtet, mit „Säulen aus Odenwälder Granit [...], von denen eine als sog. Domstein noch heute vor dem Westportal des Doms zu sehen ist“ [ebd.; Abb. in K. 119; L. 2005, 676].

„An der Westfront der Südbasilika wurden in einem mit Schutt verfüllten spätrömischen Keller die Reste einer frühchristlichen Glasmacherwerkstatt ausgegraben, die heute im Rheinischen Landesmuseum Trier zu sehen sind“ [K. 119].

Hans-Peter Kuhnen kritisierte den Ausgräber Theodor K. Kempf, der die Dokumentierung schuldig blieb, welche Mauern „tatsächlich beobachtet und welche hypothetisch erschlossen wurden“, und nach welchen Funden datiert wurde [K. 116; ausführlich zitiert in L. 2005, 674].

„Trotz zahlreicher Unklarheiten“ lassen die Funde unter Dom/Liebfrauen eine „bauliche Entwicklung [...] in groben Umrissen erkennen [K. 116]: „In den tiefsten Schichten [...] Spuren eines vornehmen römischen Wohnquartiers des

2.–3. Jh. n. Chr.“ [ebd.], das im frühen 4. Jh. abgebrochen und planiert wurde, darüber die vier Basiliken.

„[Ü]ber den abgebrochenen Mauern der Osthälfte der nördlichen Basilika“ wurden „die Grundmauern eines aus Rotsandstein mit Ziegeldurchschuss gemauerten Baukörpers von quadratischem Grundriss“, des sog. Quadratbaus, errichtet, sie werden „in das späte 4. Jh. datiert“ [K. 119]. Die spätantiken Mauern des Quadratbaus sind bis auf eine Höhe von 30 m heute noch *in situ* gut sichtbar, besonders von der Nordseite [dom]. Spuren einer Zerstörung durch Feuer, vermutlich durch einen der Frankenüberfälle im frühen 5. Jh., Wiederaufbau in der Süd-Basilika im 5. Jh., in der Nordbasilika im 6. Jh. Hiermit ist römische Spätantike (4. Jh.) in mehreren Schichten nachgewiesen:

1. Wohnpalast im NW, SW-Basilika bis 326,
2. ab 326 SO-Basilika,
3. ab 340 NO-Basilika,
4. ab 364 Quadratbau.

Grabung Fleischstraße/Metzelstraße: In der Spätantike wurden die Häuser westlich der Straße E abermals durch solche mit größeren Räumen (bis zu 56 m²) ersetzt. Auch diesmal wurden ältere Mauern in die Neubauten einbezogen. Auf der Ostseite der Straße E ein Gebäude mit Vestibül, beheizten Räumen, Badebecken, Marmor und Stuck sowie einem für Feuchträume typischen „hydraulischen Ziegelestrich“, vermutlich ein kleines Bad. „Stempel auf den Ziegeln der Heizanlage lassen das Gebäude in das 4. Jh. n. Chr. datieren. Sie benannten eine Ziegelei, die zu den Hauptlieferanten der spätantiken Großbauten Triers gehörte“ [Breitner, 87].

St. Irminen: „Von den spätantiken, um 330 n.Chr. errichteten Horrea ist im barocken Westflügel der nördliche Abschnitt der Außenwand des westlichen Speicherbaus im heutigen Keller, Parterre und teils im Obergeschoss bis zu 8 m Höhe erhalten“ [STA 122]. Wohnquartiere im Bereich der Vereinigten Hospizien sind vom 1. Jh. bis zum Ende des 4. Jh. belegt [STA 17]. „Funde aus den Hofhorizonten belegen eine Nutzung der Anlage bis mindestens in die zweite Hälfte des 4. Jh.“ [K. 173]

Kaiserthermen: In der 2. Hälfte des 4. Jh. „wurde im Zuge eines grundlegenden Umbaus der Hof durch Abbruch des Kaltwasserbades erweitert und wurden an der Nordseite kleinere Thermen als Ersatz angelegt“ (vgl. Abb. S. 134 rechts [K. 278; STA 82]), vermutlich „eine Art von Kaserne für die kaiserliche Garde der Prätorianer“ [K. 133], wobei die Zeitangaben auch leicht differieren: „Fertigstellung und Nutzung als Kaserne [...] 375 – 383“ [RL 81], „spätestens Mitte des 4.“ Jh. [GW 126].

St. Martin: „In der Tat steht – das zeigen die Funde – die Martinskirche in den Fundamenten eines spätrömischen Hauses, das offenbar seit dem aus-

gehenden 4. Jh. als Grabkirche diente“ [H. 317], „die von Martin, Bischof von Tours, selbst geweiht [...] wurde“ [STS 22, 78].

Victorinuspalast: „In einem Raum befand sich ein in der 1. Hälfte des 4. Jh. verlegtes Mosaik“ [RL 96]. In einer angrenzenden Insula fand sich ein Mosaikboden aus der 2. Hälfte des 4. Jh. [RL 94].

Viehmarktthermen: „Die Thermenanlage blieb bis zum Ende des 4. Jh. in Betrieb“ [K. 58].

Nördliches Gräberfeld: Unter **St. Maximin** Reste eines Coemeterialbaues aus dem 4. Jh., Sarkophage unter den Mauerfundamenten des 10./11. Jh. oder als Mauerfundamente genutzt [eigener Augenschein anlässlich einer Führung]. „Seit Mitte des 4. Jh. existierte ein für Bestattungen vorgesehener Großbau von 65 m Länge und 17 m Breite, in seiner Länge von Westen nach Osten orientiert, wie man seit den jüngsten Grabungskampagnen durch Heinz Cüppers und Adolf Neyses (1978–1993) sagen kann“ ([K. 196] s. Abb. S. 147).

„Etwa 25 m östlich davor, ungefähr in der Mittelachse dieses Großbaues, bestand ein zweigeschossiger Grabbau, der an eine längere Nord-Süd-wand angefügt worden war. [...] Mit der Erweiterung des großen Coemeterialbaues gegen Ende des 4. Jh. wurde der Grabbau nicht alleine in den Gesamtkomplex direkt mit einbezogen. Beiderseits wurden je eine Grabkammer angefügt, so dass nun eine Flucht von drei Kammern im Osten des Großbaues für diesen einen geraden Abschluss boten [!].“ [ebd.]

„Durch die Erweiterung wurden Grabkammern an dessen Ostseite gegen 400 in den Großbau miteinbezogen. [...] Das Laufniveau innerhalb des Großbaues wurde erhöht [...] So war gegen Ende des 4. Jh. Raum für ca. 1000 Sarkophagbestattungen in dem Großbau westlich von den drei spätantiken Grabkammern geschaffen.“ [K. 198]

In der **Moltkestraße** fand man 1953 rund 100 Skelettgräber, zumeist in Stein-sarkophagen, und eine Grabkapelle mit Vorhalle im Osten und Apsis im Westen. „Sämtliche Gräber sind christliche Bestattungen aus dem 4. Jh.“ [STS 86].

Unter und bei der heutigen Kirche **St. Paulin** sind Reste einer Grabbasilika nachgewiesen [H. 336]. „Die Krypta unter dem Chor [der Barockkirche] [...] geht auf die Anlage des 4. Jh. zurück und erhielt ihre heutige Form wohl im 11. Jh.“ (mitsamt Sarkophag des hl. Paulinus) [STS 40].

Grabdenkmäler des 2. und 3. Jh. sind auf beiden Gräberfeldern bereits zu Beginn des 4. Jh. abgebaut worden, einige ihrer Fundamente sind von Sarkophagen überdeckt. „Reliefverzierte Steinquader sind für Körperbestattungen in Wiederverwendung ausgehöhlt worden“ [K. 191], teilweise wohl auch nach Neumagen zur Erbauung des dortigen Kastells transportiert worden.

Südliches Gräberfeld um **St. Eucharius / St. Matthias** (Abb. S. 133): „Über ihren Gräbern [der Bischöfe Eucharius und Valerius] entstand im 4. Jh.

an der Stelle der heutigen Matthiasbasilika eine Coemeterialkirche, die ihrerseits weitere christliche Bestattungen anzog. Im Laufe der folgenden drei Jahrhunderte sind in unmittelbarer Nähe mehr als fünftausend Sarkophage in die Erde eingelassen worden“ [H. 283].

„Von den jüngeren in Plattengräbern und Holzsärgen beigesetzten Bestattungen enthielten mehrere Münzbeigaben oder Trachtbestandteile, mit deren Hilfe sie der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts zugewiesen werden können.“ [K. 180]

Ein Stück weiter in der *Medardstraße* mehr als 1.000 Brandgräber, Grabbauten und Sarkophage des 1. bis 4. Jh. [STS 156].

Kann man die Baubefunde des 4. dem 3. Jahrhundert zuweisen?

Es gibt bislang keine einzige Grabung, in der Funde aus allen Jahrhunderten übereinander gefunden wurden, aber wo immer in Trier und seinem Umland Funde aus aufeinander folgenden Jahrhunderten gefunden wurden, lagen die aus dem 2. über denen aus dem 1., die aus dem 3. über denen aus dem 2., die aus dem 4. über denen aus dem 3., so wie man es für eine ordentliche Stratigraphie erwartet. Die in Trier vorgefundenen Teile dieser Stratigraphien wurden oben unter den Stichwörtern „Basilika“, „Dom/Liebfrauen“, „Grabung Fleischstraße/Metzelstraße“, „St. Irminen“, „Kaiserthermen“, „Victorinuspalast“ und „Viehmarktthermen“ beschrieben. Soweit die Schichten durch Münzen datiert wurden, die ihrerseits historiographisch datiert sind, **bestätigen die Schichten die relative historiographische Chronologie dieser vier Jahrhunderte**. Damit kann die von Heinsohn zwar nicht durchgehend behauptete, aber durchaus nahegelegte Parallelität des Zeitraums von 0–300 mit dem von 300–600 oder gar die explizit behauptete Parallelität von Augustus und Constantin [2011, 432] unzweifelhaft zurückgewiesen werden: Die Münzen Constantins liegen über Schichten des 3. Jh., diese an einigen Stellen über Schichten des 2. Jh., diese an mehreren Stellen über Schichten des 1. Jh.!

Wir gewinnen damit sogar **eine 8. Datierungsmethode, die Datierung nach dem verwendeten Baumaterial**:

Man kann mit Mörtel gefugte Natursteinwände an Hand des verwendeten Mörtels als römisch (mit Ziegelsplitt) oder nach-römisch (ohne Ziegelsplitt) erkennen. Aber auch zwischen der früheren (0–275) und der späteren (nach 275) Kaiserzeit gibt es deutliche Unterschiede. Baute man in der früheren Kaiserzeit gerne in Naturstein fugenlos mit bleigeschützten Eisenklammern (Pfeiler der Römerbrücke, Porta Nigra), gemörtelt und mitunter mit Ziegelreihen durchschossen nur in Privatbauten wie in den Vorgängerbauten der Viehmarktthermen, wurde in der späteren Kaiserzeit auch bei öffentlichen Bauten vermehrt auf Ziegel gesetzt, im gemischten Verbund (zwei bis drei gemörtelte

Lagen Naturstein, gefolgt von zwei bis drei gemörtelten Lagen von Ziegeln) wie im Quadratbau im Dom, teilweise auch in den Kaiserthermen, dort aber Bogenbereiche nur mit Ziegeln, oder der ganze Bau (bis auf ein Schmuckgesims aus Natursteinen) in Ziegeln mit Ziegelsplittmörtel wie die Palastaula, gegründet auf einem Fundament aus Gussmauerwerk (*opus caementitium*) sowie letztendlich auch die vorher nicht übliche Verwendung von Spolien [Hinweise in H. 275 f., 308].

Gibt es eindeutig christliche Funde aus dem 4. Jahrhundert?

In der südlichen Nekropole um St. Matthias sollen die frühen Trierer Bischöfe Eucharius (nach 250) und Valerius (2. Hälfte 3. Jh.) begraben worden sein, in der nördlichen die Bischöfe Agricus (auch Agritius, 312–389), Maximin (329–348) und Paulinus (346–358). Der dritte Bischof Triers, Agricus, zählte zu den Unterzeichnern der Konzilsbeschlüsse des Konzils von Arles im Jahr 314 [H. 227, 332]. Begräbnisstätten einflussreicher Trierer in der Nähe 'ihrer' Bischöfe im 4.–5. Jh. werden zu Keimzellen der späteren Abteien [K. 51 f.]. Die Umbettung der Bischöfe Eucharius und Valerius durch Cyrillus um 450 in dessen an der Stelle einer angeblichen „cella Eucharii“ erbauten Kirche (s. u.), von der die *Gesta Treverorum* um 1100 berichten [Becker, 3], mag man für eine um diese Zeit erfundene Legende halten, denn die „Vita dieser Bischöfe ist sehr spät (9. Jh. [?]) und legendär ausgestaltet“ [ebd.]. In ottonischer Zeit wurde der Coemeterialbau unter St. Maximin durch einen Kirchenneubau ersetzt, „im Osten schuf man eine Innenkrypta, in die 942 u.a. die Gräber der Bischöfe Agritius, Maximin und Nicetius [525–566] transferiert wurden“ [STS 82]. Der Coemeterialbau unter St. Paulin soll eine unter Bischof Felix (386–398) erbaute Marienkirche gewesen sein, in deren Krypta er die Gebeine seines in der Verbannung in Phrygien verstorbenen Vorgängers Paulinus (347–358/59) bestatten ließ [STS 36]. Dort wollen „die Kanoniker von St. Paulin in der nach diesem Bischof benannten Kirche im Jahre 1072 den Sarkophag des Paulinus [...] wiedergefunden haben“ [H. 335]. Diese Transfers und die wunderbare Wiederauffindung mögen ähnlich fromme Erfindungen ihrer oder späterer Zeiten sein, wie das 1127 berichtete Auffinden der „Gebeine des Apostels Matthias“ während der Bauarbeiten für die Abteikirche [STS 134], und die Ansicht Meisegeiers bestärken, dass die Patrozinien erst in diesen späten Zeiten erfunden wurden [2010, 637].

So berichtet Heinen, dass die Legende vom Martyrium, das „Mitglieder der Thebäischen Legion sowie Christen der Stadt Trier“ unter dem „grausamen Präfekten Rictiovarus“ erlitten haben sollen, „erst im Mittelalter“ entstanden ist [H. 330]. Den in Trier überlieferten Maternus, der 314 als Bischof von Köln bezeugt ist, müsse man „aus der Trierer Bischofsliste strei-

chen“ [H. 331], und auch die Tradition in Bezug auf Agricius beruhe „auf mittelalterlichen Fälschungen und Phantasieprodukten“ [H. 332]. Maximin aber wird von Athanasius erwähnt, der nach seiner Absetzung als Bischof von Alexandria nach Trier verbannt war (336/37) [H. 333]. „Daß Maximinus in der nördlichen Nekropole Triers in der nach ihm benannten Kirche beigesetzt worden ist, wird bereits von Gregor von Tours im 6. Jh. glaubwürdig bezeugt (*Historiae* VIII 12).“ [H. 334]

Ob man nun die Coemeterialbauten in den Trierer Nekropolen als frühchristliche Kirchenbauten ansieht oder deren christlichen Charakter bestreitet, jedenfalls scharen sich im Laufe des 4. Jh. mehr und mehr Grablegen von Christen um die vermuteten Bischofsgräber, und später entstanden genau an diesen Stellen die Abteien St. Matthias im Süden, St. Maximin im Norden und die Kirche St. Paulin.

Woran erkennt man christliche Gräber? Im Laufe des 2. Jh. wurde die Sitte der Brandbestattung nach und nach durch eine Sargbestattung ersetzt [H. 200]. Neben dem Indiz der Beigabenfreiheit, die natürlich auch als Beleg schierer Armut angesehen werden könnte, gibt es handfeste Belege: Grabinschriften mit dem Christusmonogramm, Reliefs mit Errettungsszenen auf Sarkophagdeckeln oder -seitenwänden wie ‚Noah begrüßt die zurückkehrende Taube mit dem Ölzweig im Schnabel‘, ‚die Jünglinge im Feuerofen, Daniel in der Löwengrube, Jonas und der Wal sowie die verhinderte Opferung Isaaks durch Abraham“ [H. 283, Legende zu Abb. 102]. Ein „Sechstrahlstern“ dagegen dürfe nicht als Christogramm gedeutet werden, sondern „ist Christen wie Heiden geläufig“ [H. 307, Legende zu Abb. 111].

„Unterstrichen wird die dominierende Stellung der Christen im spätantiken Trier [...] vor allem auch durch die dort gefundenen zahlreichen christlichen Inschriften. Mit über neunhundert Epitaphien überflügelt Trier bei weitem alle anderen Städte des gallisch-germanischen Raumes“ [H. 285].

Von diesen über 900 Inschriften sind

„aber drei Viertel in einem so fragmentarischen Zustand, daß sie keine befriedigende Interpretation gestatten. Von den verbleibenden 237 Inschriften vermag eine Kennerin wie N. Gauthier knapp 50 in das 4. Jh. zu datieren; selbst davon könnten noch einige in das frühe 5. Jh. gehören. In absoluten Zahlen ist die Ausbeute also gering, doch sie ist groß im Vergleich mit anderen Städten Galliens, ganz zu schweigen von Köln und Mainz“ [H. 340].

Heinen datiert die Inschriften in den Zeitraum „4. - 8.“ Jh. [H. 317, 319].

„Die marmorne Inschrifttafel stammt von der Nekropole St. Maximin in Trier-Nord und gibt sich durch das Christogramm sehr schön als christliches Zeugnis zu erkennen.“ [H. 265]

ΩΔΕΚΙΤΑΙΕΝ ΧΩ
ΟΥΡΧΙΝΟΓΑΝΑΤΟ



MARTIVIVA SINDE ΧΣΕ ΜΡΕ
VETRA NOVIVA SINDE ΧΣΕ ΜΡΕ

Griechisch-lateinische Grabinschrift für den 'Orientalen' Ursikinos [H. 266]
Frühchristliche Grabinschrift der „Sucaria Castimonialis“ mit Christus-Monogramm (Chi-Rho, XP) und Tauben; „die Bezeichnung »Castimonialis« (»die Keusche«) wird als Hinweis auf eine Nonne interpretiert“ [K. 54].
„Frühchristliche Graffiti auf dem Verputz einer Chorschranke unter der Liebfrauenkirche“ [K. 120]

Den Text (s. Abb. S. 147) übersetzt Heinen als: „Hier ruht in Christus [XPΩ] Ursikinos, er lebte mehr oder weniger 29 [KΘ] Jahre.“ [ebd.]. Der lateinische Text „qui vixit an(nos) XVIII, d.h. ‚der 19 Jahre lebte‘“ wird als Versehen des Steinmetzen gedeutet. ‚Anatolikos‘ wird mit ‚Orientale‘ übersetzt, da das Wort sich nicht auf das heutige Anatolien, sondern „auf die Diözese Oriens (Anatole) im östlichen Reichsteil, also auf Syrien und seine Nachbargebiete“ [ebd.] beziehe. Der Text ist sicher der Römerzeit nach Diocletian zuzuordnen, also dem 4. Jh., vielleicht dem späteren 4. Jh.

Der „Sarkophag mit der Darstellung Adams und Evas, des guten Hirten und der drei Jünglinge im Feuerofen“, der als Grablege des Agriculus oder seines Nachfolgers Maximin gilt, „ohne daß dies wirklich beweisbar wäre“ [H. 332], ist spätantik und christlich. Auch der Paulinus zugeschriebene Sarkophag ist spätantik und enthält einen Holzsarg aus Zedernholz (undatiert) mit christlichen Darstellungen auf den Beschlügen (Sündenfall Adams und Evas, Auferweckung des Lazarus) und passt „gut in das ausgehende 4. Jh.“ [H. 336].

Constantin der Große war zweifellos kein Christ. Sicher scheint aber nach allen Quellen zu sein, dass Constantin sich zusammen mit Licinius dem Toleranzedikt des Galerius [wiki → Toleranzedikt des Galerius; → Mailänder Vereinbarung] angeschlossen hat. Die materiellen Befunde in den Gräberfeldern belegen, dass in der Zeit danach der Anteil der Christen an den Verstorbenen ständig zunahm, wie auch unter den Constantin folgenden Kaisern.

Ob nun die Doppelbasilika unter Dom und Liebfrauen bereits als Doppelkirche geplant war oder wie der von ihr überbaute palastartige Prunkbau genutzt werden sollte, steht dahin. Abschließende Grabungspublikationen sind nicht erschienen, wie Heinen und Kuhn mehrfach bedauern [z.B. H. 268 f.]. Ich erkenne aber in der mir vorliegenden Literatur keinen Beleg für eine Fertigstellung der gesamten riesigen Anlage, allenfalls der Südbasilika, so dass ich annehme, dass die Errichtung ebenso abgebrochen wurde, wie es für die Kaiserthermen belegt ist. Die vom Ausgräber Kempf vermutete Nutzung eines steinernen Podestes als Memoria für den Heiligen Rock (die Tunica Christi) ist für diese Zeit verfrüht. Mit dem Wiederaufbau der Nordbasilika unter den zweifellos christlichen Kaisern Valentinian und Gratian wird dagegen bereits die Bischofskirche errichtet worden sein, die sie laut schriftlichen Zeugnissen seitdem durchgehend gewesen ist, denn andernfalls hätte man Spuren einer Umnutzung finden müssen. Die mit diesem Wiederaufbau zeitgleichen Graffiti von Pilgern in der Südbasilika zeigen deutlich eine frühchristliche Nutzung zur Römerzeit an. Dass dort zu jener Zeit die Tunika Christi verehrt wurde, wie Kempf wiederum aus einem steinernen Podium erschlossen haben will [H. 269], darf bezweifelt werden – die erste urkundliche Erwähnung stammt aus dem Jahr 1196 [wiki → Heiliger Rock], die erste Wallfahrt zum Heiligen Rock fand gar erst 1513 statt [ebd.].

Die Rekonstruktion einer als Chorschranke gedeuteten Trennmauer unter Liebfrauen (Abb. S. 147), „auf deren Wandputz sich viele frühchristliche Pilger durch Ritzinschriften verewigten“ [K. 119], trägt zwei Namensaufschriften, gefolgt von „VIVAS IN DEO (XP) SEMPER“ (im Dommuseum). Unabhängig von einer Datierung liegt hier ein Nachweis frühchristlicher Nutzung des Gebäudes unter der Liebfrauenkirche in römischer Zeit vor.

Auffallend ist, dass das Christentum dieser Epoche sich mit einer anderen Symbolik schmückt als das Christentum des Mittelalters; das Kreuz scheint gänzlich unbekannt.

Gibt es eindeutig heidnische Funde aus dem 4. Jahrhundert?

Das Mithräum im Altbachtal wurde bis Ende des 4. Jh. benutzt [H. 186; 191-193], überhaupt der gesamte heidnische Tempelbezirk im Altbachtal; auch im Lenus-Mars-Tempel am Irminenwingert reichen die Münzfunde „mindestens bis Gratian“ [H. 344].

Heidnische Grabinschriften sind im 4. Jh. bereits selten: „Erstaunlich ist dagegen die verschwindend geringe Zahl heidnischer Grabinschriften des 4. und 5. Jh. in Trier“ [H. 285]. Die einzige Abbildung, die ich gefunden habe, war allerdings nicht einem heidnischen Römer gewidmet, sondern (in Latein mit Fehlern) einem Germanen, dem jung verstorbenen Burgunder Fürstenson Hariulfus, der als kaiserlicher Generalstabsoffizier gedient hatte [H. 325, Abb. 122, 326]. Denkbar ist, dass frühere Ausgräber manche Inschriften nur deshalb ins 3. statt ins 4. Jh. datierten, weil sie nicht christlich waren, sondern heidnische Widmungen wie „Dis Manibus“ („den göttlichen Manen“) enthielten; so lässt sich ein Hinweis von Heinen deuten [H. 352].

Heinen gibt die vermutlich gezeichneten Abbilder zweier Glasschalen wieder [346 f., Abb. 115a, b], die beide „I. Hälfte 4. Jh.“ datiert werden. Die eine zeigt „Herkules im Kampf mit dem libyschen Riesen Antaeus“, also eine Szene aus der heidnischen Mythologie, die andere „die verhinderte Opferung Isaaks durch Abraham“, also eine biblische Szene. „Beide Schalen (a und b) zeichnen sich durch die gleiche Schraffurtechnik aus und stammen vielleicht aus der gleichen Werkstatt“, vermutlich aus Köln.

Szenen aus vorchristlichen alten Mythen findet man auch auf Mosaiken, etwa auf dem sog. Ledamosaik, das auf Grund des Grabungsbefundes sowie stilistischer Kriterien in das spätere 4. Jh. datiert wurde: „im Rahmen eines von Musik und Tanz begleiteten Festmahls“ wird zwischen Leda und Agamemnon „die Geburt der Drillinge Castor, Pollux und Helena aus einem Ei“ dargestellt [H. 359-361].

Auch die Praxis des Schadenszaubers auf Verfluchungstäfelchen aus Blei scheint mit der Christianisierung nicht sofort aufgehört zu haben. Von den im

Arenakeller des Amphitheaters gefundenen Täfelchen werden noch einige „sicher“ ins 4. Jh. datiert [H. 364].

„Das Christentum war auch im 4. Jh., gerade im Westen, vorwiegend noch eine Religion der Städte. Die ländlichen Bezirke, die pagi, waren dagegen Rückzugsgebiete der heidnischen Kulte (pagani = Heiden, franz. Païens)“ [ebd.].

„Im Umland Triers sind manche Tempelbezirke bereits bei den Germaneneinfällen um 275/76 zerstört bzw. definitiv aufgegeben worden. [...] Andere heidnische Stätten wurden dagegen, wie die Münzreihen zeigen, noch Ende des 4. bzw. in den ersten Jahrzehnten des 5. Jh. besucht: das Marsheiligtum auf dem Martberg bei Pommern, Möhn in der Nähe der Römerstraße Trier – Bitburg, der Kultbezirk bei der Villa von Fließem/Otrang (nahe bei Bitburg), das gallo-römische Heiligtum in Pelm bei Gerolstein.“ [H. 344]

Auch „der gallo-römische Tempelbezirk von Steinsel-Rëlent auf einem Plateau über dem Alzettetal nördlich der Stadt Luxemburg“ hat sich gemäß der Münzfunde „gerade in der zweiten Hälfte des 4. Jh. ganz besonderen Zulaufs erfreut“ [H. 364].

„Im späteren 4. oder beginnenden 5. Jh. haben Christen oder Germanen den paganen Kulturen im Altbachtal ein Ende bereitet: Viele Fundstücke zeigen Spuren mutwilliger Zerstörung.“ [H. 186 f.]

Bauten des 5. Jahrhunderts

Amphitheater: Im Keller des Amphitheaters kamen „mehrere kostbare Werke frühchristlicher Kleinkunst des 5. – 8. Jh. zum Vorschein“ [K. 101].

Die **Barbarathermen** wurden vom 2. bis ins 5. Jh. genutzt [STS 132]. „So wird – wie [...] Einschwemmungen in dem Abwassersystem der Barbarathermen belegen – der Badebetrieb in den öffentlichen Thermen während der ersten Hälfte des 5. Jh. aufgegeben“ [K. 79]. „Scherbenfunde beweisen, dass die Barbarathermen bis ins 5. Jh. hinein offensichtlich ihren Badebetrieb aufrecht erhalten konnten“ [K. 103]. Goethert sieht die Umbauten im 5. Jh., als die Bevölkerung vor den Überfällen der Germanen „Schutz hinter den meterdicken Mauern“ suchte [GW 78], aus der sich eine kleine Siedlung entwickelte [Goethert auch in RL 84]. Die gefundene Keramik wird auch ‚Barbarathermenware‘ genannt.

Dom/Liebfrauen: Wiederaufbau in der Süd-Basilika [K. 121]

Grabung Fleischstraße/Metzelstraße: „Nach der Wende vom 4. zum 5. Jahrhundert fehlen Anhaltspunkte für eine flächige Besiedlung“ [Hupe, 90]. „Nachantike Baubefunde werden auf dem Gelände erst ab dem Hochmittelalter fassbar“ [ebd. 91].

St. Irminen: „Zahlreiche Umbauten belegen eine Siedlungsabfolge mit zum Teil erheblichen Umnutzungen bis in die erste Hälfte des 5. Jh.“ [K. 168], Keller werden „bis in das beginnende 5.“ Jh. genutzt [K. 169].

Kaiserthermen: „So wird – wie keramikdatierte Verfüllungen in den Bedienungskellern der Kaiserthermen [...] belegen – der Badebetrieb in den öffentlichen Thermen während der ersten Hälfte des 5. Jh. aufgegeben“ [K. 79]

Viehmarktthermen: vom 3. bis ins 5. Jh. genutzt [STA 84]

Nördliches Gräberfeld: vom 1. bis zum 5. Jh. belegt [STS 92]

Südliches Gräberfeld: Es gibt „kaum differenzierte Grabungsbefunde des späten 4. und 5. Jh.“ [K. 57], aber Begräbnisstätten um St. Maximin und St. Matthias „erblühen gerade in dieser Zeit“ (im frühen 5. Jh. [K. 58]), die „dort zu sehenden Objekte stammen aus dem 3.–5. Jh. n. Chr., also aus der Endphase der antiken Nutzung“ [K. 181]. „Die Zahl von 4000–5000 Steinsarkophagen verdeutlicht die Häufigkeit und Dichte der Beisetzungen.“ [K. 181]

„Eine [nur] urkundlich überlieferte Bauinschrift aus der Mitte des 5. Jh., die an der Wand der Krypta [von St. Matthias] zu lesen ist, spricht von einer Altarweihe zu Ehren der beiden Gründerbischöfe [Eucharius und Valerius] [...] Neben der literarischen Überlieferung bezeugen Funde frühchristlicher Schrankenplatten die Existenz einer Kirche des 5. Jh. an diesem Ort“ [K. 185 f.].

Von einer „ bis heute erhalten[en] Weihinschrift“ [STS 134] kann zwar keine Rede sein, aber für Schrankenplatten ist bislang keine heidnische Verwendung bekannt, so dass der Kirchenbau als plausibel anzunehmen ist.

Warum gibt es so wenige Baudenkmäler aus dem 5. Jahrhundert?

„Für den Zeitraum von etwa 200 Jahren nach der Mitte des 5. Jh. sind die archäologischen Zeugnisse zu Trier äußerst spärlich“ [K. 80]. Wie am Befund zu sehen ist, sind die archäologischen Zeugnisse zu Trier bereits seit Ende des 4., Beginn des 5. Jh. „äußerst spärlich“. Der Wiederaufbau in der Süd-Basilika erscheint als Solitär inmitten einer Bauwüste. Die gefundenen „Werke frühchristlicher Kleinkunst“ wie auch die 5.000 Steinsarkophage stehen in seltsamem Kontrast zu den fehlenden Bauten, so dass zu vermuten ist, dass das vorhandene Material auf die Jahrhunderte gestreckt wurde, wie „3.–5. Jh.“, um schließlich mit „5–8. Jh.“ wenigstens noch einen Teil der Phantomzeit abzudecken.

Bauten des 6. Jahrhunderts

Dom/Liebfrauen: Wiederaufbau in der Nord-Basilika. Bischof Nicetius (526/7–561) ließ „italische Bauleute“ nach Trier kommen, „die noch in anti-

ker Technik zu arbeiten verstanden. So wurden statt der zerborstenen Granit-säulen an alter Stelle etwa gleichgroße Säulen eines römischen Tempels mit entsprechenden Kapitellen aufgestellt und die Bogenkonstruktionen mit antikem Material erneuert“ [GW 187, ähnlich bereits in L. 2005, 676, mit Verweisen auf STA 96; Ronig, 6 f.]. Die genannten Spolien-Säulen wurden 989/90 unter Erzbischof Egbert mit kreuzförmigen Pfeilern ummantelt [Ronig, 7; GW 188].

St. Martin „wurde durch den Trierer Bischof Magnerich (566/69–587) erneuert und dem heiligen Martin geweiht“ [H. 317].

St. Maximin: im 6. Jh. eingebauter Ambo in Coemeterialbasilika unter St. Maximin [K. 80]

St. Medard: Eine spätantike christliche Grab- und Kultstätte wurde als Krypta der Mitte des 6. Jh. errichteten Kirche St. Medard verwendet [STS 146]; ein spätantiker Mosaikfußboden und eine frühchristliche Grabinschrift wurden bei einer Ausgrabung gefunden [STS 156].

Reste der Kirchenneubauten in St. Martin und St. Medard wurden ergraben; die Datierung erfolgte aber rein historiographisch nach den *Gesta Treverorum* aus der Abtei St. Matthias, die ab 1105 geschrieben wurden. Nach den *Gesta* sollen insgesamt 18 namentlich aufgezählte Kirchenbauten vor 700 existiert haben. Von diesen sind spätantike Vorgängerbauten von Dom und Liebfrauen nachgewiesen, letzterer mit eindeutig christlicher Nutzung, ebenso die ebenfalls spätantiken, von frühchristlichen Gräbern umgebenen Coemeterialbasiliken als Vorgänger von St. Eucharius/St. Matthias, St. Maximin, St. Paulin und die Gebetsstube unter der Klosterkirche St. Martin. St. Symphorian wurde „völlig zerstört“ durch die Normannen 882 [STA 20] und bleibt ohne Spuren.

Bei einigen Kirchen wurde bisher nicht nachgegraben, bei anderen konnten die Ausgräber nachweisen, dass die ältesten als Kirchen anzusprechenden Bauwerke am Platz unzweifelhaft *nach* der Spätantike und *vor* der Romanik erbaut wurden. Leider datierten die früheren Ausgräber voreilig historiographisch, entweder nach den *Gesta* oder nach heute meist als gefälscht angesehenen dagobertinischen Urkunden – und heutige Historiker zitieren dennoch die Datierung, weil man lieber eine falsche, als gar keine Datierung hat. Und leider ignorierten die früheren Ausgräber Befunde, die für eine archäologische Datierung möglicherweise hätten von Nutzen sein können.

Umso mehr erscheinen hier die Baumaßnahmen des Nicetius und seiner „italischen Bauleute“ wiederum als Singularitäten. Bisher konnte ich nicht ermitteln, aus welcher Quelle die „italischen Bauleute“ stammen. Aber es gibt den Bericht, und es gibt die Säulen.

Gab es nun eine Spätantike in Trier?

„Als die Moselhauptstadt im Rahmen der diokletianischen Reformen Verwaltungsmetropole und Kaiserresidenz wurde, begann ein umfassendes Aufbauprogramm, das den Kern der Stadt tiefgreifend verändern sollte.“ [H. 266]

Dieses Aufbauprogramm ist nicht nur von Panegyrikern (Lobrednern) beschrieben worden, sondern hat sich massiv in der Erde materialisiert und ist teilweise heute noch deutlich sichtbar: Kaiserthermen (mit späterem Umbau und Umnutzung), Palastaula, Doppelbasilika, die großen Speicherhallen (Horrea) am Moselufer. Ausgrabungen haben gezeigt, dass diese Bauten mit Ausnahme der Horrea auf einplanierten Vorgängerbauten der vorausgegangenen Jahrhunderte errichtet wurden, die bis ans Ende des 3. oder gar bis in den Beginn des 4. Jh. genutzt wurden. Mit den heute sichtbaren Resten der darauf folgenden Baumaßnahmen konnte gezeigt werden, dass das 4. Jh. architektonisch bestens bezeugt ist.

Für das 5. und 6. Jh. ist das Ergebnis keineswegs klar. Hier wird noch zu prüfen sein, wie viele Jahrhunderte die den Zeiten von 400 bis etwa 950 zugewiesenen Bauten belegen können.

War die Spätantike in Trier christlich geprägt?

„Jenseits des Nord- und Südtors dehnten sich entlang der Ausfallstraßen große Nekropolen aus, die im Laufe des 4. Jh. zunehmend christliche Züge erhielten.“ [H. 266 f.]

„Heidnische Grabinschriften des 4. Jh. fehlen fast vollständig in Trier, während sie vom 1. bis 3. Jh. zu Hunderten erhalten sind. [...] Mit Gewißheit dürfen wir annehmen, daß die Mehrheit der Stadtbevölkerung Triers in der 2. Hälfte des 4. Jh. christlich war.“ [H. 340]

Also ist die Antwort eindeutig ja, unabhängig davon, ob Coemeterialbauten als Kirchen gedeutet werden dürfen oder nicht. Orte der Andacht, möglicherweise auch für Heiden, aber zunehmend auch für Christen, waren sie allemal.

Literatur

- Becker, Petrus (1999): St. Eucharius – St. Matthias. Geschichte der Abtei von ihren Anfängen bis zur Gegenwart; in *Germania Benedictina*; St. Ottilien, IX: 902-937
- Breitner, Georg (2007): Trier, Grabung Fleischstraße/Metzelstraße. Entwicklung eines römischen Stadtviertels; in *Funde und Ausgrabungen im Bezirk Trier*, Heft 39; Rheinisches Landesmuseum Trier, 78-88
- Dahm, Lambert (2004): *Trier. Die mittelalterliche Stadt in Bildern. The Medieval City in Pictures* (zweisprachig); Trier
- dom = <http://www.treveris.com/dom.htm>

- G. = Gilles, Karl-Josef (1996): *Das Münzkabinett im Rheinischen Landesmuseum Trier. Ein Überblick zur trierischen Münzgeschichte*; Schriftenreihe des Rheinischen Landesmuseums Trier, Nr. 13; Trier
- GW = Goethert, Klaus-Peter / Weber, Winfried (2010): *Römerbauten in Trier*; Edition Burge, Schlösser, Altertümer, Rheinland-Pfalz, Führungsheft 20; Regensburg
- H. = Heinen, Heinz (1996, 2002): *Trier und das Trevererland in römischer Zeit; 2000 Jahre Trier*, Hrsg. Universität Trier, Band 1; Trier
- Heinsohn, Gunnar (2011): Ist die Spätantike eine Phantomzeit?; in *ZS 23 (2)* 429-456
- Hupe, Joachim (2007): Trier, Grabung Fleischstraße/Metzelstraße. Einblicke in ein mittelalterliches Stadtquartier; in *Funde und Ausgrabungen im Bezirk Trier, Heft 39*; Rheinisches Landesmuseum Trier, 89-99
- Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
- K. = Kuhnen, Hans-Peter (2001, Hrsg.): *Das römische Trier; Führer zu den archäologischen Denkmälern in Deutschland*, Band 40; Stuttgart
- L. = Lewin, Karl-Heinz (2005): Dom und Liebfrauen zu Trier, 1.690 Jahre Architekturgeschichte? (Trier I); in *ZS 17 (3)* 670-680
- (2006): 2.000 Jahre Trier – was blieb übrig? Eine Untersuchung der Baudenkmäler (Trier II); in *ZS 18 (2)* 453-496
- Meisegeier, Michael (2010): Frühchristlicher Kirchenbau – zu früh (I). Rom, Jerusalem, Bethlehem, Konstantinopel; in *ZS 22 (3)* 612-639
- (2011): Frühchristlicher Kirchenbau ... zu früh (Teil 3): Tebessa, Syrien, Frankenreich; in *ZS 23 (3)* 551-580
- meisegeier* = <http://www.m-meisegeier.homepage.t-online.de/Rom.htm>, enthält alle drei von Michael Meisegeier in *ZS* veröffentlichte Teile
- NE = Neyses-Eiden, Mechthild (2005): *Holz erzählt Geschichte. Dendrochronologische Forschungen zwischen Mosel und Hunsrück*; Schriftenreihe des Rheinischen Landesmuseums Trier, Nr. 29; Trier
- RL = Rheinisches Landesmuseum Trier (Hrsg., 2005): *Rettet das archäologische Erbe in Trier. Zweite Denkschrift der Archäologischen Trier-Kommission*; Schriftenreihe des Rheinischen Landesmuseums Trier, Nr. 31; Trier
- Ronig, Franz (1982): *Der Dom zu Trier*; Königstein im Taunus
- STA = Landesamt für Denkmalpflege (Hrsg., 2001): *Stadt Trier. Altstadt*; Kulturdenkmäler in Rheinland-Pfalz, Band 17.1, hg. im Auftrag des Ministeriums für Wissenschaft, Weiterbildung, Forschung und Kultur vom Landesamt für Denkmalpflege, bearbeitet von Patrick Ostermann; Worms
- STS = Direktion Landesdenkmalpflege (Hrsg., 2009): *Stadt Trier. Stadterweiterung und Stadtteile*; Kulturdenkmäler in Rheinland-Pfalz, Band 17.2, hg. im Auftrag des Ministeriums für Bildung, Wissenschaft, Jugend und Kultur von der Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz, Direktion Landesdenkmalpflege, bearbeitet von Ulrike Weber; Worms
- wiki = <http://de.wikipedia.org/wiki>

Karl-Heinz Lewin, Haar
 karl-heinz.lewin@t-online.de

Zur Stratigraphie unter dem Kölner Dom Grabungsprofile, Böden und Schwarze Erde

Andreas Otte

Einleitung

Im letzten Heft zeigte Heribert Illig [Illig 2011, 673] ein interessantes Grabungsprofil mit überreicher Schichtenanzahl unter dem Kölner Dom. Dieser Beitrag soll nun der Kölner Dom-Stratigraphie weitere Details hinzufügen. Der damalige Abdruck des Profils stammte aus einem Kolloquiumsband [1996, 264] von Arnold WOLFF, war lediglich Teil einer nachgereichten Anmerkung und demzufolge im Text nur wenig besprochen. Insbesondere fehlte jede Legende. Der früheste Abdruck des Grabungsprofils (Abb. 2) fand sich in Otto DOPPELFELDS Arbeit *Ein Schnitt durch den Untergrund des Kölner Doms* von 1948. Es ist dort noch nicht als Profil 280 verzeichnet, aber deutlich als dieses erkennbar. Hansgerd HELLENKEMPER [Doppelfeld 1980] hat diese und andere Arbeiten von Doppelfeld 1980 in einem Sammelband *Kölner Forschungen Band 1 – Die Ausgrabungen im Dom zu Köln* herausgegeben. Die Übersicht (Abb. 1) zeigt die Lage des Grabungsprofils. Dabei bezeichnet A das römische Nordtor, B die Reste des alten Atriums, C den Alten Dom, D eine römische Badeanlage, E eine abgebrochene Kirche, F eine Stützmauer, G den Pa-

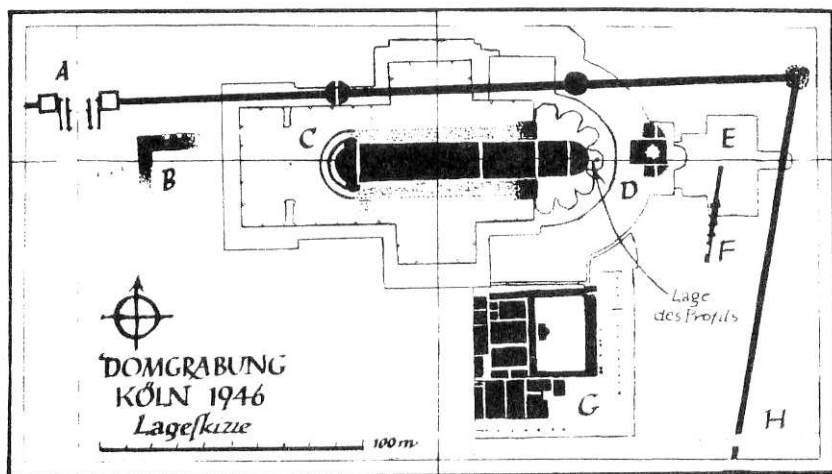


Abb. 1: Lageskizze Domgrabung Köln 1946 [Doppelfeld, 13]

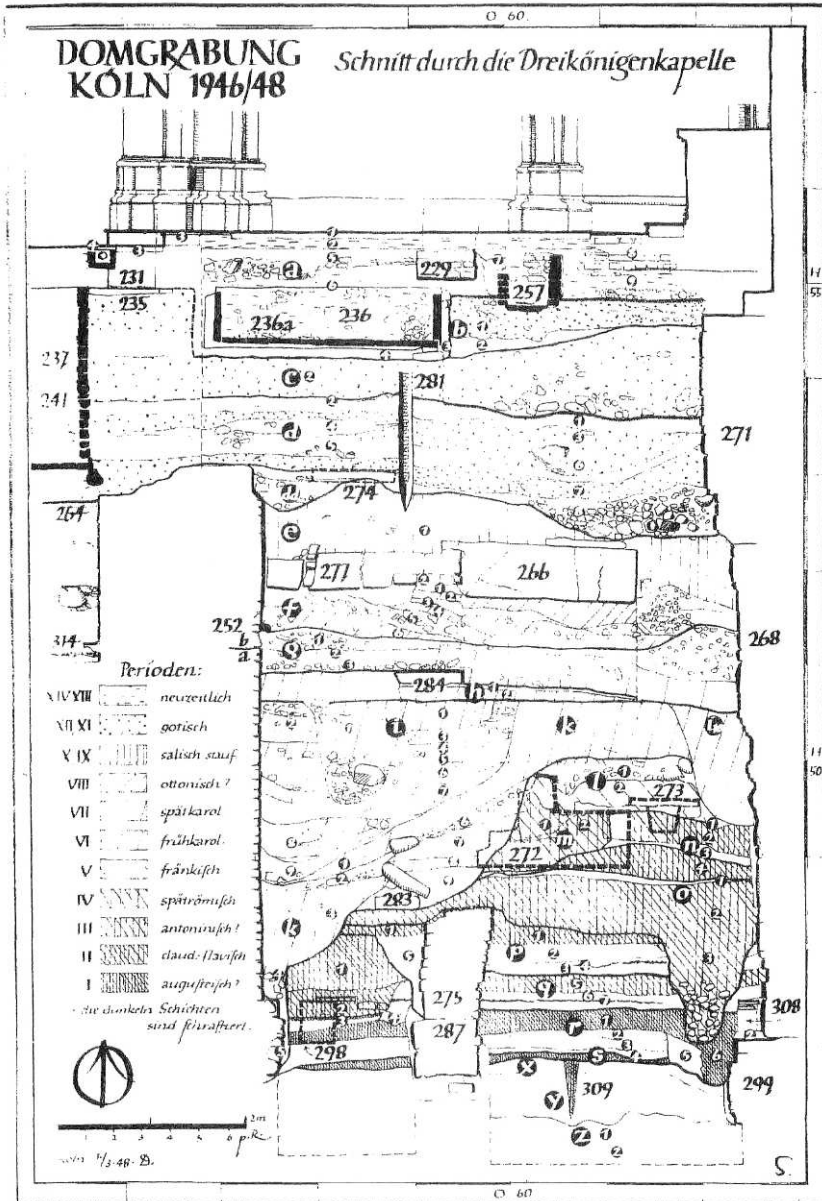


Abb. 2: Grabungsprofil 280 [Doppelfeld, 16]

Palast unter dem Dombunker und H ein römisches Rheinfertor. Der Schnitt 280 liegt also an der Außenseite der Ostapsis des Alten Doms und auf der Achse des heutigen Doms.

Diese erste Arbeit über das Profil 280 durch die Dreikönigenkapelle, auch Achskapelle genannt, bringt eine ausführliche Legende, die geeignet ist, ein detaillierteres Licht auf diese Stratigraphie unter dem Kölner Dom zu werfen.

Erläuterungen zum Grabungsprofil 280

Doppelfeld hat recht früh nach einer Grabung Ergebnisse und Interpretationen veröffentlicht, was einerseits zu begrüßen ist, andererseits sind einige seiner Überlegungen bereits recht früh kritisiert worden und werden inzwischen zum Teil anders gesehen. Doppelfelds Datierungen basieren für die sog. Karolingerschichten größtenteils auf Textstellen und Keramikfunden [Doppelfeld, 125]. Wie es um die Datierungssicherheit der Keramik dieser Zeit steht, hat schon früh Hans-Ulrich Niemitz aufgedeckt [1994]. Das ändert jedoch nichts an den ergrabenen Schichten und Befunden, die im Folgenden zusammen mit seiner Interpretation dargestellt sind. (Bei „Höhe“ angegebene Werte sind Meter über Normalnull, NN.)

I. Schichten

<i>Schicht Beschreibung</i>	<i>Höhe</i>
<i>a</i> <i>Neuzeit (Perioden XIV und XIII)</i>	55,50
Beplattung des 19. Jahrhundert und barocke Einbauten	
a1 moderner Mosaikboden	
a2 Betonunterlage zu a1	
a3 gelber Marmor	
a4 Gasrohrleitung (a1 bis 4, 19. Jh.)	
a5 weißgrauer Abbruchschutt	
a6 locker, braun, erdig mit Schutt	
a7 humose Erde (Grube zu 257)	
a8 Ziegelunterlage zu den Stufen	
a9 gelbbraun, locker, sandig	
<i>b</i> <i>Gotisch um 1322 (Periode XII Wilhelm von Genep)</i>	54,95
Letzte gotische Auffüllungen und Beplattung; Überführung der Leiche Konrads von Hochstaden in den Neuen Dom	
b1 sehr locker, oben glatt	
b2 fest, gelbgrau, lehmig	
b3 hellgrau mit Mörtelbrocken	
b4 locker humos	
<i>c, d</i> <i>Gotisch 1248 bis 1322 (Periode XI, Konrad von Hochstaden)</i>	54,50

Aufschüttungen und Bauhorizonte während des Aufbaus

c1	(hier nicht erfasst)	
c2	schwarzgrau, humos, ziemlich locker	
d1	graubraun, lehmig-sandig	
d2	mörtelhaltiger Schutt	
d3	graubraun, sandig	
d4	dunkelbraun, sandig	
d5	dunkelgrau, sandig	
d6	grau, sandig	
d7	dunkelbraun, sandig	
d8	Steinabfall vom Grundmauerbau	
dd	<i>etwa Staufisch (Periode X, Reinald von Dassel)</i>	53,10

Plattenboden 274, stellenweise mit Mörteluntergrund

e	<i>Salisch (Periode IX, Anno II)</i>	53,00
---	--------------------------------------	-------

Friedhof

e1	schwarz, fettig mit einzelnen Gebeinen	
e2	Gräberschicht mit Sarkophagen und anderen Gräbern	
f	<i>etwa Ottonisch (Periode VIII, Bruno)</i>	51,20

Außenputz; Wechsel von Anschüttungen und „Laufschichten“; Mörtelwulst am Mauerfuß

f1	grau, sandig	
f2	dunkel, humos	
f3	grau, sandig	
f4	schwarz, fest	
f5	hellbraun, sandig, mit Schutt	
f6	schwarz, fettig	
g	<i>Spätkarolingisch (Periode VII, Willibert)</i>	51,00

Aufgehendes Apsismauerwerk 252b

g1	Schüttung aus kleingeklopften Resten eines bemalten Wandputzes; da ohne sonstige Beimengung, sicher aus allernächster Nähe, also wohl dem Dome Williberts herrührend.	
g2	schwarze Erde; Oberfläche der Periode VII	
g3	Steinpackung, in die g2 von oben eingesickert ist.	
h, i, k	<i>Frühkarolingisch (Periode VI, Hildebold)</i>	50,90

Apsisfundament 252a und Grube dazu (k), ungeklärte kleinere Gruben (i), Plattenboden 284 und Bettung dazu (h)

h1	Kieslage	
h2	schwarzbraun, sandig	
i1	schwarz, fettig	
i2	schwarz, fettig	
i3	grau, sandig	

i4	schwarz, lehmig,	
i5	grau, sandig	
i6	schwarzbraun	
i7	grau, sandig	
i8	Wechsel schwarz-fettiger und grau-sandiger Lagen	
i9	schwarz, fettig	
i10	humose Erde	
i11	fettige Erde	
k1	schwarz, fettig, unten bräunlich-sandig	
k2	grau, sandig	
k3	ähnlich k2, dunkler	
k4	dunkelbraun, locker	
k5	dunkelbraune Erde	
k6	braun mit Schutt	
k7	grauer Mörtelschutt	
k8	graubraun mit Mörtel	
k9	grauer Mörtelschutt	
l	<i>Merowingisch? (Periode V)</i>	50,00 oder höher
11	heller Bauschutt vom Abbruch des Pfeilers 272	
12	schwarz, fettig mit vielen Ziegelstücken (nachröm. Horizont?)	
m	<i>Letzte römische Zeit (Periode IV)</i>	49,80
Grube zum Pfeiler 272, der selbst hart vor dem Profil liegt.		
m1	Schutt	
m2	Steine	
n, o	<i>Römische Blütezeit (Periode III, antoninisch)</i>	49,60
starke Aufschüttungen und Boden mit Heizkanal 273		
n1	gelbbraun, lehmig	
n2	dunkel, humos	
n3	grau-sandig mit Lehm	
n4	dunkelgrau, sandig	
o1	grau, sandig mit Tuffbrocken	
o2	dunkelbraun mit kleinen Schuttteilchen	
o3	Grube mit Steinen	
p	<i>1. Jahrhundert (Periode IIb, flavisch?)</i>	48,20
Mauer 275 und Horizonte		
p1	schwarzbraun	
p2	grau	
p3	schmutziger Lehm	
p4	schwarze, kohlehaltige Ader	
p5	locker, hellbraun, kiesig (Grube zu Mauer 275)	
q	<i>1. Jahrhundert (Periode IIa, claudisch)</i>	47,55
Mauer 287, Ziegelboden (?) 298, 308		

q1	schwarz mit Mörtel	
q2	grau, sandig	
q3	lockerer Schutt	
q4	grauer Mörtel	
q5	braunschwarz, locker	
q6	schmutziger Lehm	
q7	kohlehaltige Ader	
r	<i>Mitte 1. Jahrhundert (Periode Ib, claudisch)</i>	47,20
Kalklage vom Stadtmauerbau		
r1	braunschwarz, locker	
r2	reiner weißer Kalk	
r3	gelblicher, knotiger Kalk	
r4	reiner weißer Kalk	
r5	Kalk mit Erde	
r6	Erde mit Kalk	
s	<i>Erste Hälfte 1. Jahrhundert (Periode Ia augusteisch?)</i>	46,90
unterste Kulturschicht, fein, sandig, schwarz, oben Holzkohle; dazu Mauer 299		
x, y, z	<i>Gewachsener Boden</i>	
x	graubrauner, infiltrierter Lehm	
y	dunkelbrauner Lehm (alluviale Auenlehm-Decke)	
z1	feiner Sand („Puffsand“) mit Adern (diluvialer Herkunft?)	
z2	feiner Sand, rein, weiß	

II. Befunde

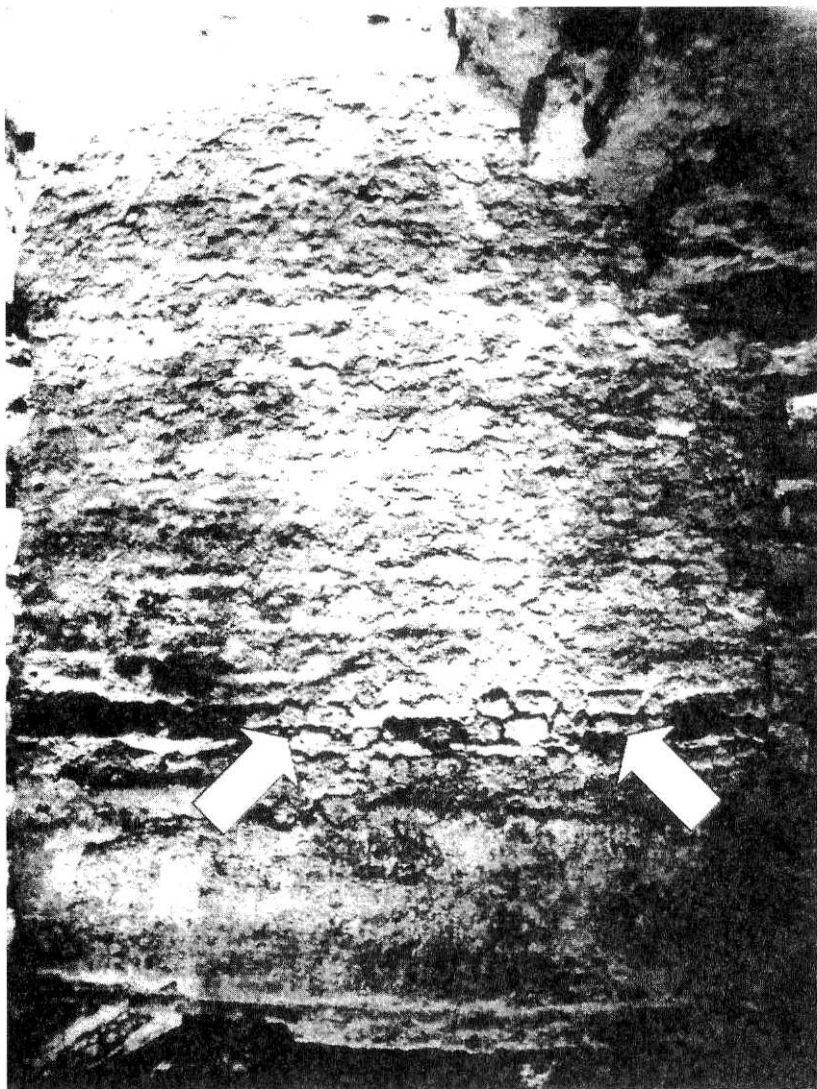
Befund	Beschreibung
229	Bogenfundament zum barocken Dreikönigenmausoleum
231	Mörtelspur des Fundaments der Front des Mausoleums
235	Reste des ersten gotischen Plattenbodens
236	Schieferplattengrab mit Schutt gefüllt (Konrad von Hochstaden?)
236a	Reste reicher Paramente des 13. Jh. in Grab 236
237	Gruft der Wittelsbacher (Periode XIII)
241	Sarg des Erzbischofs Clemens-August († 1761)
252a	Fundament der Ostapsis des Alten Doms (Periode VI)
252b	Aufgehendes Mauerwerk der Ostapsis (Periode VII) mit verwittertem Fuß und aufgeklebtem Mörtelwulst sowie Putz der Periode VIII
257	Runder Ziegelbehälter mit Erde und Holzresten (Maria von Medici?)
264	Kryptaboden des Alten Doms (Periode VII)
266	Sarkophag (Periode IX), in gotischer Zeit ganz mit den beim Fundamentschachten gefundenen Gebeinen gefüllt.

- 268 Unregelmäßigkeit im Mauerwerk des gotischen Fundaments 271 (Lage des Grundsteins?)
- 271 Fundament der gotischen Dreikönigenkapelle (Periode XI)
- 272 Römisches Pfeilerfundament einer nord-südlich verlaufenden Kolonnade (Periode IV)
- 273 Heizkanal unter dem Boden der Periode III
- 274 Boden aus roten Sandsteinplatten (Periode X)
- 275 Römische Mauer von NNO nach SSW verlaufend (Periode IIb)
- 277 An die Apsis und Sarkophag 266 gemauertes Grab, wie der Sarkophag später mit Gebeinen angefüllt (Periode IX)
- 281 Messpfahl, genau unter dem Schlussstein der Kapelle (Periode XI)
- 283 Steinreihe, zur provisorischen Befestigung der Grubenwand beim Bau des Fundaments 252a, lose hingelegt (Periode VI)
- 284 Trachyt- (und Kalkstein-) Plattenboden zum Paradies der Periode VI
- 287 Römische Mauer, Vorgängerin von Mauer 275 und wie diese verlaufend (Periode IIa)
- 298 Tuffquader mit Ziegelplatte (Boden? der Periode IIa)
- 299 Älteste Mauer, genau nord-südlich verlaufend (Periode Ia)
- 308 Ziegellage, in gleicher Höhe wie 298 (Periode IIa)
- 309 Pfahlloch (Periode Ia)
- 314 Rest eines Bodens in der Apsis 252a, wohl Kryptaboden der Periode VI

Besonderes Augenmerk ist auf die Befunde 252a und 252b auf der linken Seite von Abb. 2 zu richten. Es handelt sich um das Fundament und das aufgehende Mauerwerk des „Alten Doms“, des unmittelbaren Vorgängers des heutigen gotischen Baus. Der Mauersockel liegt laut Profil bei H. 51,20. Die darunter gelegene Schicht *h* enthält einen Plattenboden, ist also wohl ebenfalls einige Zeit begangen worden. Rechts ist das ergrabene Profil durch das Fundament des gotischen Doms begrenzt. Es handelt sich demnach um einen engen Bereich, der zahlreiche bauliche Eingriffe aufweist. Die Schichtengruppen *i* und *k* füllen die Fundamentgrube des Alten Doms. Schicht *l* ordnet Doppelfeld den Franken (Merowinger) zu, die Höhenangabe liegt bei 50,00, wobei bedingt durch die Baugrube vermutet wird, dass die Schicht *l* ursprünglich höher war. Mit *m* ist bereits die späte Römerzeit erreicht.

Verwitterungsspuren am Sockel 252b [Doppelfeld, 86] lassen eine zweigeteilte Bauzeit des Alten Doms vermuten. Das Fundament 252a und eine doppelte Steinreihe (bereits zu 252b gezählt, beide mit hellem Mörtel gemauert) lagen wohl eine gewisse Zeit offen an der Oberfläche, so dass die obersten beiden Steinreihen (allerdings weicher Tuffstein) verwittern konnten (Abb. 3). Die aufgehenden Mauern (252b) wurden dann mit rotem Mörtel verarbeitet, der verwitterte Sockel wurde mit schwarzer Erde (Schicht *g*2) abgedeckt. Zusätzlich wurde ein Mörtelwulst angebracht.

Abb. 3: Ostapsis des Alten Doms [Doppelbild, 43]
Zeitsprünge 1/2012 S. 162



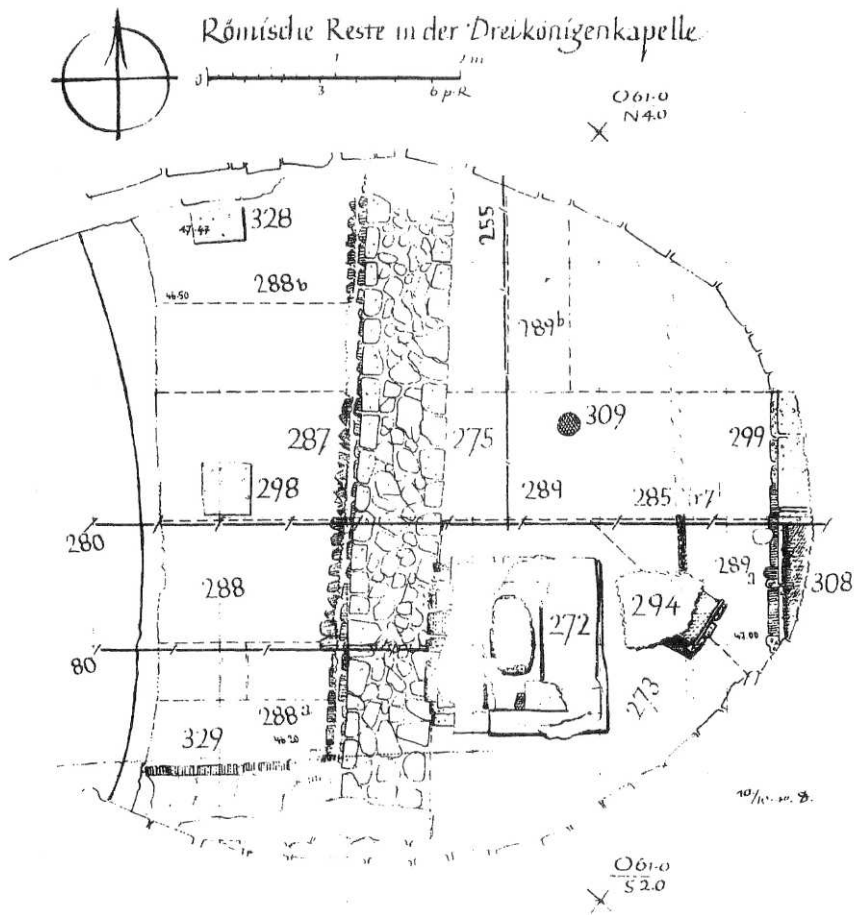


Abb. 4: Römische Funde in der Achskapellengrabung [Doppelfeld, 106]

Die Schichtengruppe *f* beinhaltet weitere Anschüttungen und Laufflächen. Darüber liegt in Gruppe *e* ein Friedhof, der in der nachfolgenden Periode mit roten Sandsteinplatten (274) abgedeckt wurde. Damit ist die Höhe erreicht, bis zu der die Mauern der Ostapsis des Alten Doms erhalten sind. Die Schichtengruppen *c* und *d* stellen die starken Aufschüttungen und Bauhorizonte für den gotischen Neubau dar. Der erste Boden des gotischen Doms liegt auf 54,95. Die früheste Schicht aus *d* markiert somit das Jahr 1248, als der Alte Dom beim Versuch eines gesteuerten 'warmen' Abrisses nahezu vollständig zerstört wurde. Nur der Westteil wurde provisorisch weiter genutzt, während im Ostteil mit den Arbeiten am neuen Dom sogleich begonnen wurde.

Schwarze Erde

Im Profil finden sich mehr als zehn schwarze Erdschichten. Direkt als „Schwarze Erde“ ist aber nur die Schicht *g2* bezeichnet. Die Profilhöhe dieser Schicht dürfte im Durchschnitt des Profils unter 51,00 liegen, zum Alten Dom hin steigt es auf 51,20 an. Sie wird auch als Lauffläche bezeichnet, ist also einige Zeit begangen worden.

Wenn wir nun versuchsweise annehmen, dass es sich bei der klassischen „Schwarze Erde“-Schicht *g2* nach Gunnar Heinsohn um die von ihm beschworene Katastrophenschicht von 230 handelt, die den Römern in Köln ein Ende bereitet haben soll, dann liegt zeitlich vor dieser Katastrophe von 230 der Boden *h* (284), der Bau der Fundamente des Alten Doms und die fränkische Zeit. Außerdem muss der obersten Steinreihe Zeit zum Verwittern gegeben werden, will man nicht diese Verwitterung direkt der vermuteten Katastrophe zuschreiben (etwa extrem saurer Regen?). Von unten her werden die Schichten *n* und *o* der römischen Blütezeit der Antoninen (ca. 150 n. Chr.) zugeordnet. Die darüber liegende römische Schicht *m* zeigt noch intensive Baumaßnahmen, so z.B. das Pfeilerfundament 272 (in Abb. 2 nur gestrichelt angedeutet) einer Kolonnade, welches einen älteren römischen Estrich (294, siehe Abb. 4) durchbricht, kann also auch nicht besonders kurz angesetzt werden. In der Zeit der Schicht *l* (die Schicht kann durchaus höher gewesen sein) wird der Pfeiler 272 abgetragen und zu Füllmaterial verarbeitet. Die fehlenden 90 cm zu *h* müssen die Schichtgruppen *k* und *i* beitragen, denen in diesem Schnitt aber keine Bauten zugeordnet werden können. Fränkische Keramik wurde hier jedenfalls nicht gefunden [Doppelfeld, 126]. Im Ergebnis ist mit der Verwendung der Schicht *g2* als Katastrophenschicht deutlich zu viel Nicht-Römisches vor 230 unterzubringen.

Als Alternative würde sich noch *l2* als „Black-Earth“-Schicht anbieten. Diese wäre sogar direkt nachrömisch. Dann müssten wir aber davon aus-

gehen, dass Ziegelklein vom Himmel regnete oder ein Tsunami das doch recht widerstandsfähige, wasserabweisende römische Baumaterial förmlich zerschrotet hat oder etwas Ähnliches vorgefallen ist, welches dazu führte, dass diese Schicht mit Ziegelklein durchsetzt ist. Die Schicht *l2* kann in dieser Hinsicht nicht überzeugen. Andere schwarze Schichten in den Gruppen *i* und *k* sind schräg liegend innerhalb der Baugrube dargestellt und erinnern eher an nachrutschendes, erodiertes Erdmaterial in einer Baugrube als an ein katastrophisches Szenario.

Sebastian RISTOW [75] erwähnt in seiner Gesamtdarstellung von 2002 ebenfalls die „Schwarze Erde“:

„Mit der überwiegend etwa 0,3 - 0,5 m starken Kulturschicht B1108, die als schwarze Schicht Eingang in die Forschung gefunden hat, liegt – mit einer mittleren Höhe um 51,5 – ein vollkommen neuer Bauhorizont vor, der beinahe alle Flächen des bisher beschriebenen Baus 3c abdeckt“.

Zu den Zuordnungen der Bauten bei Ristow vergleiche Illigs Köln-Beitrag [2011, 667-669]. Ristow beschreibt hier allerdings nicht die Grabung unter der Achskapelle, sondern ganz allgemein die Befunde unter dem heutigen Dom. Die Quelle beider „Black Earth“-Schichten (bei Ristow, Schicht *g2* bei Doppelfeld) dürfte jedoch identisch sein, auch wenn sie unter dem Alten Dom etwas höher liegt als außerhalb (Grabung Achskapelle, dort aber auch geringfügig innerhalb der Apsis erkennbar) und zudem auch noch zeitlich früher (als Planierschicht im Vorgängerbau des Alten Doms) anzusetzen ist.

„Die Zusammensetzung der Schicht B1108 deutet darauf hin, dass es sich um umgelagertes Material handelt, welches von frei liegenden Siedlungsflächen stammt.“ [ebd. 75].

Bodenproben von fünf unterschiedlichen Fundstellen der Schicht B1108

„zeigen das relativ ähnliche Bild einer durch gewöhnliche Siedlungstätigkeit entstandenen Zusammensetzung mit zahlreichen Resten von Kulturpflanzen, mineralischen und tierischen Splintern, aber ohne nähere Hinweise auf eine Entstehung des gesamten Schichtpaketes etwa durch einen Brand. ›Es handelt sich offenbar um länger offene Auflattungsschichten. Die wenigen Kulturpflanzenreste sind Spreureste, die abgeschieden werden, wenn man im Freien das Getreide worfelt und mit Hilfe des Windes die Spreu von den Körnern trennt. Die vielen mineralischen und tierischen Splitter sind typischer Hausabfall, der auf den Wegen zertreten worden ist.“ [321].

Das Ergebnis der Untersuchung der klassischen „Black Earth“-Schicht ist also ein weiterer Hinweis darauf, dass diese Schicht keinen katastrophischen Ursprung hat, sondern das Ergebnis einer längeren menschlichen Anwesenheit ist und aus konstruktiven Gründen in den Bau eingebracht worden ist.

„Böden noch und noch“

Ein anderer Aspekt von Illigs Beitrags [2011, 671] illustriert ebenfalls die unübersehbare Bautätigkeit vor dem Bau des Alten Doms. Es geht um die Böden, die bei Ristow [160-162] im Befundkatalog aufgeführt sind. Es handelt sich um „ermittelbare Niveaus wichtiger Böden“ [160], also nicht einmal um eine erschöpfende Darstellung:

Befund	Bezeichnung	Höhenangabe
B828	Estrich	bis 47,68
B818	Estrich	bis 47,74
B928	Estrich	bis 48,26
B966	Boden	bis 48,30
B1114	Estrich	bis 50,45
B1144	Bodenreste	bis 51,02
B1164	Kalkestrich	bis 51,10
B1024	Estrich	51,48
B519	Bodenniveau	47,12-47,14
B523	Estrich	47,40-47,90
B544	Estrichboden	47,59-47,96
B504.2	Ziegelestrich	47,80-48,33
B504.1	Ziegelestrich	47,97-48,20
B534	Ziegelsplittestrich	48,90-48,44
B558	Ziegelestrich	48,40-48,59
B508	Estrich	48,78-48,95
B592	Estrichboden	48,80-49,06
B522	Ziegelsplittestrich	48,94-49,09
B528	Plattenboden	49,12-49,25
B552	Boden	49,52-49,72
B384	Ziegelsplittestrich	49,75-49,90
B398	Estrich	49,81-49,97
B964	Plattenboden	49,95-50,10
B944	Boden	50,06-50,20
B962	Boden	50,10-50,30
B214	Estrich von Bau 2/3a [Ristow 53]	50,10-50,80
B224	Estrich von Bau 1 [Ristow 51]	50,16-50,70
B927	Kalkestrich	50,18-50,44
B1040	Estrich (s.a. B224)	50,20-50,48
B1041	Estrich (s.a. B214)	50,24-50,57
B956	Estrich oder Straße	50,30-50,38
B1071	Estrich	50,30-50,42
B1379	Estrich	50,31-50,36
B388a	Kalkestrich mit Ziegelstückchen	50,30-50,44

B932	Estrich	50,34-50,46
B978	Kalkestrich mit Ziegelsplitt	50,42-50,54
B1041.0-2	Estrichflickungen	50,48-50,58
B1051	Reparaturschicht zu Boden B214 (B1041)	50,51-50,56
B518	Lehmestrich in Schnitt B501a	50,50-50,60
B1038	Reparaturschicht zu Boden B214 (B1041)	50,55-50,64
B388b	Kalkestrich mit Ziegelsplittzuschlag	50,56-50,64
B1148	Kieselestrich	50,58-50,70
B1040.0-2	Estrichflickung (s.a. B224 und B1040)	50,60-50,68
B513	Estrichboden	50,60-50,73
B1044	Estrich (s.a. B244)	50,60-50,82
B244	Estrich von Bau 3b/3c [Ristow, 197]	50,60-51,10
B854	Estrich	50,73-50,89
B514	Estrichboden	50,74-50,62
B1078	Schüttung zur Ausflickung B1084 des Estrichs B244 (B1044)	50,74-50,81
B1083	Plattenlage, Estrichflickung zu B244 (1044)	50,75-50,85
B1084	Plattenlage, Estrichflickung zu B244 (1044)	50,75-50,85
B1028	Estrich	50,78-50,90
B1154	Ziegelsplittestrich	50,80-51,00
B1134	Ziegelplattenboden	50,80-51,05
B904	Kalkestrich mit Ziegelsplittzuschlag	50,82-51,30
B934	Kalkestrich	50,84-50,96
B1124	Estrich	50,84-51,08
B589	Trachyplattenboden	50,90-51,10
B844	Estrich mit Plattenbelag (Bau 3c oder 3d)	50,95-51,18
B1060	Estrich	50,96-51,04
B858	Estrich	50,97-51,08
B938	Estrich	51,00-51,10
B948	Bruchziegelboden	51,04-51,10
B8493	Plattenabdrücke von einem Boden	51,10-51,15
B1104	Roter Kalkestrich (auch Bau 3c) [Ristow, 72]	51,10-51,34
B1214	Estrich	51,12-51,25
B824	Estrich	51,16-51,24
B1218	Marmorplatten-Bodenrest	51,28-51,30
B1224	Estrich	51,30-51,36
B114.2	Estrich	51,46-51,65
B1212	Kalkestrich zur Mauer B1225	51,50-51,60
B114.1	Estrich	51,53-51,80
B924	Estrich	51,60-51,70
B108	Boden	52,00-52,20
B74	Boden des „St. Galler Ringatriums“ von Bau 3d	52,02-52,14

Betrachtet man diese Anzahl an Böden in unterschiedlichsten Ausführungen, selbst unter Auslassung der römischen, dann wird auch hier deutlich, dass es Heinsohn sehr schwer haben wird, in Köln zusätzliche Phantomzeit plausibel zu machen. Insbesondere wollen die vorhandenen schwarzen Erdschichten nicht zu seiner Katastrophentese passen.

Bau 1 gilt als spätantiker Apsidenbau, in römischer Tradition gebaut. Sein Boden 224 ist über einer ca. 1 m hohen Schuttverfüllung eingezogen worden. Unter dem Boden fand sich eine Münze von *Constantinus II.* (323–361) [Ristow, 195]. In Bau 2 lassen sich allein drei (schon bei Illig [2011] erwähnte) Nutzungshorizonte nachweisen [ebd. 55]. Der Boden von Bau 2 (214) wurde für mehrere Frankengräber durchbrochen und wieder geflickt, wobei das Wissen um Bau 1 schon nicht mehr vorhanden war [ebd. 55]. Der Boden 214 datiert vor diesen Gräbern. Nach der Einbringung der Gräber in den Bau 2 (Memorialsaal?) sind noch weitere Baumaßnahmen dokumentiert, so z.B. die Verlegung eines Plattenbelags [ebd. 57]. Unter zumindest teilweiser Weiterverwendung des Bodens von Bau 2 wurde Bau 3a errichtet. Ihn kennzeichnet besonders eine im Fundament ergrabene schlüssellochförmige Ambo-Anlage, die sich über den oben erwähnten Gräbern erstreckt (also später liegt) und selbst mindestens einmal umgebaut wurde [ebd. 62]. Bau 3a ist der erste, dem von Ristow eine christliche Nutzung zugesprochen wird. Bau 3b bringt einen komplett neuen Boden (244), sowie erneute Umbauten der Ambo-Anlage. In der Literatur sind die Böden 214 und 244 gelegentlich verwechselt worden [ebd. 196]. Für Bau 3c ist der Westausbau kennzeichnend, sowie der Ersatz der Ambo-Anlage durch eine *schola cantorum*. Starke Schuttschichten zeigen umfangreiche Umgestaltungen für den Bau 3d, der durch ein Ringatrium gekennzeichnet ist. Auch dieses Ringatrium weist wieder mehrere Renovie-

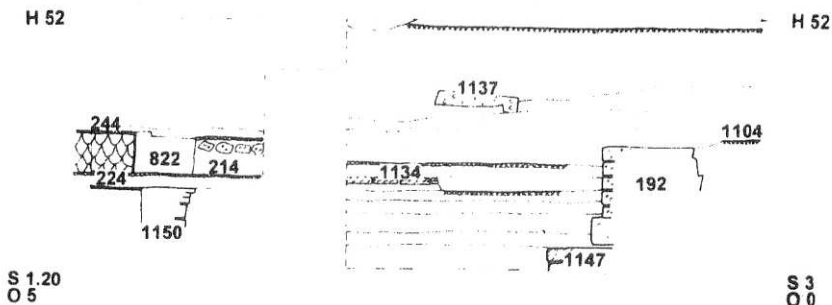


Abb. 5: Südprofil Z 287 [Ristow, 70]

rungsphasen auf [ebd. 80]. Abb. 5 (links) zeigt die Abfolge der frühen Böden im Überblick: B224 gehört zu Bau 1, B214 zu Bau 2/3a und B244 zu Bau 3b/c. B1104 (rechts) wird ebenfalls Bau 3c zugeordnet.

Zusammenfassung

Die lange Bauzeit des „Alten Doms“, der aus phantomzeitlicher Sicht (gleichgültig in welcher Variante) um oder nach 1.000 [Illig, 670] anzusetzen ist, kann mit dem nachweisbaren Baustopp (Verwitterungspuren am Sockel) die Nachphantomzeit (ab 911) durchaus bereits komplett ausfüllen. Selbst nur zwei nachrömische Vorgängerbauten (wenn man Bau 1 trotz der gefundenen Münze noch vor 230 ansetzt), teilweise mit mehreren Bau-/Umbauphasen, sind immer noch eindeutig zu viel für 80 Jahre, die eine verdoppelte Phantomzeit ihnen bei einem Ende Roms in Köln um 230 belassen würde. Alternativ könnte man sich Bau 3d noch nachphantomzeitlich (nach 911) vorstellen, vor allem wegen seiner Ähnlichkeit mit dem St. Galler Klosterplan, der von Illig [672] ins 10. Jh. datiert wird.

Unklar ist aber, und daher diesen Datierungsspielraum zulassend, ob der Kölner Bau 3d Vorlage für den St. Galler Plan gewesen sein könnte, oder dieser auf Basis des Plans erbaut wurde. Aber auch im letzteren Fall wäre nur eine einzige Bauphase des Bau 3 hinter den 'Schnitt' 911 verschoben, das Problem der vorphantomzeitlichen nichtrömischen Bautenvielfalt in Köln bei verdoppelter Phantomzeit wäre keineswegs gelöst, zumal eigentlich auch Bau 1 in diese Zeit datiert werden müsste. Eine Parallelführung der Nutzung von Bau 3d mit der Fundamentierung von Bau 4 ist nicht möglich, da sich diese in ihrem Aufmaß überschneiden. Auch kann der Beginn der Aufmauerungen für den Alten Dom und dessen Fertigstellung nicht beliebig weit innerhalb des 11. Jh. verschoben werden, da mit den Schichtgruppen *f* und *e* mehrere Anschüttungen und Laufflächen, ein Friedhof und ein weiterer Plattenboden zur Abdeckung des Friedhofs untergebracht werden müssen, bevor 1248 der Alte Dom zerstört wird.

Die Kölner Befunde stehen einer Verdoppelung der Phantomzeit eindeutig im Wege.

Nachwort

2008 haben sich der Grabungsleiter Ulrich BACK und der Projektleiter der Archäologie des gotischen Domes, Thomas HÖLTKEN, zusammengetan und ein opulentes Buch vorgelegt: *Die Baugeschichte des Kölner Domes nach archäologischen Quellen. Befunde und Funde aus der gotischen Bauzeit. Mit Beiträgen von Dorothea Hochkirchen, Marc Steinmann und Bernd Päßgen/ Gunter Quarg* als Band 10 der Studien zum Kölner Dom [Back/Höltken]. Auf

über 550 großformatigen Seiten, ergänzt um Faltpläne und eine CD, werden die gotischen Funde aus den Tiefen des Bauwerks in Bild und Text vorgestellt.

Besonders die CD kann nur als vorbildlich bezeichnet werden, beinhaltet sie doch z.B. Scans der Original-Schnittprofilzeichnungen, Excel- und Access-Listen mit Aufstellungen der Profile, Zeichnungen zur Lage der Profile im DWG- und DXF-Format, die Faltpläne in elektronischer Form, den Fund- und Befundkatalog und vieles mehr. Eine wahre Fundgrube.

Ulrich Back hat seinen umfangreichen Beitrag: *Archäologische Befunde zur Baugeschichte des Kölner Domes. Fundamente und Baustraßen* [12-114] im Tafelteil noch um 20 kommentierte Schnitte ergänzt [263-289]. Nur drei dieser Schnitte reichen tief genug, um für die in diesem Beitrag relevanten Fragestellungen überhaupt von Belang zu sein. Es handelt sich um Tafel 5 (Profil im südlichen Binnenchor zwischen Fundament B369 (Pfeiler B12 und C12) mit Baugrube/Anschüttung B1325 (links), Fundament B379 (Pfeiler B11 und C11) mit Baugrube/Anschüttung B1306 (in der Mitte) und Fundament B389a (Pfeiler C10) mit Baugrube/Anschüttung B1324 (rechts), Tafel 6 (Profil im Binnenchor zwischen Fundament B1572 (Pfeiler D10-D13) mit Baugrube/Anschüttung B1320 (links) und Fundament B379 (Pfeiler B11 und C11) mit Baugrube/Anschüttung B1306 (rechts)) und Tafel 11 (Profil von der Vierung in den Binnenchor mit der Mauer B200 (zum Alten Dom) und Fundament B801, sowie Baugrube B1341). Nur in Tafel 6 sind fast alle Schichten bezeichnet, hier findet sich auch die bekannte humose Schicht (=32), die bei Doppelfeld Schicht g2 entsprechen dürfte. In den anderen beiden Tafeln sind nur wenige Schichten bezeichnet, die jeweils vergleichbare humose Schicht kann nur vermutet werden. Aus dem Band von Back und Höltken ist daher nicht viel zusätzliche Information über die Bauten unter dem heutigen gotischen Dom zu gewinnen.

Literatur

- Back, Ulrich / Höltken, Thomas (2008): *Die Baugeschichte des Kölner Doms nach archäologischen Quellen. Befunde und Funde aus der gotischen Zeit*; Köln
Doppelfeld, Otto (1980): *Die Ausgrabungen im Dom zu Köln / Otto Doppelfeld; Willy Weyres*; Mainz
- Illig, Heribert (2011): Verdoppelte Phantomzeit? Eine Abwägung; in *Zeitensprünge* 23 (3) 651-680
- Niemitz, Hans-Ulrich (1994): Die Dauerkrise frühmittelalterlicher Keramikforschung; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 6 (2) 40-59
- Ristow, Sebastian (2002): *Die frühen Kirchen unter dem Kölner Dom*; Köln
- Wolff, Arnold (1996): *Die Domgrabung Köln. Altertum - Frühmittelalter - Mittelalter*; Köln

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a,
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Das Mysterium der Zeit

Eine Rezension von Heribert Illig

Monaldi, Rita / Sorti, Francesco (2011): *Das Mysterium der Zeit. Die Möbius-Tetralogie. Geschichte mit zwei Gesichtern*. Roman mit zwei Anhängen: *Das Rätsel um Bouchard* (18 S.) / *Die erfundene Zeit* (46 S.), *Epitaph, Anmerkungen und Bibliographie*; Aufbau Verlag, Berlin, 859 S. [= MS]

Es gibt ihn also, den Roman für uns und über uns. Die vordergründige Handlung ist schnell erzählt: Eine Gruppe aus drei Kastratensängern und vier Geistesgrößen will 1646 per Schiff von Italien nach Frankreich fahren. Doch es wird gekapert, und – Laune des Schicksals – die Passagiere retten sich mit zwei Piraten im Beiboot auf eine Insel, schlagen sich dort durch tausend Abenteuer, um schließlich wieder auf dem Kaperschiff zu landen und gegen Lösegeld die Weiterfahrt an den französischen Hof antreten zu können. Dabei lernt man viel über berberische Piraten, die mehrheitlich einstige italienische Christen waren, und über die dunkle Seite der engelsgleichen Kastratenstimmen, nämlich über ihre Zweit- oder auch Erstbestimmung als Lustknaben für die reiche Oberschicht, was ihnen ein Leben auf des Messers Schneide einbrachte [MS 52].

Die Story wird mit zahllosen Details – etwa eine klassische Schatzsuche, doch nicht nach Gold, sondern nach alten Manuskripten – bis hin zu derbdrastischen Liebesszenen, tolldreisten Brigantenstreichen und zu einem (vermeintlichen) Kannibalenmenü ausgekostet, als würde *Satyricon* von Petronius nachgespielt. Oder wir fühlen uns an den *Mord im Orientexpress* erinnert, weil alle Anwesenden am Tod eines Menschen mitschuldig sein könnten. „Wenn wir so weitermachen, entdecken wir sicherlich, dass jeder von uns auf irgendeine Weise in dieser Geschichte steckt“ [MS 529]. Und *Satyricon* ist – als verschollenes und wieder aufgetauchtes Manuskript – zugleich Thema, wenn wir zur nächsttieferen Schicht dieser Räuberpistole vorstoßen.

Die Geistesheroen unter den Schiffbrüchigen setzen alles daran, Texte um und um zu wenden und ihre Konkurrenten ins schale Licht der Mittelmäßigkeit zu setzen.

„Eine grässliche Schinderei, bei der Rücken und Augen Schaden nehmen, bei der die Philologen mit übersäuertem Magen jahrelang allnächtlich vor der Kerze sitzen und schließlich sämtlich zu Nörglern und Neidern werden, bissig und überkritisch, und wenn sie miteinander streiten (brieflich natürlich), nehmen sie kein Blatt vor den Mund: Esel, Lump, Blender, Selbstbeweihräucherer“ [MS 76].

„Ihnen allen ist bewusst, dass ihre Aufgabe nicht darin besteht, die Vergangenheit zu erklären, sondern die Gegenwart“ [MS 79].

Als historisch belegte Kampfhähne treten auf: Caspar Schoppe (Gaspar Scipius) als unversöhnlicher Gegner des verstorbenen Joseph Justus Scaliger, dann Louis Hardouin, damals noch nicht Vater des uns gut bekannten Jesuiten Jean Hardouin, dazu mit François Guyetus ein ausgewiesener Textkennner antiker Literatur und der Bibliothekar von Kardinal Mazarin: Gabriel Naudé. Die Dialoge dieser wenig umgänglichen, aber nun auf Leben und Tod miteinander verketteten, arg versprengten Bewohner der Gelehrtenrepublik bilden das Rückgrat einer massiven Streiterei um die Hinterlassenschaften der Antike: echt oder gefälscht?

Wie diese Streithähne zusammenhalten? Dazu verwenden Monaldi & Sorti einen Kunstgriff, den ich schon einmal bei Agatha Christie genossen habe (bei *The murder of Roger Ackroyd* von 1926) und der hier nicht verraten wird. Sie gehen aber noch ein bisschen weiter, indem der Handlungsführende feststellen muss, dass die Realität nur gelegentlich seinen Vorgaben folgt [MS 720-728].

Es geht aber nicht nur um die Gegenwart von Schiffbrüchigen, die über ihr Schicksal hinaus philosophische Themen nicht nur wälzen, sondern um real erlebte Philosophiegeschichte: Wenn sie in einer Höhle angekettet werden, der steigenden Flut und einem Seeochsen ausgeliefert [MS 550-567], dann steht Platon mit seinem Höhlengleichnis Pate, wälzen doch die vom Ertrinken Bedrohten zunächst unbeirrt Probleme unserer Erkenntnisfähigkeit. Es geht auch um die Geistesblitze von Verstorbenen: insbesondere um die von Joseph Justus Scaliger als Vater unserer Geschichtsschreibung, um Galileo Galilei als 'selbsternanntes' Opfer der Inquisition und um *Jean Jacques Bouchard*, den geheimen Star des Romans.

Auch er ist eine historische Figur; die in Rom für einem Barberini-Kardinal arbeitete, auch als Inspektor für fromme Betrügereien (*pia fraus!*), aber er hat nur kurz, von 1606 bis 1641 gelebt, weil der französische Botschafter am Heiligen Stuhl, Maréchal d'Estrées, ihn in Rom überfallen ließ [MS 332] – die Autoren verdächtigen aber weniger ihn als eine Pariser Gelehrtenschule, die sich nach seinem Tod den Synkellus-Entwurf Bouchards aneignet und 1652 eine berühmte Synkellus-Ausgabe auflegt. An den Folgen der Gewalttätigkeit ist Bouchard ein halbes Jahr später gestorben. Spätestens hier überholt die Realität sogar die Fabulierkünste des Autorenehepaars, nicht aber ihre Kennerchaft: Denn sie haben die Handschriften Bouchards von mehreren Graphologen prüfen lassen, die übereinstimmend zu dem Urteil fanden, dass die anstößigen, den eigenen Ruf ruinierenden Stellen in seinen Tagebüchern (*Confessiones*) [MS 176, 217, 343, 761-769] von ihm selbst, aber unter Androhung von Gewalt geschrieben worden sein müssen. Bei der Entführung Aldo Moros

kam dieses heimtückische Selbst-Belasten ebenfalls zum Einsatz. Das teilen uns die Autoren im ersten Anhang mit [MS 755-772]; dort räumen sie auch ein, Bouchard ein Stück weitergedacht und ihm manches in den Mund gelegt zu haben, das eher aus ihrer eigenen Wiener Schreibstube stammt.

Während die Protagonisten im Rettungsboot zittern und mit letzter Kraft das Inselchen Gorgona nördlich von Elba erreichen, unterhalten sie sich über Bouchard, der im Dienste zweier Barberini-Kardinäle stand [MS 145]. Diesem Bouchard werden seitenweise Sätze zugeschrieben [MS 272-279, 289-305], bei denen antike Schriften als „Zeitvertreib von Spaßvögeln“ wirken [MS 306], die man aber auch als Hinweis auf die Nichtexistenz der Antike sehen könnte, etwa: „Die Gotteslästerungen der antiken Historiker verderben die Zeit“ [MS 420]. Oder seine Erkenntnis, dass Manetho oder Berossos der Bibel widersprechen, weshalb er unbedingt herausfinden will, wie Synkellos dieses brisante Problem gelöst hat, weil er fürchtet: „Nimmt man nur einen Stein aus dem Haus heraus, stürzt es ein“ [MS 536].

Andererseits muss es wunder nehmen, wie wir unsere Ecksteine wählen. „Wir lehnen den Glauben an die Heilige Schrift ab und schenken ihn bereitwillig anderen Schriften“ [MS 558]. Daraufhin weisen die beiden Autoren nach, dass die Überlieferungslage bei Platon oder Aristoteles [MS 647-652; vgl. Illig 1995] durchaus noch schlechter ist, als bei der Bibel, so dass wir uns allemal auf schwankendem Boden bewegen.

„Wenn wir die Wahrheit offenlegen würden, nämlich dass man von keiner einzigen antiken Handschrift ernst und in gutem Glauben behaupten darf, sie sei echt, und dass der überlieferte Bestand an Texten so spärlich ist, dass er von einer Truppe habgieriger Kopisten, Epigraphikern und Papyrologen zur Gänze hätte gefälscht werden können, würden wir uns selbst und unsere Universitäten unrettbar zum Untergang verdammen“ [MS 562].

„Die gesamte Tradition der klassischen Welt gründet, so wie sie uns überliefert ist, auf Unsinn. Rom und Athen hat es so, wie wir es uns vorstellen, nie gegeben“ [MS 652].

Bislang hatten wir gedacht, dass Jean Hardouin (1646–1729) der erste war, der weite Teile der antiken (Geistes-)Welt in Frage gestellt hat. Nun wird uns erzählt, dass mit Bouchard ein junger Mann, der eigentlich den byzantinischen Weltgeschichtsschreiber *Synkellos* edieren wollte, aber aus unbekanntem Gründen von diesem Projekt Abstand genommen hatte, endlose Zweifel geäußert habe. Aber auch der Jesuit Dionysius Petavius (Denis Pétau, 1583–1652) gehört zu Hardouins Vorläufern; er hat Zweifel an dem Konzil angemeldet, auf dem Photios I. zum Patriarchen gewählt worden ist – jener Photios, dem mittlerweile ein Abgesang geschrieben worden ist [Illig 2010].

Bei Bouchard beginnt der Zweifel einfach damit, dass er die sog. antiken Schreiber bei ihren groben Lügen, sprich Unwahrscheinlichkeiten festnagelt

und dies für fröhlichen Unfug hält. Von da an schreitet er immer weiter voran, bis schließlich die Antike fällt. Ein ganzes Rudel von byzantinischen Chronisten wird als gefälschte Personen vorgestellt [MS 655 f.] – wohl eher das Arbeitsergebnisse der beiden Autoren. Zuzutrauen wäre es ihnen, nachdem sie jeden Stein zweimal umzudrehen scheinen. Nur ein gewisses Ressentiment gegen die eigenen Landsleute scheint davon unberührt zu bleiben [etwa MS 329 oder 684], vielleicht Reflex auf frühere Kränkungen, die auch den Druck der italienischen Originalversion verhindern.

Ist *Jean Hardouin* damit überholt und ausrangiert? Mitnichten. Zwar ist er im Roman nur sehr mittelbar durch seinen Vater vertreten, aber die Autoren haben sich gerade um ihn äußerst bemüht. Schließlich geht es um einen selbständigen Denker, der Lehrämter in Theologie, Literatur der Klassik und Philologie inne hatte. Er gab alte Schriften heraus, insbesondere die *Naturgeschichte* des Plinius. Dabei kamen ihm Zweifel, inwieweit all das, was wir der Antike zuschreiben, tatsächlich alt ist. Nach immer weiteren Überprüfungen ließ er schließlich nur noch eine Handvoll Werke von Homer, Vergil, Cicero und Horaz gelten, während er Kunstwerke, andere literarische Werke und selbst Münzen als Fälschungen ansah, die von Mönchen des 13. Jh. fabriziert worden waren, um nicht zuletzt die Reinheit des ursprünglichen Christentums zu beflecken. Niemand wird sich wundern, dass er 1709 zum Widerruf gezwungen worden ist.

Monaldi & Sorti stellten verwundert fest, dass die meisten seiner Manuskripte gar nicht gedruckt sind, dass also keiner seine Kritiker „das Herzstück seines Werkes, die unpublizierten, in Paris liegenden Handschriften gelesen“ hat [MS 776]. Daraufhin begaben sie sich in die dortigen Archive, studierten das vorhandene Material und stellten es der Allgemeinheit zur Verfügung, indem sie es auf eine Website bringen ließen [*attomelani*]. Wer des Französischen mächtig ist und vor lateinischen Zitaten nicht zurückschreckt, kann dort Hardouins Werke in seiner originalen Handschrift lesen.

In diesem Buch wird seine Methode ausgeführt, Namen als Chiffre zu verwenden. So wie heutige Bibelforscher per Computer moderne Begriffe und Politikernamen im hebräischen Urtext der Bibel suchen, so suchte Hardouin nachzuweisen, dass hinter den Dialogen des Platons christliche Formulierungen hervortreten, wenn man nur richtig die lateinisch oder griechisch geschriebenen Worte ins Hebräische transkribiert [MS 525, 658-668, 777 ff.]. So werden aus vorchristlichen Texten krypto-christliche Texte, während sich antikes Geistesgut verflüchtigt.

Joseph Justus Scaliger (1540–1609) wird von Schoppe trotz mancher Einrede des ‘boat people’ nicht nur als Erfinder chronologischer Daten verteuftelt, sondern auch wegen angemaßter Abstammung. Aus heutiger Sicht

stand die Familienwiege mit Sicherheit nicht im Veroneser Scaligerschloss, wie sein Vater Julius Caesar Scaliger behauptete. Ob Schoppe mit dem Namen Giulio Bordone (ohne Caesar) Recht hat, bleibe dahingestellt [MS 446, 576]. Zentral waren seine Versuche, eine wirkliche Chronologie aufzustellen, indem er zunächst die julianische Tageszählung kreierte: Beginnend am 1. 1. 4713 v. Chr. gab er jedem Tag eine fortlaufende Nummer, die dann eindeutig mit Ereignissen belegt werden konnte. Erst nach 7.980 Jahren beginnt die Zählung von neuem. Die Länge der Periode errechnet sich aus 4 (Schalttag) x 7 (Wochentag) x 19 (Goldene [Mond-]Zahl) x 15 (Indiktion), also aus dem mit der Indiktionszahl multiplizierten großen Osterzyklus von 532 Jahren. Wäre das Ganze eine Maya-Rechnung, würden wir im Jahr 3.268 n. Chr. nicht den Neubeginn der Tageszählung, sondern den Weltuntergang erwarten. Computer rechnen übrigens fast durchwegs mit den julianischen Zahlen, die Scaliger nicht nach Caesar, sondern nach seinem Vater benannt hat.

Scaliger war auf jeden Fall der erste, der auch mit Hilfe von astronomischen Rückrechnungen von Sonnenfinsternissen und anderen zyklischen Himmelserscheinungen die Chronologie auf sicherem Boden verankern wollte. Die unendlichen Widersprüche in den zu selten vertrauenswürdig tradierten Überlieferungen übergang er, indem er nach Meinung Schoppes selbst kräftig erfunden hat [MS 478]: ein Betrüger mit dem „Wahn, alles zu datieren“ [MS 347]. Dabei scheint der Vorwurf des Betrügens schon von Bouchard gemacht worden zu sein – „denn er versucht, die Geschichte selbst zu ändern“ [MS 605]. Im Buch wird Scaliger wiederholt als „Herr der Zeit“ titulierte [MS 576, 725]. Dabei waren die Liebhaber alter Schriften nicht zuletzt wegen dieser ihrer Leidenschaft gerade zerlumpte und erschöpfte, frierende und verschmutzte, vom Schicksal gebeutelte, aus ihrer Zeit geworfene Schiffbrüchige [MS 353].

Wie am Rande werden viele Ideen in die Diskussion eingebracht: Hat *Mohammed* gelebt [MS 130], hat die *Bibliothek von Alexandria* jemals existiert [MS 347], nachdem auch das Serapeion oder das Museion nicht aufzufinden sind? Ist die Insel Gorgona eher *Campanellas* Sonnenstaat oder Thomas *Morus'* idealer Stadt Amauroto oder doch Sparta nachempfunden [MS 368, 203]? Gibt es die von *Bracciolini* aufgefundenen Handschriften doch noch, hat er sie etwa vererbt, sind sie auf die kleine Insel verbracht worden [MS 379]?

Gesprochen wird auch über die italienischen Handschriftenfinder, die sich im Gefolge von *Angiolo Poliziano*, der im Florenz von Lorenzo de' Medici lehrte und auch die Knaben liebte, über die Klöster des Kontinents hermachten. Allen voran *Gianfrancesco Poggio Bracciolini*, der mit zahllosen Literaturfunden „dem antiken Rom ein neues Gesicht gegeben“ hat [MS 82 ff, hier 84]. Im Gegensatz zu alten Biographien [Illig 2011, 74] geht das Autorengespann davon aus, dass er ein lukratives Schreibatelier unterhielt und Rom ein Gesicht gegeben hat, das von ihm selbst stammt [MS 675, 809].

Auf der rätselhaften Insel, die eine blühende oder auch eine verdorrte Stadt und mehr als seltsame Bewohner aufweist, kommen verlorene Teile von Petronius' *Satyricon* zutage und versetzen die Buchgelehrten in Ekstase [MS 190, 399-404], handele es sich doch bei den alten Autoren um „die Tyrannen der Welt“ [MS 195]. Im Falle von Petronius ging es um „die Liebe als das, was sie ist: Verlangen nach Genuss frei von allen Verboten! [MS 404]

Ein spezielles Hobby von Monaldi & Sorti sind Fälle in der Geschichte, die einfach nicht möglich sein sollten. Als älteres Beispiel kann Papst Innozenz XI. dienen, der als Mitglied einer Sieneser Bankdynastie Wilhelm von Oranien und damit den Sieg des Protestantismus finanziert hat [*Imprimatur*, 716]. Diesmal ist von venezianischen Geldgebern die Rede, die nach der Seeschlacht von *Lepanto* ausgerechnet die Türken finanzieren [MS 257]. Oder die erhabene Universität von Padua, an der 'man' mit dem Atheismus liebäugelt.

„Die Universität wird von der Republik Venedig bezahlt, die viele offene Rechnungen mit der römischen Kirche hat und aufrührerische Ideen nach Kräften fördert“ [MS 328].

Galileo Galilei wird mehrfach als Betrüger hervorgehoben, der sich absichtlich verurteilen ließ, um seine Bücher verkaufen zu können [etwa MS 387], aber bei seiner Causa geht es um viel mehr. Im Dialog wird die These entwickelt und vertreten, dass nicht der Papst, sondern die Protestanten die eigentlichen Gegner Galileis waren [MS 420-432], förderte doch Urban VIII. sogar Kepler mit einer Berufung nach Tübingen, also einen 'kopernikanischen' Astronomen und evangelischen Theologen [MS 423]. Schoppe läuft hier zu großer Form auf:

„Ich habe nur berichtet, Galileo ist es gelungen, die Kirche von Rom zu nötigen, und das in einem äußerst heiklen Moment des Kampfes gegen die Protestanten, in dem die Katholiken beschuldigt wurden, den Buchstaben der Bibel nicht zu achten!“ [MS 430].

Und er hält Papst Urban VIII. für den besseren Wissenschaftler, weil dieser wusste: „Bestätigungen von Hypothesen durch Erfahrung mögen so zahlreich und präzise sein, wie man will, sie könnten eine Hypothese doch nie in Gewissheit verwandeln“ [MS 503]. das wird nicht nur auf S. 431 ausführt, sondern auch in größerem Zusammenhang:

„Scaliger berücksichtigte nicht, dass man ebenso gut andere Vermutungen hätte aufstellen könne, die sich ebenso gut eigneten, die Lücken seiner Chronologie zu füllen. Eine Unaufmerksamkeit, die man einem Romanschreiber, nicht aber einem Historiker verzeihen kann! Scaliger beging also den gleichen Fehler wie Galileo, der eine Theorie für wahr hielt, nur weil sie mit experimentellen Beobachtungen übereinstimmte, der aber die Möglichkeit außer Acht ließ, dass es andere, ebenso triftige Theorien geben könnte, die nur noch nicht entdeckt waren.«

»Dann glaubt Ihr also wirklich, wie der Barberini-Papst, Galileos Gegner, dass eine Theorie nicht schon bewiesen ist, wenn sie mit mathematischen Berechnungen und mit dem, was man sieht, übereinstimmt? Ist es nicht übertrieben, sie in Zweifel zu ziehen, nur weil der Verdacht besteht, dieselben Wirkungen könnten auf anderen, noch unbekanntem Wegen erzeugt werden? Wenn das wirklich so wäre, dürfte keine Theorie als richtig gelten, und die Welt wäre unerkennbar!«

»Glaubt Ihr denn, die Welt sei erkennbar?«, fragte er zurück.“ [MS 479]

Hier wäre noch der Frage nachzugehen, inwieweit nun die Kirche selbst einer heidnischen Ansicht anhing, nämlich der von Aristoteles und seines Kommentators Averroes [MS 501], die immer wieder in *Mysterium* aufgeworfen wird. Wir sind im Zentrum des Buches, und hier wird auch sein Titel erklärt:

„Ohne die Bewegung der Himmelsgestirne wäre die Zeit nicht messbar. Wer die Gewissheiten über die Planetenbewegungen verändert, verändert also die Zeit und die Geschichte der Welt.« [...]

»Es handelt sich nicht um Astronomie, sondern um Chronologie. Warum haben die Menschen die Bewegungen der Planeten studiert? Um die Zeit messen zu können?«

»Ja, das stimmt«, gab ich zu. »Aber die Geschichte kann man zum Beispiel auch mit einer Liste früherer Könige erforschen und rekonstruieren.«

»Gewiss. Aber wer sagt uns, was in China oder Ägypten passierte, als wir die alten Römer hatten? Wie lässt sich die Geschichte der Welt richtig aufeinander abstimmen? Nur mit den Planetenbewegungen. Wenn die Quellen berichten, das dieser oder jener Stern am Himmel stand oder Neumond war oder eine Sonnenfinsternis stattfand, und wir diese Ereignisse mit den periodischen Bewegungen der Planeten vergleichen, können wir bis zu dem Moment zurückgehen, an dem es diese oder jene Konfiguration am Himmel gab.« [MS 474 f.].

Ein gemeinsames Muster findet sich: „Galileo und die Philologen haben denselben Fehler begangen: beide haben bloße Vermutungen zu Gewissheiten erhoben.“ Und so kann sich der Roman selbst erklären, gibt er doch wieder, „wie die pervertierte Zeit entstand und wie sie mit all den schönen Erzählungen des Altertums gefüllt wurde“ [beides MS 751].

Anhang II setzt mit „Die erfundene Zeit“ fort [MS 773-818]. Hier finden sich die Vertreter der kritischen Chronologie friedlich vereint, obwohl Welten zwischen einem Anatolij Fomenko und etwa dem Rezensenten liegen können. Bei diesem Nahblick hat sich auch manchmal die Perspektive verschoben, etwa bei folgender Feststellung, die sich darauf bezieht, dass für den russischen Chronologen Jesus erst im 11. Jh. n. Chr. geboren ist:

„Wenn Fomenko Recht hatte, wäre die Fleischwerdung Christi gut tausend Jahre von uns weggerückt, mit dem unausweichlichen Effekt, dass

sich die Figur des Erlösers wesentlich verschwommener darstellt“ [MS 788].

Das Buch schließt mit Ausführungen über die Hilflosigkeit der Philologie gegenüber den Fälschern. Dabei haben es sich die Beiden nicht nehmen lassen, auch hier mit weitgreifender Recherche zu zeigen, wo überall Giftmischer in katholischen wie orthodoxen Klöstern am Werke waren. Sie lassen auch einen heutigen Philologen zu Wort kommen, aber seine Meinung zum Umgang mit dem ‘pia fraus’ scheint aber kein Weg zu sein, um aus dem Unheil herauszukommen. So meint Glen Bowersock von der University of Princeton:

„Für jede konsequente und überzeugende Interpretation des Römischen Reichs stellt sich klar heraus, dass die erfundene Literatur als Teil seiner Geschichte anzusehen ist. Für die Antike wäre dies keine sonderlich überraschende These gewesen“ [MS 793].

So etwas nennt man Kapitulation. Das Autoren-Duo fasst das von ihnen ausgewählte, längere Zitat ganz ähnlich zusammen: „Grob gesagt: Wir sind in keiner Weise verpflichtet, der antiken Geschichte zu glauben“ [ebd.]. Nicht mehr niedergeschrieben wird der eigentlich zwingende Schluss: Wir können aus der Geschichte nur lernen, dass wir nichts aus ihr lernen können!

Das waren jetzt lange Ausführungen zur dritten Ebene dieses Buchs, das eine enorme Fülle von Ideen einbezieht, immer wieder auf sie zurückkommt, um schließlich die Irrfahrer doch wohlbehalten ihrem Zielhafen zuzuleiten, während auf der Interpretationsebene samt Anhängen und Anmerkungen das Brecht-Wort gültig bleibt, auch wenn wir es nicht mehr von Marcel Reich-Ranicki hören: „Und so sehen wir betroffen / Den Vorhang zu und alle Fragen offen!“

Damit sind die Hierarchie-Ebenen dieses Buches noch nicht ausgelotet. Denn wir stünden mit dem vierten der Atto-Melani-Bände in der Mitte der Reihe. Nun hat sich aber eine Änderung ergeben. Im Untertitel ist jetzt überraschenderweise von der Möbius-Tetralogie die Rede. Hier können wir nur auf die Zukunft vertrauen. Denn nach den ersten drei Atto-Melani-Bänden, die sich alle um den Kastratensänger, Spion, Diplomat und Schriftsteller (1626–1714) ranken, geht es ab *Mysterium* ‘zweispurig’ weiter. Ab jetzt erhält jeder Band ein Pendant, in dem das zweite Gesicht ein und derselben Geschichte erzählt wird (zu *Mysterium* demnächst *Verschleierung*). Vielleicht spielt hier das Geheimnis des Möbius-Bandes eine Rolle. Es hat ja nur eine Seite. Schneidet man es der Länge nach durch, erhält man ein doppelt verdrilltes Band, das seine ‘Einseitigkeit’ verloren hat. Schneidet man dieses in der gleichen Weise durch, erhält man zwei ineinander hängende, verdrillte, zweiseitige Bänder – oder eben zwei Bände der Atto-Melani-Reihe, die bis-

lang der Zeitachse gefolgt war: *Imprimatur* spielt 1683, *Secretum* 1700 und *Veritas* 1711.

So entsteht eine kunstvolle Hierarchienfolge, die den Leser vielleicht über Gebühr fordert: die Handlung des Romans, die Bekenntnisse des Manns an den Marionettenschnüren der Romanakteure, die Aufklärung der Autoren über den Bezug der Akteure zur (einstigen) Realität, die Bedeutung für damalige und heutige Wahrheitssuche, insbesondere bei der Chronologie – sie bildet das „Mysterium der Zeit“ – schließlich die Einbindung in die gesamte Komposition der Atto-Melani-Reihe.

Bislang hat das Erfolgsduo Leser in 26 Sprachen gefunden. Jetzt ist der Rezensent gespannt, ob *Mysterium* diese Anzahl noch erhöhen wird oder ob die Leser angesichts der geballten Ladung an Chronologie, Fälscherei und Wahrheitssuche kapitulieren. Selten spielt ein Roman auf zwei derart weit voneinander getrennten Ebenen: hier der barock-überschwängliche, großzügig ausgebreitete Seeräuberroman, garniert mit 'sodomitischen' Episoden, dort die intensive Beschäftigung mit den Rätselfragen der Chronologie, der Existenz des Altertums und dem Aufklären grundlegender Widersprüche.

Zeitenspringer sehen sich hingegen selbst dabei porträtiert, wie sie ihrer Leidenschaft nachgehen und dabei manchmal die Contenance verlieren:

„Dreiste Prügeleien waren das täglich Brot dieser kränkelnden Bücherwürmer, die heute unter dem gnädigen Namen Gelehrtenrepublik zusammengefasst werden“ [MS 834].

Literatur

attomelani = www.attomelani.net/index.php/english/mysterium/hardouin-manuscripts/
aufbau = <http://www.aufbau-verlag.de/monaldi>

Christie, Agatha (1926): *The murder of Roger Ackroyd* [auf Deutsch unter den drei Titeln *Alibi*, *Der Mord an Roger Ackroyd* und *Roger Ackroyd und sein Mörder*]

Illig, Heribert (1995): Aristoteles - fern seiner Logik; in *Zeitensprünge* 7 (4) 450-460

- (2009): Fälschungen aufdecken und publik machen. Historische Krimis von Monaldi & Sorti. Eine Rezension; in *Zeitensprünge* 21 (1) 250-255

- (2009a): Abschied von Salai. Die fortgesetzte Fälschungsaufklärerei enttäuscht; in *Zeitensprünge* 21 (3) 700-702

- (2010): Logik und Ökonomie der Fälscher: Primat des Papstes · Heiraten und Kinder bei Merowingern und Karolingern · Photios I.; in *Zeitensprünge* 22 (3) 662-685

- (2011): Zwischen den Kalenderreformen von Cäsar und Gregor XIII. liegen nur 1.330 Jahre. Kalendarisch bestätigt: die These vom erfundenen Mittelalter; in *Zeitensprünge* 23 (1) 065-076

Monaldi, Rita / Sorti, Francesco (2003): *Imprimatur*; München (12002)

- / - (2005): *Secretum*; Berlin (12004)

- / - (2007): *Veritas*; Hamburg (12006)

‘10 kleine Karolinger’ Ihre einstige Krypta von Sant’Antimo

Heribert Illig

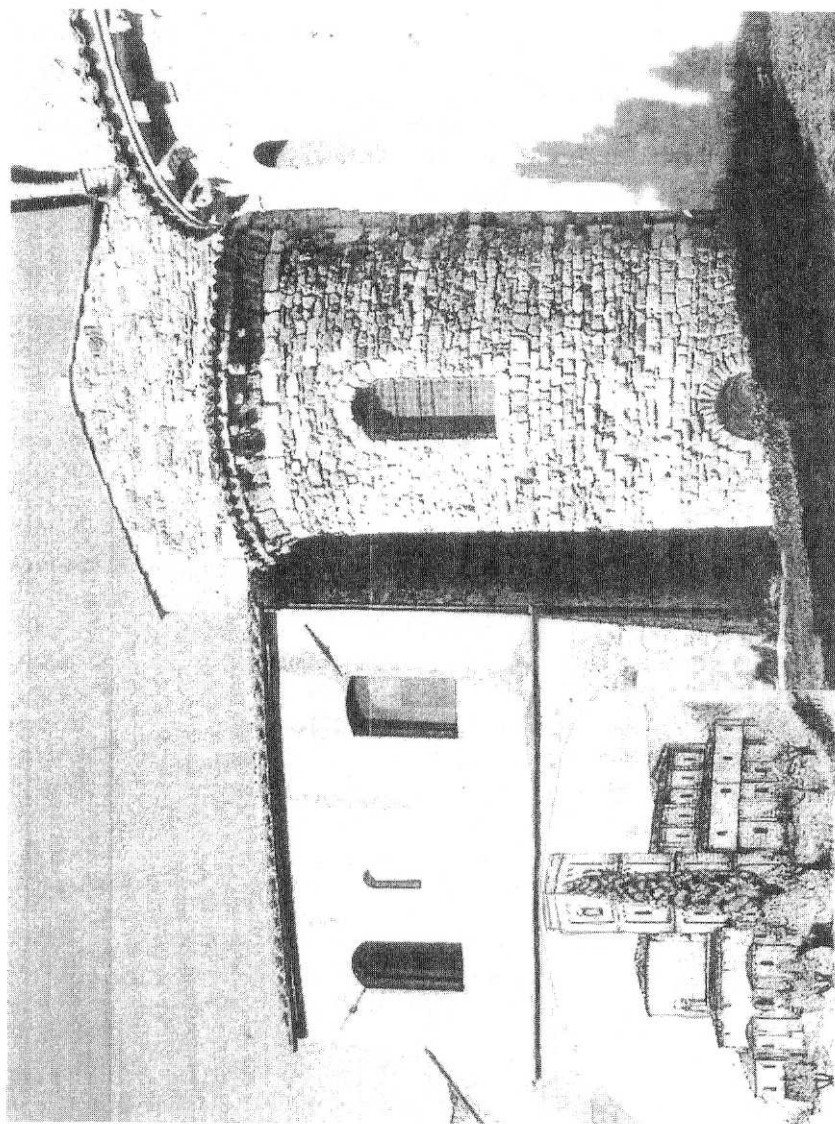
Kein Wissenschaftler spricht gerne über den Gesamtbestand an Bauten aus der Karolingerzeit, weil er einfach zu klein ist. Gleichwohl gibt es da und dort Kirchen, die zwar der Fachmann kennt, aber nicht unbedingt in die Waagschale werfen möchte, droht doch die unmittelbare Gefahr, dass es einmal mehr heißt: gewogen und zu leicht befunden!

Eine solche, genau genommen nur eine Krypta, steht in der Abtei von Sant’Antimo, in der Provinz von Siena, südlich Montalcino. Es handelt sich um einen schön in den toskanischen Hügeln gelegenen Komplex mit beherrschender Kirche ohne Querschiff, mäßig überragt von einem viergeschossigen Turm, daneben die Klostergebäude. Die Kirche selbst ist nach einem die ganze Region verheerenden Erdbeben 1118 begonnen worden. Der Aufriss des steilen Mittelschiffs zeigt über den Arkaden Emporenöffnungen mit eingestellten Säulen, wie man sie bald nach einem kurz vor 1100 gebauten Aachen erwarten kann. Da das Mittelschiff einen offenen Dachstuhl trägt, braucht es keine Dienste, die zum Gewölbe hinaufführen oder von den Gurten oder Rippen herabreichen. Dagegen wird die Wand dezent durch zwei horizontale Simse gegliedert, die auch um die Apsis laufen. Bei ihr setzen sich die Seitenschiffe als Umgang fort, an den drei Außenkapellen angegliedert sind. Die Fassade ist unvollendet geblieben; eine „Madonna mit Evangelisten“ aus der anfänglichen Erbauungszeit thront am Turm noch ganz urtümlich, blockhaft; die Kapitelle im Inneren stammen erkennbar aus der frühen Romanik.

Kaum erkennbar, da nur mit ihren apsidengeschmückten Schmalseiten freiliegend, steckt unter der Sakristei eine Krypta zwischen Kirche und Klosterbauten. Da die Abtei ‘selbstverständlich’ von Karl d. Gr. bereits vor 800 gegründet worden ist, soll wenigstens ein Bauteil von ihm zeugen:

„Rechts des Chorraums befindet sich die sog. Karolingische Kapelle, eines der wenigen Überbleibsel aus der Gründerzeit (8. Jahrhundert), von außen deutlich erkennbar am grob behauenen Stein“ [wiki → Abtei Sant’Antimo].

Mit diesem Bau hat sich Dr. Almuth Klein beschäftigt, die heute am *Germanischen Museum* in Nürnberg arbeitet [Ihr Internet-Aufsatz wird entsprechend der angegebenen Nummern gegliedert]. Sie wollte herausfinden, ob die bisherige Deutung als Überrest einer karolingischen Kirche bestehen kann, wie sie Antonio Canestrelli 1912 vertreten hat. Wenn es so wäre, ginge es hier um eine der



Zwischen Kirchenapsis (rechts) und Klostergebäude (links) die sog. Sakristei von Sant'Antimo mit der 'karolingischen' Apsis [wikimedia]

Zeichnung der Abteikirche [blogspot]

ältesten Hallenkrypten überhaupt – obwohl es nach Kubach [1974, 98] keine Hallenkrypta vor 1000 gibt, schon gar nicht eine Krypta *neben* der Kirche. Nun bezweifelt Klein die Klostergründung im 9. Jh. nicht, aber sie entnimmt einer Urkunde von 1006, dass es damals einen Kirchenneubau gegeben hat. Stammt also die Krypta aus dieser Zeit?

Wir übergehen ihren Vergleich von Mauersteinen und Mörtel mit der Hauptkirche und der Sakristei [Nr. 9]. Die vier Säulen der Krypta schätzt sie als antike Spolien ein [Nr. 10]. In der Krypta selbst gibt es keine Bauskulptur, wohl aber in der Kirche: fünf Türpfosten, zwei Türstürze, einige Kapitelle und drei monolithische Säulen im Kapitelhaus. Indem sie der karolingischen Kirche zugerechnet werden, wird auch die Krypta karolingisiert. Doch sind sie auch karolingisch?

Klein stößt hier auf das uns vertraute Flechtwerk. So ist ein erster Türpfosten mit einem dreisträhnigen Flechtband und Medaillonsfeldern geschmückt. Ihn kann sie wegen punktueller Bohrungen, wie sie in der Kirche auftreten, in die Zeit 1125–1150 datieren [Nr. 11]. Den Türsturz überm Nordportal sieht sie früher, in der Zeit ab dem 10. Jh. [Nr. 12]. Das Südportal ist vollständig von Flechtwerk eingerahmt. Seine vorromanische Datierung erledigt sich für Klein, weil sie gleiche Motive in der benachbarten Kirche, wie auch in der Pieve von Corsignano findet, die beide ins 12. Jh. gehören. Dasselbe gilt für die Adler und Greifen auf dem Architrav, die ebenfalls ins 12. Jh. rücken [Nr. 12].

Zwei Türpfosten am Durchgang zur Sakristei, geschmückt mit einer vogel- und traubenbesetzten Ranke, haben Gegenstücke in den römischen Kirchen Santa Maria Antiqua und Santa Saba. Da diese unterschiedlich datiert werden, können für Sant'Antimo keine Rückschlüsse gezogen werden [Nr. 13]. Die Kirche enthält drei Sattelkapitelle, für die es ein karolingisch datiertes Gegenstück in Rom gibt. Doch da dieser Typus etwa in Hildesheim, St. Michael, auch in der ersten Hälfte des 11. Jh. auftritt, ist das 9. Jh. nicht zu halten [Nr. 14]. Es bleiben drei monolithische Säulchen mit angearbeiteten Kapitellen, die bislang zwischen spätes 8. und späteres 10. Jh. datiert werden. Doch auch hier verweist ein anderes Vergleichsstück, das aus der Abteikirche von S. Salvatore di Valdicastro stammt, auf das 11. Jh. [Nr. 15].

So wird deutlich, dass die Geschichte der Bauplastik 'oszillierend', hin- und-her-springend verläuft, weil es den Karolingern zugeordnete Teile ganz ähnlich noch einmal gibt, nun aber im 10. Jh. und der ersten Hälfte des 11. Jh.

Dasselbe gilt für den Typus der Hallenkrypta. Der hier untersuchte Bau hatte einst 'karolingische' Gegenstücke in der Abbazia von Pomposa, in San Vincenzo in Mailand und in San Pietro in Agliate. „Inzwischen gelten alle drei Bauten gesichert als Krypten des 11. Jahrhunderts“ [Nr. 17]. Statt dessen

bietet sich eine Rekonstruktion als kleine T-förmige Saalkirche mit einer Halenkrypta unterm Querhaus an, wie sie in der Toskana des 11. Jh. mindestens neun Mal realisiert worden ist [Nr. 21]. Vor gezielten Grabungen muss offen bleiben, ob die Krypta sich unter der heutigen, viel größeren Kirche fortgesetzt hat, oder ob nur der heute sichtbare Teil fertiggestellt worden ist. Klein zieht ihr Restümee für die einst 'karolingische' Krypta:

„Durch die Betrachtung ihrer Baustruktur und von Teilen der im Bau des 12. Jahrhunderts verwendeten Bauskulptur, die in die gleiche Zeit wie die Krypta datiert werden, und anhand typologischer Vergleiche wird es möglich, den kleinen Raum zeitlich neu im 11. Jahrhundert anzusiedeln. Mit einer solchen Datierung steht die Krypta nicht mehr als früher Solitär in der italienischen Architektur, sondern erscheint als konsequentes Glied innerhalb der Entwicklung des 11. Jahrhunderts“ [Zusammenfassung].

Was Almuth Klein aus gutem Grund nicht anspricht, sind die Konsequenzen. Denn die von ihr angesprochenen Referenzarbeiten, die noch nicht ins 11. Jh. geholt worden sind, stehen nunmehr ebenfalls zur Umdatierung an. Das gilt etwa für Santa Maria Antiqua, das deshalb schon im *erfundenen Mittelalter* erwähnt worden ist [1996, 329], das gilt ebenso für San Pietro in Agliate [Illig 1996a], das gilt vor allem für die Flechtwerksarbeiten, die ich auf die gleiche Weise längst den Karolingern 'entrissen' habe [Illig 2002, 227-259; 2008, 122-131]. Eine pflichtbewusste Kunstwissenschaftlerin weiß von solchen Arbeiten nichts; das ändert aber nichts daran, dass sie letztlich zu ganz ähnlichen Schlüssen gelangen wird, aber hoffentlich ohne Ächtung.

Literatur

blogspot = <http://trepigmenti.blogspot.de/2010/09/new-plaque-santantimo.html>

Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf

- (1996a): Flechtwerk und Ketzertum. Langobardische Notizen II; in *Zeitensprünge* 8 (4) 448-477

- (2008): *Die Chiemseelöster. Neue Sicht auf alte Kunst*; Gräfelfing

- (2009): Flechtwerk und Planetenlauf; in *Zeitensprünge* 21 (3) 684-694

Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit*; Gräfelfing

Klein, Almuth (2008): Überlegungen zur so genannten »karolingischen Krypta« von Sant'Antimo. Eine Rekonstruktion; in *Kunstgeschichte Open Peer Reviewed Journal*; <http://www.kunstgeschichte-ejournal.net/discussion/2008/klein>

Kubach, Hans Erich (1974): *Architektur der Romanik*; Stuttgart

wikimedia = http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Abbazia_di_Sant%27Antimo_-_14_-_L%27abside_della_chiesa_originaria.jpg?uselang=de

Münsteraner Datierungssprünge

Werner Thiel

Zu einer Berg- und Talfahrt mit Loopings und Kehren entwickelte sich die zeitliche Festlegung für die bei archäologischen Grabungen im Dom zu Münster gefundenen Gräber.

Es begann mit einer journalistischen 'Bombe' in der *Münsterschen Zeitung* vom 25. Januar 2012: „Sensationsfund: 1200 Jahre alte Skelette im Südturm des Doms entdeckt“ lautete der Titel des Artikels. Und weiter wird im Text ausgeführt: „Die Fachleute vermuten, dass die Menschen auf dem ersten Domfriedhof zur Zeit der Bistumsgründung beigesetzt wurden.“ Die Skelette sollen demnach aus dem 9. Jh. stammen, aus den Jahren um 805, in denen die Bistumsgründung offiziell datiert wird.

Diese Terminierung wurde auch im *Hellweger Anzeiger* vom gleichen Tag angegeben: „Sie gehören zu einem Gräberfeld, das zu Liudgers Zeiten rund um den ersten Dom angelegt war.“ Und die Zeitung setzte noch einen drauf:

„An der Echtheit und vor allem über das Alter der Skelette herrscht unter den Fachleuten, die dabei waren, kaum ein Zweifel. Sie sind überzeugt: »Diese Skelette sind 1200 Jahre alt.« Sie seien nicht so gut erhalten wie jüngere Funde. Doch seien sie ganz klar als vollständige menschliche Skelette erkennbar.“ [anonym]

Die alt-ehrwürdigen *Westfälischen Nachrichten* wollten sich diesem Datierungsrausch nicht so richtig anschließen. Einen Tag nach der Jubelfanfare bei der Konkurrenz legte sie einen Bericht zu den Grabungen im Dom nach. Zur Datierung der Gräber im Südturm des Doms führte das Blatt aus: „Experten vermuten, dass es sich um Bestattungen aus dem 10. Jahrhundert handelt.“

Dann scheinen sich die Pressesprecher von Diözese und Landschaftsverband Westfalen Lippe geeinigt und einen Termin für die Medien festgelegt zu haben. Am 30. Januar 2012 berichtete der *WDR* von den Gräbern.

Mit eigenen Ohren vernahm der Autor dieser Zeilen einen geradezu atemberaubenden Datierungssalto für die Gräber beim WDR Münster. In den fünfminütigen Kurznachrichten aus dem Münsterland des WDR-Fernsehstudio Münster am 30. 01. 2012 um 18.00 Uhr wurden die Gräber in das 8. und 9. Jh. datiert. 90 Minuten später war es mit dieser Datierung schon wieder vorbei. In der täglichen Sendung für das Münsterland ab 19.30 Uhr gab es eine Datierung der Gräber mit der Angabe für das 10. bis 11. Jh.

Einen Tag nach dem Pressetermin kamen die gedruckten Angaben in die Öffentlichkeit. Die beiden schon erwähnten Tageszeitungen der Westfalenmetropole sprangen am 31. 01. dann bei der Datierung gleich weit:

Westfälische Nachrichten: „Unter dem Südturm haben die Archäologen zudem sieben menschliche Skelette gefunden. Sie stammen vermutlich aus dem 11. oder 12. Jahrhundert, so Dickers [Stadtarchäologin Dr. Aurelia Dickers; WT].“ [Kalitschke]

Münstersche Zeitung: „Im Bereich des heutigen Südturms legten Arbeiter unter dem Fußboden der Kapelle sieben Skelette frei, die vermutlich aus dem 11. oder 12. Jahrhundert stammen.“ [st. Anna]

Den Wirbel hat das Bistum Münster nicht mitgemacht, sondern versucht, den vielfältigen Äußerungen harte Fakten entgegenzusetzen, die freilich auch nur wenige Stunden Bestand hatten:

„Viel Lärm um (fast) nichts: Was eine münstersche Lokalzeitung in der vergangenen Woche als »Sensationsfund« im St.-Paulus-Dom deklarierte, erweist sich bei näherem Hinsehen allerhöchstens noch als spannend für Archäologen.

Dombaumeister Georg Wendel hatte am Montag (30.01.2012) zu einer Baustellen-Begehung eingeladen und konnte die Schlagzeilen nicht bestätigen: Aus den vermeintlich 1200 Jahre alten Skeletten, die angeblich im Südturm des Domes entdeckt worden sein sollten, wie es das münstersche Lokalblatt schrieb, wurden die Gebeine des Domherrn Johann Rotger Torck (gestorben im Jahr 1686) und eines weiteren Domklerikers sowie einige Gräber, »die mit Sicherheit vor dem Ende des 12. Jahrhunderts angelegt sind«. Nichts also mit den Knochenfunden aus den Zeiten des Bistumsgründers Liudger ...“ [Kirchensite.de]

Doch es handelte sich nicht um dieselben Skelette. Bei *Die Glocke online* wurde dann allmählich zu jener Form gefunden, die von nun an vertreten wird und auch vertretbar ist:

„Von 1200 Jahren Stadtgeschichte erzählen Münsters Dom und seine beiden Vorgängerbauten. Und während die Basilika im Moment von innen saniert und auf den neuesten Stand der Technik gebracht wird, finden Archäologen immer wieder Hinweise auf kirchliches Leben früherer Jahrhunderte.

Sieben Gräber in der heutigen Südturmkapelle wurden nun bei den Grabungen freigelegt, die die Renovierungsarbeiten begleiten. »Die Grabstellen stammen wahrscheinlich aus dem zwölften Jahrhundert und gehörten zu einem Friedhof der Domgemeinde. Er zog sich rund um die Kirche, aber sein Schwerpunkt lag wohl im Norden«, erklärt Stadtarchäologin Dr. Aurelia Dickers.

Zwar habe sie der Erhalt der Ruhestätte überrascht, eine Sensation seien die Skelette aber nicht. »Es war ja völlig normal, dass die Gemeindeglieder in der Nähe ihrer Kirche bestattet wurden.« Zur Zeit ihrer Beerdi-

gung stand der zweite Dom Münsters, erbaut Ende des zehnten Jahrhunderts und eingerissen um 1225 für den Bau des dritten und heutigen Doms. »Wir haben die Überreste anthropologisch untersuchen lassen, um etwas über das Alter, den Gesundheitszustand und die Lebensweise der damaligen Menschen zu erfahren«, sagt Aurelia Dickers. Diese Ergebnisse stehen noch aus, die Skelette selbst werden jetzt wieder beigesetzt.

Zusätzlich entdeckten die Archäologen zwei prominentere Grabstellen: Die des Domherrn Johann Rotger Torck, verstorben im Jahr 1686, und die eines Angehörigen des Domklerus aus dem 15. Jahrhundert. Momentan laufen Grabungen in der Sakristei, bevor dort der Fußboden saniert wird. Fundamentreste weisen auf die frühere St. Anna-Kapelle hin, die um 1400 bestanden hat. Außerdem hoffen die Archäologen, den Standort eines alten Kreuzganges nachweisen zu können.“ [azi]

Somit bleibt es auch weiterhin dabei, dass das Bistum Münster auf der grünen Wiese irgendwo und irgendwann errichtet wurde. Weder Häuser noch Menschen scheint es damals gegeben zu haben, denn bis auf ein paar kleinere Gebäudereste und Schmuckstücke ist in der Domschatzkammer nichts über diese Zeit zu finden. Aber die Hoffnung stirbt bekanntlich zuletzt:

„Wie Stadtarchäologin Dr. Aurelia Dickers berichtete, handelt es sich – bei den bei archäologischen Ausgrabungen in der Sakristei gefundenen Überresten – unter anderem um Mauerreste der um 1400 errichteten St.-Anna-Kapelle, die im 19. Jahrhundert abgerissen wurde. Ob es sich bei weiteren Mauerstücken um die Überreste eines im 10. oder 11. Jahrhundert errichteten Kreuzganges handelt, werde sich im Laufe der Woche herausstellen.“ [Kalitschke]

Ein Kreuzgang aus dem 10. Jh. – das könnte der älteste seiner Art sein ...

Quellen

anonym (2012): 1200 Jahre alte Skelette im Südturm des Doms entdeckt; in *Hellweger Anzeiger*, 25. 01.

azi (2012): Skelette zeugen von früher Domgemeinde; *Die Glocke online*, vom 31. 01.
Bergmann, Stefan (2012): 1200 Jahre alte Skelette im Südturm des Doms entdeckt; in *Münstersche Zeitung*, 25. 01.

Kalitschke, Martin (2012): Menschliche Skelette aus dem 11. oder 12. Jahrhundert unter dem Dom entdeckt; in *Westfälische Nachrichten*, 31. 01.

Kirchensite.de (2012): Doch kein „Sensationsfund“. Dombausanierung läuft planmäßig; *kirchensite.de Online mit dem Bistum Münster* (o. Datum; o. Autor)
st. Anna = St. Anna-Kapelle bei Ausgrabungen entdeckt; *Münstersche Zeitung*, 31.01.
WDR-Fernseh-Studio Münster (2012), Sendungen um 18:00 und 19:30, 30. 01.

Werner Thiel, Greven

Aachens Baudatum im Einklang mit allen Indizien

Heribert Illig

Die „nouvelle histoire“ war Ergebnis von französischen Mediävisten, die sich dem alten Thema Mittelalter auf neue Weise widmeten, indem sie weniger Regenten und Kriege bejubelten, sondern Wirtschaft und Gesellschaft stärker gewichteten. Aus der Tradition der *Annales* kommend, lag ihnen Strukturgeschichte stärker am Herzen, wie sie auch langfristige Entwicklungen stärker herausarbeiteten und Geschichte von unten, gerade im ländlichen Raum betrieben. Für das Jahrzehnt nach dem ersten Weltkrieg stehen folgende Koryphäen: Georges Duby 1919–1996; Jacques Le Goff *1924; Robert Fosier *1927 und Emmanuel Le Roy Ladurie *1929.

Gerade Duby erforschte die wirtschaftliche Entwicklung und die dahinter stehende Gesellschaft, insbesondere in seinem Buch *Krieger und Bauern* von 1973 [übersetzt 1984 = D.], das die Veränderungen vom 7. bis zum 12. Jh. unter die Lupe nimmt. Da geht es um die Produktivkräfte, die Sozialstruktur, um Feudalzeit, Bauern und Herren. Und es geht ums Detail: Welche Werkzeuge waren verfügbar, welche Ernährungsgewohnheiten gab es, welche Krankheiten dominierten, wie funktionierte damals Geldwirtschaft. So erfährt man etwa, dass das Verschwinden der Totenbeigaben in einer christlich werdenden Gesellschaft keineswegs die Hinterbliebenen bereicherte:

„Nun war es nämlich die Kirche, die den »Totenanteil« forderte, die all das in Anspruch nahm, was ihm [dem Toten; HI] die Erben für sein Leben nach dem Tode überlassen hatten. Wurden die Schätze früher in den Gräbern gehortet, so geschah dies nun in den heiligen Stätten des Christentums“ [D. 72].

Oder es wird auf die schwierigen klimatischen Bedingungen hingewiesen. So ereignete sich 1033 gemäß Radulfus Glaber eine Hungersnot, die bis zum Kannibalismus geführt habe:

„Permanente Regenfälle hatten den ganzen Boden so durchnässt, daß es drei Jahre lang unmöglich war, Furchen zu ziehen, die Samen aufgenommen hätten“ [D. 207].

Es gab also immer wieder flächendeckende Katastrophen. Was Maschinen angeht, so verbreitete sich die (wassergetriebene) Kornmühle im 10. und 11. Jh. rasant. In England verzeichnet 1086 das *Domesday Book* bereits 6.000, d. h. im Durchschnitt 1 Mühle auf 46 Bauernhaushalte [D. 244]. Mühlen brauchten nicht nur Mühlsteine, sondern auch Eisenteile [D. 245]. Während in der

Zeit vor 1000 Eisenfunde äußerst rar sind [D. 24 f.], sind danach „die Fortschritte der Metallurgie in ganz Europa nicht zu übersehen“ [D. 253].

„Die Entwicklung der landwirtschaftlichen Techniken beruhte stets auf der verzögerten Verwendung des für militärische Angriffe erfundenen Werkzeugs bei der Feldarbeit – auch dies ein Aspekt des Übergangs von der Kriegsökonomie zur landwirtschaftlichen Ökonomie. Diese Entwicklung vollzog sich im Laufe des 12. Jahrhunderts; es kann aber sein, daß es schon zu früheren Zeiten entscheidende Verbesserungen in der Eisenverarbeitung gegeben hat. So zum Beispiel die Verwendung von Schmelzöfen mit einer verbesserten Belüftung und die Ausnutzung der Wassermühlenenergie für die Metallverarbeitung. **Einen Hinweis auf die zuletzt genannte Annahme erkennen wir darin, daß schon 1086 manche Mühlen mit Eisenabgaben belastet waren. Auf jeden Fall häufen sich in den Texten vom Anfang des 12. Jahrhunderts in den Pyrenäen, den Alpen und dem Zentralmassiv Bemerkungen über Schmiedehämmer.** Zur gleichen Zeit werden auch zum ersten Mal Eisenminen erwähnt“ [D. 254; Hvhg. III].

Dies schrieb Georges Duby bereits 1973. Vor kurzem hat mich Marianne Koch, Leopoldshöhe, auf den Text hingewiesen und auch darauf, dass die zitierte Seite im Internet zu finden ist.

Aachen und Eisenhammer

Damit gibt es einen weiteren wertvollen Hinweis auf die Erfindung des Eisenhammers und seinen Einsatz mit Wasserkraft. In meinem Buch *Aachen ohne Karl den Großen* konnte ich zeigen, dass es mittlerweile nicht nur Nachbauten von Fallhämmern aus dem späteren 12. Jh., sondern ebenso archäologische Funde und Hinweise auf ein entsprechendes Vokabular in den Schriftquellen der Zisterzienser gibt, so dass der Nachweis auf Fallhämmer ab 1135 gesichert ist.

In der Aachener Pfalzkapelle ist nicht nur tonnenweise Eisen verbaut worden, sondern ihre Ringanker bestehen aus zusammengefügteten, stark belastbaren Stabeisen mit einem Gewicht von jeweils 180 und mehr Kilogramm, die von Hand nicht zu schmieden sind, schon gar nicht in einer fast eisenlosen ‘Karolingerzeit’:

„Der Eisenanteil muß demnach in der landwirtschaftlichen Ausrüstung äußerst gering gewesen sein; auch andere Texte bestätigen die Seltenheit des Metalls“ [Duby, 24].

Mit dem Fallhammer in Zisterzienserklöster war also der Nachweis geführt, dass man bereits im 12. Jh. derartige Eisenmengen und große Einzelteile schmieden konnte. Diesem Argument konnte in Aachen von Seiten der Zei-

tungen und des Dombaumeisters nur mit beharrlichem Schweigen begegnet werden. Und ich war bereit, den von mir ermittelten Baubeginn für diese Kirche um mehrere Jahrzehnte zu verschieben, damit das erforderliche Eisen auch bereitsteht, und schrieb:

„Insofern ist der Baubeginn für Aachen erst im 12. Jh. zu erwarten, mutmaßlich um 1120, bis hin um 1140.“ [Illig 2011, 156]

Allerdings hatte ich im *erfundenen Mittelalter* nach Abgleich vieler anachronistischer Bauteile eine detaillierte Baugeschichte vorgeschlagen:

„In Analogie zu Speyer und Caen läßt sich ein Baubeginn [in Aachen] bald nach 1060 mutmaßen. [...]

Nachdem der Bau Zeit brauchte [...], kann das »Hochmünster«, das die ›oberen Stockwerke‹ und die Kuppel umfaßt, in der Zeit von 1080 bis 1100 oder kurz danach errichtet worden sein. [...]

Nach diesem umfangreichen Indizienbeweis haben wir in der Aachener Pfalzkapelle einen salischen Bau vor uns, der mit sehr großer Wahrscheinlichkeit in die Zeit Heinrichs IV. (1056 bis 1106) fällt!“ [Illig 1996, 298; damalige Hvhg.]

Jener Kaiser Heinrich IV. ließ beim Speyerer Dom zwischen 1080 und 1106 einen Um- und Neubau durchführen [wiki ↔ Heinrich IV.], worunter eine neue Fundierung des Chorbereichs, eine neue Gliederung der Hochschiffwand samt Gewölbe im Mittelschiff und in der Vierung zu verstehen ist. Das erlaubt einen kurzen Vergleich zwischen Aachen und Speyer.

Die beiden Ansiedlungen

Von **Aachen** ist bekannt, dass es im 10. und 11. Jh. kaum greifbar ist [vgl. Illig 1996, 290-296]. Wenn man heutigen Internet-Angaben trauen möchte, dann hätten sich Pfalz und Ansiedlung von dem Normanneneinfall von 881 nicht erholt; für die Kaiser wäre es seit Ludwig dem Frommen nicht mehr als Wohnsitz genutzt worden. Gleichwohl wäre Aachen Krönungsort geblieben:

936 Otto d. Gr.	1028 Heinrich III.
961 Otto II.	1054 Heinrich IV.
983 Otto III.	1087 Konrad III.
	1099 Heinrich V.

Wie das in einer Ansiedlung möglich war, die außer einer Pfalz und einer riesigen Kirche so gar nichts ausgezeichnet hat – keine Stadtmauer, keine ‘Münzprägestalt’, kein Markt, zu Zeiten Karls d. Gr. auch keine nachweisbaren Wohn- oder Handelsflächen –, ist nicht leicht vorstellbar. Glaubt man herrschender Lehre, dann wäre seit den Normannen, die die Pfalzkapelle als Pferdestall missbraucht hätten, die Kirche nicht mehr angemessen genutzt

worden. Das lässt folgende phantastische Vorstellung keimen: Ein Pfalzobmann verwahrte den Schlüssel, und wenn alle 20 bis 40 Jahre einmal gekrönt werden sollte, dann wurde eine Woche lang vorher geputzt, auf dass die Zereemonie prächtig werde, und danach die Kirche wieder zugesperrt. Erst Friedrich I. Barbarossa erteilte im Jahr 1166

„der Stadt Aachen das Markt- und Münzrecht und erklärte sie zur freien Reichsstadt. Als Gegenleistung begannen die Bürger Aachens im Jahr 1171 mit dem Bau der 2,5 km langen Aachener Stadtmauer, der so genannten »Barbarossamauer«“ [wiki → Geschichte der Stadt Aachen].

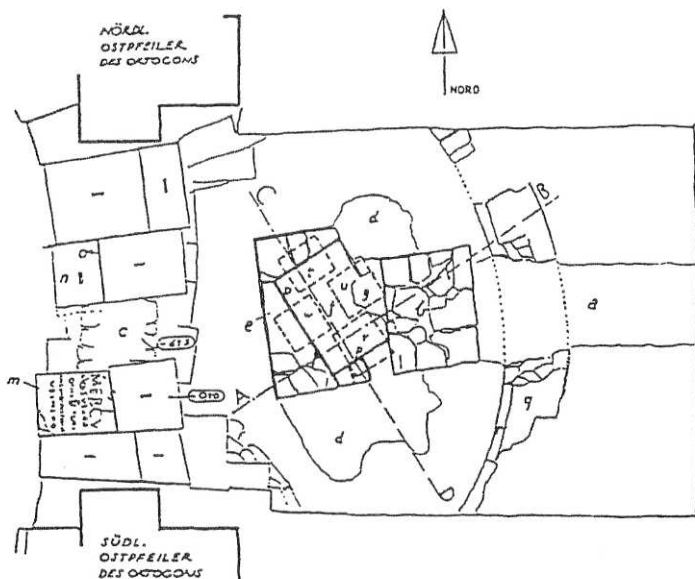
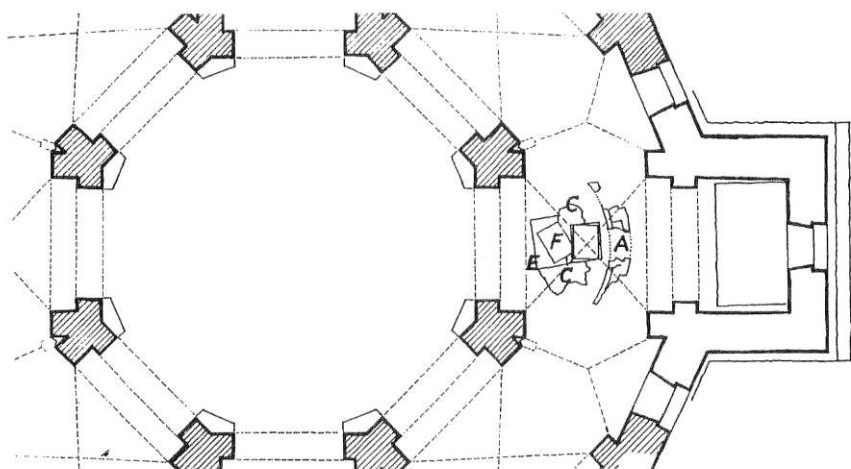
Der Verlauf der Barbarossamauer ist bekannt; sie ist in Teilen archäologisch nachgewiesen. Barbarossa tat ein Übriges und erklärte in seinem Karlsprivileg Aachen zum „Haupt aller Städte und Provinzen diesseits der Alpen“ [Müller]. Da wurde gewissermaßen ein Stecknadelkopf zum Ober-Haupt aufgeblasen.

In **Speyer** setzte die Entwicklung des Gemeinwesens volle zwei Jahrhunderte früher ein. 969 gewährte Otto d. Gr. der Stadt und der Vorstadt das Immunitätsprivileg. Damit unterstand Speyer allein der bischöflichen Gerichtsbarkeit. Im gleichen Jahr wurde mit dem Bau der ersten Stadtmauer begonnen. Vor 993 und vor 1009 erhielt Speyer das Markt- und das Münzrecht, wie wir aus entsprechend datierten Urkunden von Otto III. und Heinrich II. für Selz und Marbach wissen [*dom speyer*]. Um 1000 wurde mit der zweiten Stadtmauer begonnen. Im Jahr 1111 ließ Kaiser Heinrich V. Freiheitsbriefe ausstellen. „Sie begründeten den Gerichtsstand der Stadtbürger vor dem Stadtgericht“ [ebd.]. Trotzdem soll die Stadtbevölkerung vor dem Jahr 1100 erst 500 Köpfe gezählt haben [*speyer*]. Und das, obwohl doch eine große Anzahl von Handwerkern die Stadt bevölkert haben müsste.

Wer hier einen Vergleich mit Aachen riskiert, das doch erst später den Schutz einer Mauer benötigte, der muss davon ausgehen, dass Aachen vor 1100 höchstens 150 Personen beherbergt hat, also im heutigen Sinne eher ein Weiler als ein kleines Dorf war.

Die beiden Kirchenbauten

In **Speyer** wurde 1025/30 unter dem ersten Salier Konrad II. der Dom mit seiner als Grablege dienenden Krypta begonnen; aktuelle archäoastronomische Rückrechnung geht von September 1027 aus [Reidinger]. Eingeweiht wurde er 1061 unter dem noch minderjährigen Heinrich IV. (* 1050). Dieser rief nach Canossa und nach Abwehr des Gegenkönigs Rudolf von Rheinfelden im Jahr 1080 zum Um- und Neubau auf, der 1106, im Todesjahr des Kaisers, mehr oder weniger abgeschlossen gewesen zu sein scheint.



Fundlage vor dem ursprünglichen Altarraum der Pfalzkapelle [Grimme, 20]
 „Karolingische Altarfundamente im Ostjoch des Sechzehneckes. Grundriß und Schnitt des Befundes von 1910 (nach Kreuzsch)“. „a Ottograb, b Altarfundament, c Fundamentlücke mit Auffüllung, d Roter Estrich, e Altarfundament, f Hohlraum, q Bauschutt, h Erste Mauerumf., k Mörtelabdrücke, l Mörtelleiste, m Merkurstein, n Verkürzter Stein, o Dübelloch, p Putz, q Concha, r Absatz, s Aufrauhung, t,u,v,w, vier kreuzförmig verlegte Werksteine“ [Siebigs, 27].

Nun hatte Heinrich IV. eine besondere Beziehung zum **Aachener Dom**, soll er doch 1056 als Kind von Papst Viktor II., der zuvor Reichskanzler und Bischof von Eichstätt gewesen war, in Aachen auf den Thron Karls des Großen gesetzt worden sein [wiki → Heinrich IV.]. Wenn er selbst die Pfalzkapelle hätte bauen lassen, die es gemäß dem *erfundenen Mittelalter* damals noch nicht gegeben haben kann, dann hätte er auch selbst für den Mythos vom sechsjährigen Knaben auf den Schultern eines Riesen sorgen können.

In Aachen brachte die Existenz des Doms als Stiftskirche – die Bezeichnung Pfalzkapelle ist seit ungefähr 1996 verpönt – für das Gemeinwesen eine erhebliche Komplikation:

„Nach der Errichtung des Aachener Doms um das Jahr 800 feierten die Privilegierten und Stiftsherren des damaligen Reiches ihre Gottesdienste in diesem Gotteshaus, während der normale Bürger auf andere Kirchen ausweichen musste. Aus diesem Grunde wurde um 1180 an der Stelle der heutigen Pfarrkirche St. Foillan ein Gotteshaus gleichen Namens errichtet. Dieses existiert heute nicht mehr.“ [wiki → St. Foillan Aachen]

Konnten die Aachener Kleinbürger seit Bau der Pfalzkapelle fast 400 Jahre lang überhaupt nicht in die Kirche gehen? 1005 ließ Otto III. die Stiftskirche St. Adalbert erbauen, die zwar nicht im Gemeinwesen lag, aber zu Fuß erreichbar war [vgl. Illig 2011, 15]. Zuvor war das Gemeinwesen so klein, dass vermutlich auch eine Kapelle normaler Größe für den Gottesdienst ausgereicht hat. Eine solche wird unter dem Dom Pippin zugewiesen, auch wenn hinzugefügt werden muss, dass der schlecht registrierte Befund von 1910 nicht eindeutig ist [Siebigs, 22-28]. Auffällig ist, dass dieses Rudiment nicht nach Osten, sondern nach Nordosten orientiert war. Das entspricht der Orientierung der römischen Ansiedlung *Aquae granni*, während die heute bestehende Pfalzkapelle wie die Aula (heute Rathaus) präzise geostet ist. Das zeigt, dass die römische Ansiedlung, ob noch erhalten oder bereits ruinös – beim Bau dieser Kapelle noch richtungsweisend war. Erst für die Anlage von Pfalz und Pfalzkapelle wurde das Thermen-Terrain geplant – ein betoniertes Becken steckt in ihrem jüngst erforschten Fundament – und die Gebäude dem uns vertrauten W-O-N-S-Raster eingegliedert.

Nachdem es in Speyer um die Grablege der Salier ging, in Aachen um das Haupt aller Städte, scheint sich eine Tendenz ablesen zu lassen. Die Könige, ob Salier oder Staufer, scheinen damals der Geistlichkeit und/oder dem örtlichen Adel innerhalb der Städte misstraut zu haben, sonst hätten sie ihre Riesenbauten – immerhin gilt Speyer als größter erhaltener romanischer Bau; nur Cluny ist mit zwei Querschiffen, Vorkirche und Atrium noch größer gewesen (nicht aus Speyerer oder deutscher Sicht [s. wiki → Speyerer Dom]) – nicht in winzigen Ansiedlungen errichten lassen.

Die Bauzeit von Aachens Pfalzkapelle

Für Aachen konkurrierten kurzzeitig drei Datierungen: 800, 1090 und 1135. Nach aktuellem Stand der Bauforschung wäre die Kirche in kaum zehn Jahren um das Jahr 800 gebaut worden [vgl. Illig 2011, 34-38]. Gemäß meinen architekturhistorischen Abgleichen [1992; 1994; 1996] stammt sie aus der zweiten Hälfte des 11. Jh. bzw. aus den letzten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts, doch nach den experimentellen Arbeiten von Paul Benoît und anderen war sogar an die Zeit nach 1100, bis um 1140 zu denken. Dies bedeutete für meine These eine Verschiebung um 30 bis 50 Jahre, die ich akzeptierte, weil somit die nötigen Fallhämmer zum Schmieden der Tonnen von Eisen verfügbar waren.

Trotzdem störte mich, dass aus Bauvergleichen diese Verschiebung ins 12. Jh. nicht zu begründen war. Ich erinnere an folgende Befunde:

Wandauflösung (wegen Speyer)	nach 1030
Oktogone nach 990, wahrscheinlicher	nach 1030
Mischung aus Bruchsteinen und Quadern (wegen Speyer)	ab 1040
Westwerk (wegen Essen)	nach 1040
Antikisierende Formensprache (wegen Essen)	nach 1040
Umgangswölbung (wegen Speyer)	nach 1050
Vertikalität	nach 1050
Säulengitter (wegen Essen und Köln)	ab 1050
Kuppel (wegen Speyer)	nach 1080
Strebesystem (wegen Caen)	nach 1080
Doppelkapelle (wegen Hereford)	zwischen 1070 und 1090

[Illig 1996, 296 f.].

Klargestellt war außerdem, dass Aachens komplizierte Umgangswölbung nach Art eines Wabenmusters erst *nach* der Wölbung von Speyers Seitenschiffen entworfen worden sein sollte. Nicht hinreichend beachtet hatte ich damals, dass Aachen extrem weit geöffnete Emporenöffnungen hat. Da die oberen Wölbungen vom 16-Eck zum inneren 8-Eck ansteigen, konnten diese Öffnungen so riesig werden. Dabei hat nach 911, nach der eingeschobenen Zeit noch mindestens 130 Jahre lang niemand Emporen bauen können. Dazu brauchte es normannische Erfindungskraft, die in zwei Klosterkirchen von Caen ihre Premiere hatte: die hochtürmige von St-Étienne und die insgesamt gedrungener von Ste-Trinité, ohne Emporen. Beide wurden um 1060 begonnen. St-Étienne besitzt über dem Emporengeschoss noch einen Obergaden, also eine Fensterreihe im Mittelschiff, und entspricht damit dem Aufriss von Aachen. Diese Kirche wurde 1077 geweiht, hatte aber damals nur flache Decken. Erst ab 1120 wurden Rippengewölbe im ungefähr 10 m spannenden Mittelschiff eingezogen und die Vierung mit Rippen gewölbt.

Im direkten Vergleich kann Aachen mit seinen geweiteten Emporen und den bereits durch ein starkes Fundament vorbereiteten Wölbungen erst nach Caen begonnen worden sein. In Reims stünde mit der Basilika St-Remi zwar eine vielleicht noch frühere Emporenkirche, aber sie ist im Übergang von Romanik zur Frühgotik dermaßen stark verändert worden, dass mir sichere Aussagen zu ihrem ursprünglichen Zustand (Weihe 1049) nicht möglich erscheinen [vgl. Gall, 18]. Die Wölbung ihres Mittelschiffs und die Veränderung der Emporenöffnungen durch eingestellte Säulen – eine Parallele zu Aachen, wenn auch nicht so elegant wie das dortige Säulengitter – hat am Ende des 11. Jh. stattgefunden.

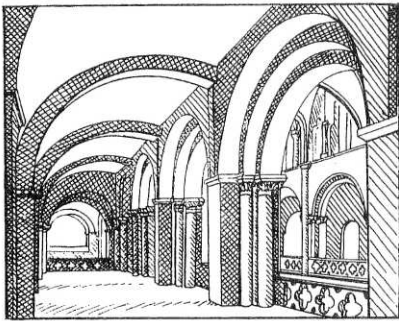
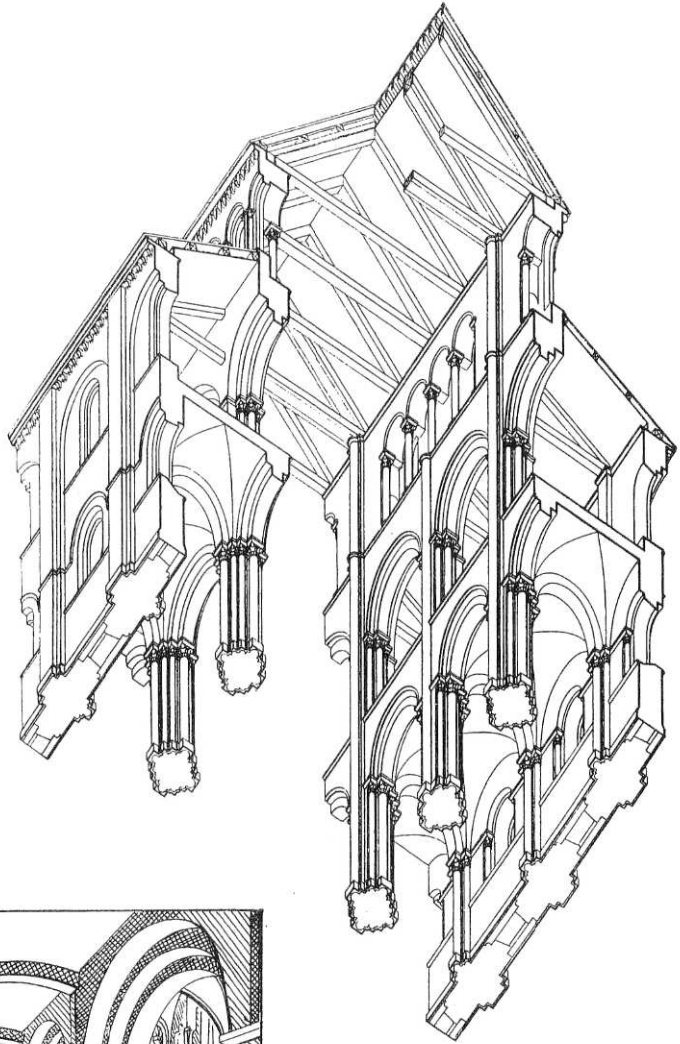
Damit sind wir – gerade auch hinsichtlich der Aachener Säulengitter – wieder auf die letzten beiden Jahrzehnte des 11. Jh. verwiesen, in denen auch Speyers Mittelschiff gewölbt worden ist (die Vierung danach). Speyer enthielt – wie Aachen – im Bereich von Chor, Vierung und Querschiff weitläufige Holzanker, die ebenso wie in Aachen vermodert sind [vgl. Illig 1996, 258]. Nachdem der Bau trotzdem steht, darf vermutet werden, dass auch in den erhöhten Mittelschiffsmauern der zweiten Bauphase neben Holzankern auch Eisenanker eingebaut worden sind, die nach der Abbindphase der Gewölbe deren Schub aufnahmen. Eine Publikation wie die von Schifferer [1997] darf hier nicht irreführen: Sie spricht von rostenden Eisenankern in der Westkuppel, die jedoch im Gegensatz zur uralten Ostkuppel aus dem 19. Jh. stammt.

Bei meinen Recherchen gab es noch eine weitere Datierungskomplikation. Im *erfundenen Mittelalter* [278] habe ich die Doppelkapelle von Hereford als zeitliche Obergrenze genannt. Sie ist unter Bischof Robert gebaut worden, der von 1079 bis 1095 im Amt war und sich laut Wilhelm von Malmesbury am Aachener Vorbild orientiert hat [Verbeek 1967; vgl. Illig 1996, 278]. Mittlerweile liegt eine deutlich jüngere Meinung vor. So stellt Ulrich Fischer 2009 fest:

„Dieser Bau, im 18. Jahrhundert leider verloren, aber in zuverlässigen Zeichnungen im Grund- und Aufriss überliefert, nimmt zu Recht eine Sonderstellung in der frühromanischen Sakralbaukunst Englands ein. Robert hatte einen quadratischen Baukörper auf zwei Ebenen als eine Doppelkapelle errichten lassen, wobei auf beiden Ebenen vier Stützen den zentralen Raum in neun Joche unterteilten, eine Bauform, die im Reichsgebiet mit Bischofs- und Pfalzkapellen assoziiert ist.“ [Fischer, 191]

(Nur in Parenthese sei angemerkt, dass diese zerstörte Kapelle bei *Wikipedia* [↔ Doppelkapelle] als ältestes *erhaltenes* Beispiel geführt wird.) Nun hat mit Wilhelm von Malmesbury ein Zeitgenosse diesen Bau mit der Aachener Kapelle verglichen [Fischer, 192]:

„Das große Problem dieser Aussage liegt darin, dass die fast würfelförmige, nur von einer zentralen Kuppel überragte Doppelkapelle von Hereford keine offensichtliche Ähnlichkeit mit dem Oktogon von Aachen hat.“



Emporensystem von St-Étienne, Caen: erste und zweite Version [Gall, 25, 78]

Diese Unähnlichkeit fällt auf. Aber für uns liegen die Probleme ohnehin anders. Zum einen spricht William von der Aachener Basilika („aquensem basilicam“ [Fischer, 192]), was nicht automatisch zu einem Zentralbau führt, zum anderen hat er von ca. 1095 bis ca. 1143 gelebt und ist damit kein Zeitzeuge für den Bau der Kapelle in Hereford. Selbst wenn er schon als 15-Jähriger über den Bau geschrieben haben sollte, steht meine alt-neue Datierung – Fertigstellung kurz vor oder um 1100 – davon unbeeindruckt auf sicherem Boden.

Insofern kann ich dank Georges Duby bei meiner Meinung von 1996 (und 1994 [278]) bleiben, doch jetzt bekräftigt durch die archäologischen Eisen- und Schmiedebefunde aus dem 12. Jh. und durch Dubys dazu passenden literarischen Befunde für die Jahre vor 1086.

Literatur

- Bauchhenß, Gerhard (Red. 1982): *Aquae Granni. Beiträge zur Archäologie von Aachen*; Köln
dom speyer = <http://www.dom-speyer.de/daten/domspeyer/seiten/geschichtezeitstrahl1ue.html>
- Duby, Georges (1984): *Krieger und Bauern. Die Entwicklung der mittelalterlichen Wirtschaft und Gesellschaft bis um 1200*; Frankfurt a. M. (1973)
- Fischer, Ulrich (2009): *Stadtgestalt im Zeichen der Eroberung. Englische Kathedralstädte in frühnormannischer Zeit (1066–1135)*; Köln u. a.
- Gall, Ernst (1955): *Die gotische Baukunst in Frankreich und Deutschland . Teil I. Die Vorstufen in Nordfrankreich von der Mitte des elften bis gegen Ende des zwölften Jahrhunderts*; Braunschweig
- Illig, Heribert (1994): *Hat Karl der Große je gelebt? Bauten, Funde und Schriften im Widerstreit*; Gräfenfing
- (1996): *Das erfundene Mittelalter. Die größte Zeitfälschung der Geschichte*; Düsseldorf
- (2011): *Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts*, Gräfenfing
- Müller, Heinrich (2006): *Hochdeutsch mit Knubbeln. Wie der Öcher halt so ist*;
www.unser-aachen.com/beiträge/hochdeutsch-mit-knubbeln
- Reidinger, Erwin (2011): 1027: Gründung des Speyerer Domes. Orientierung – Achsenknick – Erzengel Michael; in *Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte*, Bd. 63, 9-37; Speyer
- Schifferer, Günter (1997): *Schäden am Speyerer Dom*
<http://www.baufachinformation.de/denkmalpflege.jsp?md=1998027131035>
- Siebig, Hans Karl (2004): *Der Zentralbau des Domes zu Aachen. Unerforschtes und Ungewisses*; Worms
speyer = <http://www.deutschland-deluxe.de/speyer-dom-unesco-weltkulturerbe.html>
wiki ⇨ unter den entsprechend bezeichneten Artikeln

Das elfte Rätsel des Exeterbuches

Renate Laszlo

Die seit dem Mittelalter in der Kathedralsbibliothek zu Exeter aufbewahrte angelsächsische Handschrift wird von dem englischen Altanglisten Benjamin Thorpe, Ehrenmitglied der Isländischen Literarischen Gesellschaft Kopenhagen, erstmals 1842 in London unter dem Titel: *Codex Exoniensis. A Collection of Anglo-Saxon Poetry from a Manuscript in the Library of the Dean and Chapter of Exeter* mit einer fast vollständigen Übersetzung in das Neugriechische herausgegeben.

Da die in dieser Handschrift überlieferten einhundert angelsächsischen Rätsel nur durch eine neue Textzeile mit einer oder mehreren größeren Initialen voneinander getrennt, aber ohne kennzeichnende Titel oder Lösungen überliefert werden, hält sich der Herausgeber nicht lange mit der Suche nach einer Lösung oder einer passenden Überschrift auf, sondern nummeriert die Texte, die er als Rätsel erkennt, nach ihrem Vorkommen in der Handschrift fortlaufend mit römischen Zahlen. Er erhält so drei Gruppen mit sechzig, drei und dreißig Rätseln auf den Seiten 380-441, 470-473 und 479-500, jeweils unterbrochen von Gedichten, die Thorpe zu anderen Literaturgattungen zählt.

Die erste Rätselgruppe schließt Thorpe auf S. 441 mit Rätsel Nummer LX ab und ordnet die folgenden Texte fälschlicherweise den Elegien zu, weil er nicht realisiert, dass es sich dabei auch um Rätsel handelt, die nur zur Irreführung des Raters in elegischer Form verschlüsselt werden: beispielsweise das von Thorpe mit dem von ihm erfundenen Titel *The Exile's Complaint (Die Klage des Verbannten)* versehene Rätsel auf S. 442, das mit 53 alliterierenden Langzeilen nicht nur eins der längsten, sondern auch eins der lehrreichsten und interessantesten altenglischen Rätsel ist. Dieses Rätsel hat über den ebenfalls unzutreffenden Titel *The Wife's Lament (Klage der Frau)* und weitere Fehlinterpretationen hinweg im Laufe von mehr als 150 Jahren Interpretationsgeschichte zahlreiche Klippen umschifft und wurde von mir als *Ein neues Rätsel des Exeterbuches* identifiziert und richtig gelöst. Die Lösung hat mittlerweile allgemeine Anerkennung gefunden, worauf ich eventuell in einer späteren Arbeit zurückkommen werde.

Es ist ein beredtes Zeugnis für die hohe Kunst der Rätselstellung der altenglischen Sänger, dass Thorpe als ein versierter Kenner der angelsächsisch-muttersprachlichen Literatur den Rätselcharakter der in der Exeterhandschrift auf die ersten 60 Rätsel folgenden Dichtungen nicht als Rätsel erkennt, sondern sie für Legenden oder Elegien hält und mit entsprechenden Überschriften versieht. Unter dieser Fehleinschätzung Thorpes leidet die Interpretation

der angelsächsischen Rätsel noch heute. Ihr Verständnis bereitet dem Herausgeber Thorpe ganz besondere Mühe, so dass er einige unübersetzt lässt, was auch auf das im vorigen Heft der *Zeitensprünge* interpretierte, erste Rätsel über den Jagdrüden und die Wölfin zutrifft, über das er bekanntlich in *Notes and Corrections* [Thorpe, 527] schreibt: „Of this I can make no sense, nor am I able to arrange the verses.“

Anders verhält es sich mit dem auf S. 103 b der Handschrift in den Zeilen zwei bis acht überlieferten Rätsel, das Thorpe entsprechend der Reihenfolge mit der römischen Ziffer XI bezeichnet. Auch das elfte Rätsel ist eine außergewöhnliche naturwissenschaftliche Dichtung, aber der unbekannte angelsächsische Rätselautor benötigt dafür keine nennenswerten Wortneuschöpfungen und verwendet auch keine unregelmäßigen Verszeilen wie im ersten Rätsel, sondern er kann es in überschaubarer Lexik und vollkommener Syntax komponieren und überdies sogar weitgehend auf Verschlüsselungen verzichten, weil ihm der Umstand zu Hilfe kommt, dass der für dieses Rätsel von ihm gewählte Gegenstand seinen Zeitgenossen wenig bekannt ist. Das gilt auch für die Menschen unserer Zeit, mehr als tausend Jahre später.

Wie das im vorhergehenden Heft der *Zeitensprünge* behandelte erste Rätsel entsteht auch das elfte, das ich heute vorstellen möchte, bereits vor der christlichen Mission und wird von den angelsächsischen Sängern von einer Generation zur anderen mündlich tradiert, bis die von Papst Gregor I. entsandten römischen Missionare 597 auf der Halbinsel Thanet in Kent landen und die lateinische Schriftsprache mit nach England bringen. In der darauf folgenden kurzen Periode des Interims zwischen Heidentum und Christentum erhalten die muttersprachlichen Poeten Englands die Möglichkeit, ihre eigene Literatur mit Hilfe des lateinischen Alphabets schriftlich aufzuzeichnen, um sie für die Nachwelt zu bewahren.

Nach ihrer Ankunft in England gelingt es den römischen Missionaren gerade noch, den Königen von Kent und Ostanglien sowie deren Untertanen nach entsprechender Vorbereitung die Taufe zu spenden, ehe 614 eine Phantomzeit von 297 Jahren in die Chronologie eingeschoben wird, die sich im Nachhinein für die gesamte damals bekannte Welt als gültig erweist.

Die Gründungen der ersten Klöster und Klosterschulen in England zur Ausbildung des einheimischen elitären Nachwuchses gehen weiter, verschieben sich durch die Phantomzeit um rund dreihundert Jahre nach vorn aus dem 7. in das 10. Jh., so für Bedas Doppelkloster Wearmouth und Jarrow mit den Äbten Benedict und Ceolfrith, wie auch für die Klöster Streaneshealh mit Äbtissin Hilda und Malmesbury mit Abt Aldhelm, werden aber von Beda in der *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* fälschlicherweise noch in die alte Inkarnationszeit gesetzt. Das wird in der Biografie über den ersten Abt der englischen Nation, Dunstan von Glastonbury, die 1004 in Frankreich vorliegt,

eindeutig bestätigt. Die in den Skriptorien der römischen Klosterschulen in lateinischer Sprache verfassten angelsächsischen Dichtungen und Chroniken entstehen somit erst im 10./11. Jh. der konventionellen Zeit.

Aldhelm von Malmesbury ist der erste in England geborene lateinische Schriftsteller, über dessen Leben und Werk zuerst Beda in seiner *Historia* berichtet [V/18, S. 488]. Der im 12. Jh. schreibende Chronist William von Malmesbury teilt mit, dass Aldhelm in seiner Jugend auch Gedichte in der altenglischen Muttersprache verfasst und vorgetragen hat. Diese Lieder Aldhelms sind entweder nicht erhalten oder wurden ihm bisher nicht zugeordnet.

Dagegen sind Aldhelm mindestens zwei Rätseltexte des Exeterbuches bekannt, die er in die lateinische Sprache übersetzt, darunter das mit über hundert Stabreimzeilen längste muttersprachliche Exeterrätsel, in dem die Sonne verrätselt wird, das Aldhelm als krönenden Abschluss an letzter Stelle seiner Rätselsammlung platziert, dem er aber in Verkennung des wahren Rätselgegenstandes die unzutreffende Lösung „Über die Natur“ als Überschrift beigibt. Auch bei dem zweiten altenglischen Rätsel des Exeterbuches, das Aldhelm in Latein übersetzt und seinen Rätseln hinzufügt, zeigen sich seine fehlenden Kenntnisse über den wirklichen Rätselgegenstand. Er fällt auf die ausgeklügelte Verschlüsselung des unbekanntes angelsächsischen Sängers herein und kann die korrekte Lösung nicht angeben, womit doppelt belegt wird, dass Aldhelm nicht der Autor dieser Rätsel ist, wie zuweilen angenommen wird, sondern lediglich der Übersetzer.

Nach der Überlieferung soll Aldhelm seine hundertteilige lateinische Rätselsammlung im Rahmen seines Werkes über die Metrik im Jahr 695, also in der Phantomzeit, herausgeben und dem nordhumbrischen König Aldfrith widmen, und das, obwohl er im weit entfernten Wessex lebt. Hingegen soll das Exeterbuch, das auch die zwei von Aldhelm übersetzten altenglischen Rätsel enthält, erst im 10. Jh. von einem anonymen Skriptor erstellt werden, also dreihundert Jahre später und sozusagen aus dem Nichts, weil die angelsächsischen Dichtungen des Exeterbuches einschließlich der Rätsel während dieser drei (eingeschobenen) Jahrhunderte überhaupt nicht erwähnt werden und es demzufolge auch keinerlei Vorlagen dafür gibt. Das kann nicht zusammenpassen, sondern liefert einen entscheidenden Beweis für die eingeschobene Phantomzeit.

Die Interpretation des elften Rätsels

Der angelsächsische Text des elften Rätsels lautet:

Neb wæs min on nearwe ond ic neothan wætre
flode under flowen firgen streamum
swithe besuncen ond on sunde awox

ufan ythum theaht anum getenge
 lithendum wuda lice mine
 hæfde feorh cwico tha ic of fæthmum cwom
 brimes ond beames on blacum hrægl
 sume wæron hwite hyrste mine
 tha mec lifgende lyft upp ahof
 wind of wege siththan wide bær
 ofer seolh batho saga hwæt ic hatte

Trotz der wenigen Zeilen verfügt das Rätsel über alle Bausteine, aus denen ein altenglisches Rätsel aufgebaut ist. Die erste und die letzte Halbzeile bilden das einleitende und das abschließende Rahmenelement. Das mehrfach gegliederte Kernelement enthält drei Komponenten von viereinhalb, drei und zweieinhalb Zeilen, in denen der personifizierte Sprecher zunehmend Einzelheiten in seinem Leben abhandelt und den Kreislauf seiner naturwissenschaftlichen Entwicklung beschreibt. Er bleibt anonym und sagt nicht, wer oder was er ist. Auch was vorher war oder nachher kommt, wird nicht erwähnt.

Dieses Rätsel besteht aus elf alliterierenden Langzeilen mit jeweils vier Hebungen, von denen in jeder Zeile drei oder mindestens zwei betonte Anfangssilben mit dem gleichen Konsonanten beginnen. Für Vokale gilt die Regel, dass alle alternativ einen Stabreim bilden können, wie aus der vierten Zeile zu ersehen ist.

Als Benjamin Thorpe 1842 das Exeterbuch herausgibt, hat er mit der Anordnung der acht Manuskriptzeilen dieses elften Rätsels zu elf makellosen Stabreimzeilen sowie der Übersetzung in die englische Sprache keine Schwierigkeiten. Eine Lösung des Rätsels teilt er aber nicht mit. Gleiches gilt für Christian Grein, der 1859 in Dichtungen der Angelsachsen stabreimend übersetzt und als erster das elfte Rätsel in deutscher Sprache herausgibt [II: 213]. Neben mehreren Ausgaben englischsprachiger Herausgeber in England und Amerika in den vergangenen einhundertfünfzig Jahren, erscheint 1985 die zweite und letzte Ausgabe mit deutscher Übersetzung von Hans Pinsker und Waldtraud Ziegler unter dem Titel *Die altenglischen Rätsel des Exeterbuches, Text mit deutscher Übersetzung und Kommentar*.

Welche kuriosen Gedankenspiele die Interpreten anstellen, um eine adäquate Lösung zu finden, zeigt die von Stopford Brooke in einer Anmerkung in *Early English Literature* geäußerte und von anderen amerikanischen Wissenschaftlern unterstützte Vermutung, dass im elften (nach der abweichenden Nummerierung von Craig Williamson und anderen Autoren im achten) Rätsel des Exeterbuches die Barnacle goose oder Ringelgans verrätselt wird, die nach einer von Mönchen des 12. Jh. erfundenen und verbreiteten Legende nicht aus einem Ei ausgebrütet wird, sondern sich in einer an einem faulenden

Treibholz hängenden, so genannten Entenmuschel entwickeln soll, damit sie als ein Seetier gilt und in der Fastenzeit verspeist werden darf.

Obwohl Moritz Trautmann diese absurde und weit hergeholte Lösung, die keine Stütze in dem Räseltext findet, schon 1905 in *Bonner Beiträge zur Anglistik* als zeitlich und fachlich unzutreffend widerlegt und zurückgewiesen hat, wird sie 1985 von Pinsker/Ziegler noch einmal hervorgekramt und „in Ermangelung eines geeigneteren Vorschlags“, wie die beiden Autoren schreiben, als Lösung angegeben, was man als einen Hohn auf die Wissenschaft ansehen kann.

Von dem elften Räsel existieren von den Bearbeitern und Übersetzern mehrere voneinander abweichende Lösungsvorschläge, von denen aber keiner mit den im Räseltext gemachten Aussagen korrespondiert, so dass das elfte Räsel bisher nicht gelöst ist. Den Interpreten, die sich mit dem Räsel beschäftigen, fehlt nicht nur die Naturverbundenheit und Naturbeobachtung, die den Angelsachsen eigen ist, sondern es stehen ihnen auch keine Vergleichsmöglichkeiten in Form von anderen germanischen Räseln zur Verfügung.

In Anlehnung an ein lateinisches Räsel von Aldhelm über die Wasserblase schlägt der Marburger Gelehrte Franz Dietrich 1859 in *Die Räsel des Exeterbuches. Würdigung. Lösung und Herstellung* die Lösung „Seefurche“ vor und versteht darunter die durch die Bewegung eines Schiffes auf beiden Seiten abgedrängte Gischt, die sich hinter dem Heck des Schiffes zu einem Sog vereinigt und das Phänomen des Kielwassers hervorruft, findet aber keine Anerkennung und muss seine Lösung ausdrücklich wieder zurücknehmen.

Wie fast alle Anglisten des 19. Jh. nimmt auch Trautmann an, man müsse das angelsächsische Manuskript in jeder zweiten oder dritten Zeile korrigieren. Mit mehreren unsinnigen Emendationen des Räseltextes konstruiert er die phantastische Lösung „Der Anker“ und publiziert sie 1905 in dem Aufsatz *Alte und neue Antworten auf altenglische Räsel*. Aber trotz der von Trautmann angebotenen Veränderungen des Textes stimmt sein Lösungsvorschlag nicht mit den im Räsel gemachten Angaben überein und kann genau so wenig überzeugen, wie die von anderer Seite in die Diskussion gebrachten unzutreffenden Lösungen.

Zum Räsel selbst

Mit seiner professionellen Verrätselung führt das elfte Räsel des Exeterbuches den Rater von Anfang an auf die falsche Spur. Es beginnt mit dem in der altenglischen Literatur häufig vorkommenden Wörtchen *neb*, das „Schnabel, schnabelförmiger Fortsatz“ oder Ähnliches bedeutet und auch für „Nase,

Gesicht, Antlitz“ verwendet wird, in diesem Rätsel aber nicht das obere Ende bezeichnet, sondern das untere, wie es auch in dem angelsächsischen Rätsel über den Pflug für die spitz zulaufende Pflugschar verwendet wird.

Das altenglische Wort *neb* (in anderen Texten auch *nebb*) hat sich als *Nippel* (deutsch) und *nipple* (englisch) erhalten und bezeichnet heute hauptsächlich ein Rohransatzstück mit Gewinde, wird aber auch in anderen Bedeutungen gebraucht, zum Beispiel im Englischen für die Brustwarze.

Wie *neb* ist auch *nearwe* ein gebräuchliches Wort und bedeutet „Enge, Zwang, Haft oder Käfig“, so dass die erste Halbzeile „*Neb wæs min on nearwe*“ besagt, dass das spitz zulaufende Ende des Rätselgegenstandes sich zwangsweise in einer Enge, Haft oder einem Käfig befindet, was noch nichts zur Lösung beiträgt, sondern vorerst nur Fragen aufwirft, wie es bei dem einleitenden Rahmenelement eines angelsächsischen Rätsels üblich ist.

In der zweiten Hälfte der ersten Zeile beginnt der erste Abschnitt des Kernelements, in dem der Rätselgegenstand die erste Stufe seines Geheimnisses preisgibt mit den Worten:

ond ic neothan wætre
flode under flowen firgen streamum
swithe besuncen ond on sunde awox.
ufan ythum theaht anum getenge
lithendum wuda lice mine

Die deutsche Übersetzung lautet:

Und ich (war) unter Wasser,
von der Flut umflossen, in den Gebirgsströmen
tief versunken, und in der See wuchs ich auf,
von oben mit Wogen bedeckt, eng verbunden einem
wandernden Holz mit meinem Leibe.

„*Neothan wætre, flode under flowen*“, „*ufan ythum theaht*“ sowie „*firgen streamum*“ sind sich steigernde Variationen für ein Gewässer. Da *firgen* ausschließlich in Zusammensetzungen vorkommt und die Bedeutung Berg- oder Wald- hat, handelt es sich bei *firgen streamum* um einen Berg- oder Waldstrom, in dem der Rätselsprecher unter Wasser, von der Flut umflossen, tief versunken, von oben mit Wogen bedeckt auf dem Grund der See aufwuchs. Hinzu kommt, dass sein spitz zulaufendes Ende in einer Enge eingezwängt und er mit seinem Leib einem treibenden Holz eng verbunden ist. „*Lithendum wuda*“ steht im Altenglischen als eine Umschreibung, eine so genannte *Kenning*, für ein hölzernes Schiff oder für einen entsprechenden schwimmenden Behälter, in dem sich der Rätselsprecher aufhält.

Der Hinweis des personifizierten Gegenstandes, dass er im Wasser heranwächst, lässt auf ein den Lebensverhältnissen in einem Gewässer angepasstes Lebewesen mit der Fähigkeit zum Schwimmen schließen, was auch für einen

bestimmten Zeitraum seines Lebens zutrifft. Die Überraschung folgt aber auf dem Fuße im zweiten und dritten Teil des Kernelements, die inhaltlich aufeinander aufbauen und in deutscher Übersetzung wie folgt lauten:

Ich hatte eine lebende Seele (hæfde feorh cwico), als ich aus dem Schutz des Wassers und der Umfassung des Holzes kam (tha ic of fæthmum cwom brimes ond beames), in einem glänzenden Gewand (on blacum hrægl) mit weißen Verzierungen auf meinen Flügeln (sume wæron hwite hyrste mine). Da hob mich die Thermik von der Woge hoch in die Luft und der Wind trug mich weit über die Seehundsbäder.

Das mit der Kenning „Seehundsbäder“ (seolh batho) poetisch umschriebene Gewässer ist eine Variation zu den Gebirgsströmen (firgen streamum). Gebirgsfluss und Seehundsbad stehen im Plural, um die Gültigkeit für alle Gewässer darzustellen, in denen der Sprecher, durch eine Umhüllung geschützt, aufwachsen kann.

Der personifizierte Sprecher weist noch einmal ausdrücklich auf seine lebende Seele hin, als er seinen Aufenthaltsort vom Wasser in die Luft verlegt und schildert dann, wie er jetzt aussieht. Er trägt ein farblich nicht genau definiertes, glänzendes und glitzerndes, mit weißen Mustern verziertes Gewand, das er als hyrste umschreibt, was auch Rüstung bedeutet.

Das Verlassen der beengenden Umhüllung und des Wassers sowie der Wechsel in die Luft besagen, dass der Rätselgegenstand einen grundlegenden Gestaltwandel in Form einer nicht alltäglichen Metamorphose vollzogen und die Fähigkeit zum Schwimmen gegen die Fähigkeit zum Fliegen vertauscht hat, also von einem Wasser- zu einem Flügeltier geworden ist. Damit ist das Rätsel grundsätzlich gelöst. Für diejenigen, die den Rätselgegenstand nicht kennen, füge ich noch einige Worte hinzu.

In dem abschließenden Rahmenelement (letzte Halbzeile) stellt der Sprecher mit saga hwæt ic hatte (sage wie ich heiße?) die Frage nach seiner eigenen Identität. Es ist allerdings kein leichtes Unterfangen, den Namen herauszufinden, mit dem das verrätselte Lebewesen bezeichnet wird, denn der Rätselgegenstand ist, trotz seines hohen erdgeschichtlichen Alters und seiner Artenvielfalt, kaum bekannt, heute nicht und wohl auch früher nicht.

Die angelsächsischen Sänger, die normalerweise ihrem Publikum ihre Heldenlieder, wie das über dreitausend Stabreimzeilen umfassende Beowulfepos, vortragen, komponieren das Genre der Rätsel in erster Linie, um ihren Wissensvorsprung gegenüber ihren Zeitgenossen zu demonstrieren. Für ihre Rätsel suchen sie sich ausgefallene Themen und Motive aus, beispielsweise neu erfundene Gebrauchsgegenstände, nicht alltägliche Materialien und vor allem außergewöhnliche Vorgänge in der Natur, die sie meisterhaft verschlüsseln, um die Rater in die Irre zu führen, damit die Lösung nicht gefunden wird.

Das in vorchristlicher Zeit entstandene elfte Rätsel des Exeterbuches beinhaltet ein hochinteressantes naturwissenschaftliches Phänomen und ist seiner Zeit um Jahrhunderte voraus, wie wir sehen werden. Man muss es als ein Zusammenspiel glücklicher Umstände ansehen, dass es überhaupt erhalten geblieben und überliefert worden ist.

Die Lösung des elften Rätsels des Exeterbuches

Alle Rätsel in der angelsächsischen Landessprache sind ohne eine Lösung überliefert, etwa die Hälfte ist in der Ichform konzipiert. Auch im elften Rätsel legt der unbekanntes Rätselsteller den Wortlaut des Rätsels einem personifizierten Erzähler in den Mund. Nach angelsächsischer Manier beschreibt der Sprecher nur eine bestimmte Epoche seines Lebens. Ohne etwas zu erklären oder zu erläutern, steigt er unmittelbar in den Ablauf des Geschehens ein. Er sagt nicht, was vorher war und erzählt auch am Ende nicht, was später sein wird.

Das einleitende Rahmenelement ist kurz und prägnant. Es erweckt die Neugier des Raters, wirft Fragen auf, gibt aber keine Antworten darauf. Es wird nichts über die Identität des Rätselgegenstandes gesagt, nicht erklärt, welche Zusammenhänge bestehen, was man sich unter dem in einer Enge befindlichen neb vorstellen darf und so weiter. Das alles muss durch die Lösung beantwortet werden.

Im ersten Teil des Kernelements erfahren wir, dass der Gegenstand im Wasser, tief in den Wellen versunken, von der Flut umspült, aufwächst. Aber er kann sich nicht wie ein Fisch frei bewegen, sondern nur eng umklammert von einem schwimmenden Holz. Im zweiten Abschnitt des Kernelements weist der Sprecher noch einmal ausdrücklich darauf hin, dass er der belebten Natur angehört, also mit einer lebenden Seele seinen Lebensraum im Wasser verlässt, sich aus der Umklammerung des ihm anhängenden Holzes befreit, der Wind ihn von der Woge aufhebt und hin und her über das Gewässer trägt, das mit der Metapher „Seehundsbaden“ verschlüsselt wird, wobei zu beachten ist, dass sich Seehunde nicht nur an der Küste tummeln, sondern – nach Jan und Felix Jiri Triska – in Flüssen, zum Beispiel in der Elbe, schon bis zu 700 Kilometer landeinwärts geschwommen sein sollen. Wie in angelsächsischen Rätseln üblich, endet die Erzählung genau so abrupt, wie sie beginnt.

Ich darf zusammenfassen: Gesucht wird ein Lebewesen, das mit seinem spitz zulaufenden, mit neb verschlüsselten Körperteil eng festgeklemmt, tief versunken, von Wasser umflossen und von oben mit Wogen bedeckt, in einem Gewässer lebt. Wenn dieses belebte Wesen die Flut verlässt und an die Oberfläche gelangt, befreit es sich aus der Umklammerung, ist flugfähig und federleicht, so dass es vom Wind weggetragen werden kann.

Die Beschreibung des verrätselten Objekts trifft in allen Einzelheiten auf die zwischen fünf- und sechstausend Arten umfassende Ordnung der Trichoptera oder Köcherfliegen zu. Sie werden wissenschaftlich einerseits zu einer Verwandtschaftsgruppe mit den Schmetterlingen zusammengefasst und stehen andererseits den Ordnungen der Flöhe, Schnabelfliegen und Zweiflügler nahe.

Aus fossilen Funden schließt die Wissenschaft, dass es Trichoptera schon seit zweihundertfünzig Millionen Jahren, seit dem Perm auf der Erde gibt. Zum Überleben mussten sie sich im Laufe dieser langen Zeit durch Mutations sprünge und andere Eingliederungstechniken den gegebenen Lebens- und Umweltbedingungen anpassen und Strategien zur Sicherung und Erhaltung entwickeln, was zu der Vielfalt der Arten mit verschiedenen Eigenschaften und Merkmalen geführt hat.

Von den fünfundzwanzig Familien der Ordnung Trichoptera ist die Familie der Limnophilidae die am häufigsten vorkommende und weltweit am weitesten verbreitete. Sie umfasst 26 Gattungen, von denen die Gattung *Limnophilus* 28 Arten aufweist. Die Hauptart ist *Limnophilum rhombicum*, die raufenförmige Köcherjungfer.

Die Charakteristik dieser Familie ist die raupenförmige Larve mit dem unterschiedlich geformten, röhrenförmigen Köcher, der aber niemals ausschließlich aus Sekretsubstanz besteht, sondern immer mit Halm-, Holz-, Rindenstückchen, Steinchen oder Ähnlichem verstärkt wird.

Etwa 280 verschiedene Arten von Köcherfliegen gibt es in Mittel- und Nordeuropa einschließlich Großbritannien und Deutschland. Trotz universeller Verbreitung, außergewöhnlichem Artenreichtum, häufigem Vorkommen mit Massenauftritt, ist ihr Bekanntheitsgrad gering.

Die Köcherfliegen sind nachtaktive Insekten mit zwei Paar häutigen Flügeln, die samt ihrem Körper mit borstenartigen Schuppen (im Rätsel als Hyrste bezeichnet, was auch Rüstung bedeutet) bedeckt sind. Die graue, schwarze oder braune Färbung der Flügel ist mit hellen Punkten oder Zeichnungen verziert. In Ruhestellung werden die breiteren Hinterflügel fächerartig gefaltet und von den gemusterten Vorderflügeln bedeckt.

Die federleichten Insekten können nicht gegen den Wind ankämpfen, sondern werden, wie es im Rätsel heißt, weit hinweg getragen. Sie sind jedoch darauf angewiesen, in der Nähe ihres Ursprungs- oder eines Nachbargewässers zu bleiben, um dort ihre Eier abzulegen. Als eine Überlebensstrategie verzichten sie während des Tages auf Blütenbesuche und Nahrungsaufnahme und verlegen ihre Aktivitäten in die windstille oder windärmere Zeit nach dem Sonnenuntergang, was mit dazu beiträgt, dass sie wenig bekannt sind.

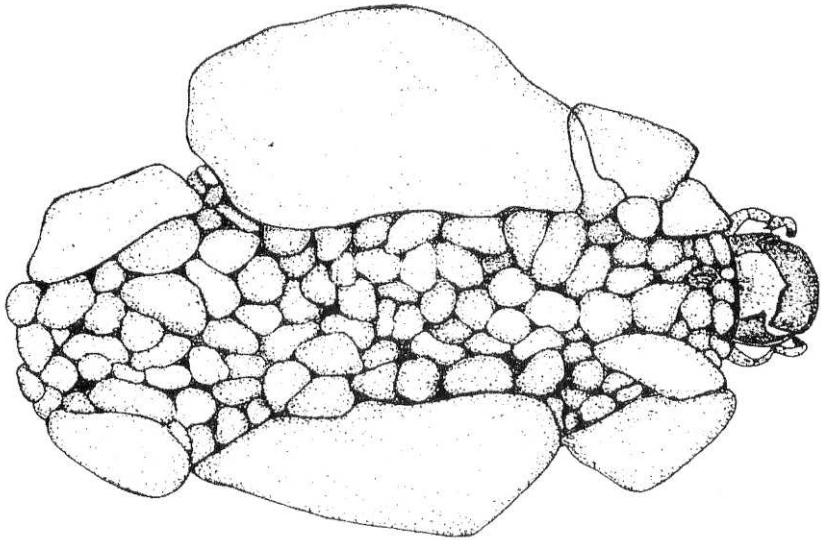
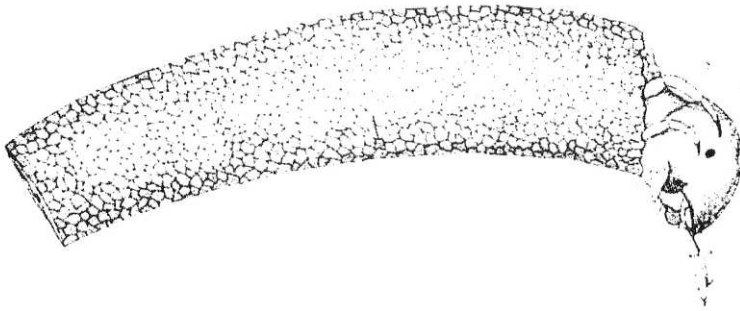
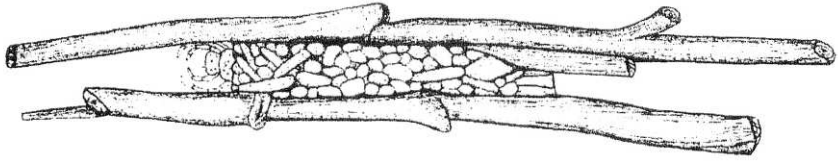
Tagsüber verstecken sich die lichtscheuen, schmetterlingsähnlichen Köcherfliegen in Schlupfwinkeln zwischen Pflanzen und Gesträuch und beginnen erst bei Anbruch der Dämmerung, wenn sich der Wind legt, unbe-

helfen umherzuflattern. Dabei glitzern, leuchten und blinken die jetzt sichtbar werdenden, meist etwas heller gefärbten Hinterflügel im spärlichen Abendlicht, so dass die ganze Palette der in blac enthaltenen Farben und Eigenschaften auf diese Insekten zutrifft. Das Insekt hat einen Zyklus von einem Jahr, von dem es nur wenige Tage in der Luft, aber mehr als elf Monate im Wasser verbringt. Die Lebensweise der aquatischen Larven oder Raupen ist gut erforscht und trifft hundertprozentig auf die im Rätsel gemachten Angaben zu.

Nach der Paarung der Köcherfliegen, die im Flatterflug über den Flüssen, Bächen, Seen, Teichen oder Weihern erfolgt, in denen die entsprechende Art heimisch ist, werfen die weiblichen Insekten ihre Laichkugeln beim Überfliegen aus geringer Höhe einfach in das zukünftige Wohngewässer ihrer Larven ab, kitten sie an Steine und Pflanzen im Wasser oder befestigen sie an sich in Ufernähe über das Wasser neigenden Blättern, Gräsern und Ästen, von denen sie ins Wasser hinabfallen.

Die Köcherfliege, auch Köcherjungfer, Schmetterlingshafte, Kärder, Sprock(e), Sprockwurm, Frühlingsfliege, Wassermotte, Falt-, Pelz- Netzflügler oder Hülsenwurm genannt, hat ihren Namen von dem so genannten Köcher, einer selbst gefertigten, transportablen Wohnröhre, die sie während ihres Larven- und Puppenstadiums im Wasser ständig bewohnt, mit sich herumträgt und niemals freiwillig verlässt. Bei Gefahr zieht sie sich ganz in den Köcher zurück und liegt dann wie ein von einem dünnen Zweig abgebrochenes, kleines Holzstückchen regungslos auf dem Boden des Gewässers. Man findet sie häufig in Gebirgsbächen, wo sie sich gruppenweise in einer kleinen Mulde unter Steinen versteckt und Schutz sucht, um nicht weggeschwemmt zu werden.

Im Wasser erstarrt die Gallerte um die Laichkugeln zu einer festen Hülle, die den Laich vor Fressfeinden schützt, bis die Larven sich voll entwickelt haben. Sofort nach dem Ausschlüpfen verspinnt die Larve das aus einer Labialdrüse auf der Unterlippe der verhärteten Kopfkapsel austretende Seidensekret mit einem Teil der Gallerte des Eigeleges zu einem elastischen Faden, aus dem sie mit ihren Mundwerkzeugen und Vorderbeinen um sich herum den röhrenförmigen Köcher baut, den sie außen mit Materialien belegt, die sie in ihrer Umgebung vorfindet, beispielsweise Schilf- oder Zweigstückchen, Teile grüner und welker Blätter, Fichtennadeln, Grashalme, Samenkörner, Reste von leeren Schneckenhäusern oder Muschelschalen, Sandkörnchen und was sonst noch erreichbar ist. Entsprechend dem Wachstum der Larve muss der Köcher ständig erweitert werden. Er wird stets vorne angebaut, während der hintere, zu eng gewordene Teil von selbst abbricht oder von dem Insekt abgebissen wird, das sich in seinem Gehäuse auch umdrehen kann und darin sogar seine fünf bis sechs Häutungen vornimmt.



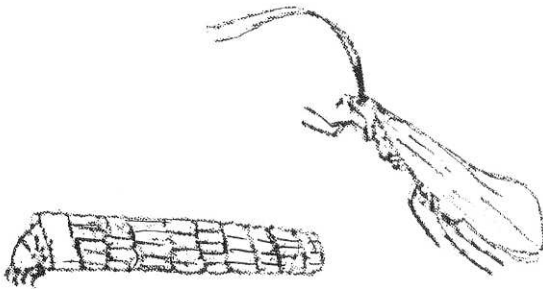
Je nach Art baut sich die Köcherfliegenlarve ihren Köcher aus Steinchen oder Hölzchen unterschiedlicher Größe [flusnetz]

Die verwendeten Bestandteile für den Köcherbau werden nicht oder nur teilweise artenspezifisch ausgesucht, sondern es werden bei Eignung auch zufällig bereit gestellte, ursprünglich nicht im Gewässer vorhandene Baustoffe von den Insekten angenommen und verarbeitet, was durch wissenschaftliche Versuche belegt ist. Dagegen ist der an den Lebensraum angepasste Baustil des Köchers bei den Vertretern einer Art immer gleich.

Alle raupenförmigen Köcherfliegenlarven sind Pflanzenfresser und ernähren sich von im Wasser schwimmenden Schwebeteilchen und Algen. Zur Fortbewegung und Nahrungsaufnahme kommt das aquatische Insekt mit dem Kopf und den drei Beinpaaren aus dem Köcher heraus, während der im Rätsel mit *neb* bezeichnete weiche, empfindliche Hinterleib mit den schlauchartigen, aus Tracheenkiemen bestehenden Atmungsorganen von dem Köcher fest umschlossen in der Enge bleibt, wie im Rätsel beschrieben. Das hintere Körperende der Larve hat zudem zwei bekrallte Fortsätze, mit denen sie sich auf einer Unterlage festhaken kann; der feste Kontakt mit dem Köcher gibt ihr Halt und bewahrt sie vor dem Herausfallen.

Nach dem Abschluss der Fress- und Wachstumsphase baut die Raupe den Köcher zu einer Wohnröhre um und verpuppt sich. Durch dorsoventrale Wellenbewegungen des Abdomens pumpt sie einen Atemwasserstrom durch die Wohnhöhle, damit sie auch als Puppe mit Tracheenkiemen atmen kann.

Im Frühsommer hat sich die Köcherfliegenlarve im Puppenkokon zum geschlechtsreifen und flugfähigen Insekt gewandelt, und es ist an der Zeit, den Lebensraum im Wasser zu verlassen. Beim Schlüpfen beißen die Insekten mit dem gekreuzten Unterkiefer den Köcher auf, um sich aus der Umhüllung zu befreien und schwimmen mit den als Ruder wirkenden Hinterbeinen an die Wasseroberfläche oder klettern an Wasserpflanzen hoch. Die voll entwickelten Imagines haben nur eine kurze Lebensdauer. Innerhalb von wenigen Tagen erfolgen Begattung und Eiablage. Damit ist die Flugphase der Köcherfliegen im Kreislauf der Holometabolie, einer besonderen Art der Umwandlung oder Metamorphose, beendet. Sie nehmen keine Nahrung mehr auf und gehen zugrunde.



Köcherfliege [*nieme*]

Der angelsächsische Name der Köcherfliege

Wenn die Frage: „Sage, wie ich heiße?“ (Saga hwæt ic hatte?) in dem abschließenden Rahmenelement nicht nur eine Floskel darstellt, sondern ernst gemeint ist, muss der Name der Köcherfliege den Angelsachsen bekannt gewesen sein, und das ist auch tatsächlich der Fall. Der angelsächsische Name der Köcherfliegenlarve ist im altenglischen Wortschatz mehrfach überliefert, wird aber bisher weder in seiner richtigen Bedeutung erfasst, noch als die Lösung des elften Exeterrätsels erkannt. Was die Altenglischforscher von Franz Dietrich, 1859, bis zu Pinsker/Ziegler mit ihren missglückten Ausführungen, 1985, aus dem Rätsel gemacht haben und ihre vergeblichen Bemühungen, eine passende Lösung für das Rätsel zu finden, habe ich oben geschildert.

Die Köcherfliegenlarve wird von den Angelsachsen hylle hama oder hilhama genannt, was mit „zu Hause in der Hülse“ übersetzt werden muss und das Insekt treffend beschreibt (in Englisch caddy oder caddy fly, also die Behälterfliege, ähnlich wie im Deutschen). In den angelsächsischen Wörterbüchern wird hylle hama oder hilhama aber seit Jahr und Tag mit den inkorrekten Analogien „Grille, Heuschrecke, Zikade“ angegeben, was völlig unzutreffend und unsinnig ist, weil keines dieser Insekten auch nur eine Sekunde im Wasser verbringt oder in einer Hülse lebt, wie im Rätsel beschrieben. Die Unfähigkeit der modernen Literaturwissenschaft, den Namen und die Lösung zu finden, liegt zum einen an der professionellen Verschlüsselung der Dichtung und zum anderen an dem Umstand, dass die Altanglisten die Köcherfliegenlarve und die Zoologen das Rätsel nicht kennen.

Nachwort

Das in vorchristlicher Zeit komponierte und an der elften Stelle im Exeterbuch überlieferte Rätsel ist die älteste Quelle über die Köcherfliegen und ihre Holometabolie, der Metamorphose einer aus einem Ei geschlüpften, im Wasser lebenden Larve über den Puppenkokon zu einem fortpflanzungsfähigen, flugtauglichen, schmetterlingsartigen Insekt.

Das Rätsel zeugt von der ausgeprägten Kenntnis der Angelsachsen über das Werden und Vergehen in der Natur und bestätigt, dass dem unbekanntem altenglischen Sänger schon in der ersten Hälfte des ersten Millenniums der Entwicklungsgang bekannt ist, dass alles Leben aus dem Ei kommt: Omne vivum ex ovo. Diese Kenntnis geht in der Völkerwanderung und der anschließenden Christianisierung verloren und muss nach einem Zeitsprung von fast tausend Jahren neu entdeckt und formuliert werden.

Im christlichen Mittelalter lehnen es die Menschen ab, selbst zu forschen, um zu neuen Erkenntnissen zu gelangen und nehmen die zufällig aus der

Erfahrung und Naturbeobachtung gewonnenen Einsichten nicht zur Kenntnis. Es ist das Bestreben der Klosterschulen die überlieferten theologischen und wissenschaftlichen Inhalte zu systematisieren, zu begreifen und letztendlich zu beweisen. Mit dieser Einstellung werden die auf Aristoteles und andere lateinische Schriftsteller der Antike zurückgehenden lücken- und fehlerhaften Lehren bewahrt und fortgeschrieben.

Erst zum Ausgang des Mittelalters, nachdem mit der Erfindung des Buchdrucks die Möglichkeit geschaffen wird, Bücher in beliebiger Menge herzustellen und deren Inhalt einem größeren Leserkreis zugänglich zu machen, kann die Naturwissenschaft an die Kenntnisse der Angelsachsen anknüpfen und neue Forschungsergebnisse an die Öffentlichkeit bringen. Es dauert aber noch Jahrzehnte, oft sogar Jahrhunderte, bis alle verbreiteten Irrtümer getilgt sind.

Mutige Männer und Frauen stellen sich der Inquisition, riskieren sogar Kirchenbann und Exkommunikation und wagen es, ihre revolutionären, aber zutreffenden Erkenntnisse auszusprechen, wie der Astrophysiker Galileo Galilei, dessen Rehabilitation bis 1992 auf sich warten ließ, obwohl seine Lehre seit Jahrhunderten anerkannt und bewiesen ist. Erst vor wenigen Jahrzehnten wird er posthum von der Kirche vom Makel und Vorwurf der Ketzerei freigesprochen.

Auch Maria Sibylla Merian hat im siebzehnten Jahrhundert große Schwierigkeiten, ihren Zeitgenossen die von ihr beobachtete und zeichnerisch dargestellte Metamorphose der Insekten, die vollständige Umwandlung aus einer hässlichen Raupe in einen wundervollen Schmetterling, glaubhaft zu machen.

Das von dem angelsächsischen Sänger in Rätselform mitgeteilte Wissen über die Umwandlung der Köcherfliege aus dem Laich über die raupenförmige Made und die Puppe zum Imago wird erst nach rund tausend Jahren von dem Engländer William Harvey (1568–1656) mit der Etablierung seiner Theorie „omne animal ex ovo“ (jedes Tier entsteht aus dem Ei) wieder entdeckt und löst allmählich die im Mittelalter herrschende Theorie der *Generatio aequivoca* oder *spontanea* der Scholastiker über die Urzeugung ab.

Literaturverzeichnis

- Bosworth, Joseph / Toller, T. Northcote (1921): *An Anglo-Saxon Dictionary*, Oxford
Clark Hall, John R. (*1969): *A Concise Anglo-Saxon Dictionary with a Supplement* by
Herbert D. Meritt, Cambridge
Dietrich, Franz (1859): Die Rätsel des Exeterbuches, Würdigung, Lösung und Herstellung, in *Zeitschrift für deutsches Altertum*, XI
Engelhardt, Wolfgang / Marxmüller, Hermann (1959): *Was lebt in Tümpel, Bach und Weiher? Eine Einführung in die Lehre vom Leben der Binnengewässer*, Stuttgart
flussnetz = http://www.flussnetzwerke.nrw.de/uebungen/images/sericostoma_sp.jpg

- Grein, Christian W. Michael (1859): *Dichtungen der Angelsachsen stabreimend übersetzt*, Band II, Göttingen
- (1883): *Kleines Angelsächsisches Wörterbuch*, bearbeitet von Fr. Grochopp nach Grein's *Sprachschatz der Angelsächsischen Dichter*, Kassel
- Laszlo, Renate (2011): Der angelsächsische Codex Exoniensis; in *Zeitensprünge* 23 (3) 681-698
- Merian, Maria Sybilla (o. J.): *Die Reise nach Surinam 1699*, Geleitwort von Friedrich Schnack, Stuttgart
- Meyers Konversations-Lexikon* (¹1894 und neuere Ausgaben), Leipzig · Wien
nieme = <http://www.nieme.de/hp/pages/warum/img/2Bachtier.jpg>
- Online-Veröffentlichung der Universität Amherst in Massachusetts (2004): *German Scholarship on Old English Riddles*, Welcome to Michaela's Homepage
- Pinsker, Hans / Ziegler, Waldtraud (1985): *Die altenglischen Rätsel des Exeterbuches*, Text mit deutscher Übersetzung und Kommentar, Heidelberg
- Schnetzler, Michaela (2003): *German Scholarship on Old English Riddles*, Welcome to Michaela's Homepage
- Siewing, Rolf (Hrsg., ³1985): *Lehrbuch der Zoologie*, Band II, Stuttgart · New York
- Sweet, Henry (1897): *The Student's Dictionary of Anglo-Saxon*, Oxford
- Trautmann, Moritz (1895): Die Auflösungen der Altenglischen Rätsel, *Anglia Beiblatt*, V
- (1905): Alte und Neue Antworten auf Altenglische Rätsel, *Bonner Beiträge zur Anglistik*, XIX, 167-215
- Triska, Jan / Jiri, Felix (¹1976, neu bearbeitete Auflage 1983): *Pflanzen und Tiere Europas*, Prag
- Zandt-Cortelyou, John, van (1906): Die altenglischen Namen der Insekten, Spinnen und Krustentiere, *Anglistische Forschungen*, XIX, Heidelberg

Renate Laszlo M. A., 56462 Höhn, Postfach 1

Electric Universe Conference 2012

The Human Story

Andreas Otte

Einleitung

Die hier vorgestellte Konferenz, als erste von in Zukunft jährlich stattfindenden Konferenzen deklariert, wurde vom 6.1.–9.1.2012 in Las Vegas ausgerichtet. Ähnlich wie beim *Zeitensprünge*-Jahrestreffen 2005 in Zürich war auch hier der Veranstaltungsort, das *Rio Casino* an der West Flamingo Road (also nicht mal direkt am „Strip“) jenseits aller Grenzen. Das betraf einerseits den unverhältnismäßigen Aufwand für Kost und Logis des Konferenzhotels, andererseits auch die weiten Wege innerhalb des Casinos bzw. des zugehörigen Kongresszentrums. Selbst die einfachste Versorgung mit Kaffee gedieh zu einem Kilometer-Marsch, der mit Sicherheit zum Verpassen des nächsten Vortragens führte. Immerhin gab es im Vortragsraum gekühltes Wasser.

Die Idee zu dieser EU-Konferenz wurde erst während der 18. NPA-Konferenz [Otte 2011] im Juli 2011 geboren, insofern ist die Organisationsleistung sehr zu schätzen. Dem Team um Kathleen LUKE, Kim GIFFORD und Susan SCHIROTT ist es zu verdanken, dass die Veranstaltung trotz der oben genannten teilweise wenig animierenden Bedingungen insgesamt als Erfolg verbucht werden kann. 180 Teilnehmer fanden für die Tagung ihren Weg nach Las Vegas, darunter auch die Schauspielerin Sean Young.

Vorspiel

Die Veranstaltung begann bereits am Freitag Morgen (6.1.) mit einer Pressekonferenz, bei der vor allem eines fehlte: die Presse. Nur kurz wurde ein Fernsteam gesichtet, jedoch konnte gerade zu diesem Zeitpunkt nichts photographisch bereitgestellt werden, so dass man nach wenigen Minuten vermutlich unverrichteter Dinge wieder abzog. Themen und Protagonisten wurden den bereits zu diesem Zeitpunkt anwesenden Konferenzteilnehmern vorgestellt. Dann war erst einmal Pause, im Hintergrund wurden offenbar interne Video-Interviews aufgezeichnet. Gegen Mittag konnte man sich endlich für die Konferenz offiziell registrieren. Jedem Teilnehmer wurde eine schwarze Kunststoffmappe mit den Unterlagen ausgehändigt sowie das unvermeidliche gedruckte „Nametag“, ohne welches das Casino-Personal kompromisslos den Eintritt verwehrte.

Um 17:30 traf man sich zunächst gesellig im Vorraum, ab 19:00 brachten, moderiert von William MULLEN, einige der Protagonisten, nämlich Wallace

THORNHILL, Dr. Donald E. SCOTT, Greg VOLK und Dr. Jerry POLLACK Kurzversionen ihrer Vorträge der nächsten Tage dar. Das Ganze lief unter dem Titel *Meet the Vanguard of the Electric Universe*: „Treffen Sie die Speerspitze des Elektrischen Universums“. Den Abschluss des Abends bildete David TALBOTT mit seiner „Keynote“: *Seeking the Third Story*. Damit ist eine Synthese der ersten Geschichte (Mythen/Religion) mit der zweiten Geschichte (Wissenschaft) gemeint. Es handelt sich um seine auf dem „Elektrischen Universum“ aufbauende Saturn-These, die schon in den *Zeitensprüngen* kurz vorgestellt wurde [Otte 2009, 25-30].

Hauptprogramm

Das Hauptvortragsprogramm, auf Samstag und Sonntag (7.1.–8.1) verteilt, lässt sich grob in vier Bereiche gliedern:

1. Ein neues Bild des Universums
2. Die elektrische Sonne
3. Die Elektrizität des Lebens
4. Die menschliche Geschichte

Zur Auflockerung waren kleine fünfminütige Beiträge von Michael ARMSTRONG (Leiter des EU-Buchshops) und Mel ACHESON (Astronom) zwischen den Hauptreferaten eingestreut. Während Armstrongs Beiträge (*Three Things you need to know*) nicht besonders anregten, waren Achesons vier Texte (*On Knowing and Pretending to Know*) amüsant, pointiert, voller Sprachwitz und durchaus nachdenkenswert. Alle Vorträge der Konferenz wurden wahlweise von A.P. DAVID oder von William MULLEN amodert, die beide ihre überragende klassische Bildung zum Wohle der Veranstaltung einsetzen konnten.

Ein neues Bild des Universums

Bei den beiden Referaten von Wallace THORNHILL *Returning Science to Real Physics* und *Comets, Meteors, and Asteroids* fiel auf, dass es sich größtenteils um eine Umsortierung bereits auf der NPA-Konferenz gezeigter Powerpoint-Folien handelte. Richtig Neues fehlt vom ihm bereits seit einigen Jahren. Immerhin wurde noch einmal deutlich, dass Impakte im „Elektrischen Universum“ nur dann passieren, wenn die sich nähernden Objekte in etwa das gleiche elektrische Potential aufweisen. Ansonsten wird der Ausgleich des Potentials das kleinere Objekt zumeist zerstören, was nicht besagt, dass der Potentialausgleich nicht auch katastrophale Auswirkungen auf das größere Objekt hat.

Auch Charles W. LUCAS (*It is an Electric Universe After All*) und Ed DOWDYE (*The Failed Attempts to Detect Macro Lensing*) wiederholten im Wesentlichen ihre NPA-Beiträge [Otte 2011, 497-498], das bot für den Teilneh-

mer der letztjährigen Konferenz die Gelegenheit, den langen Weg für einen Kaffee anzutreten, ohne Neues zu verpassen. LUCAS wie auch DOWDYE erfüllten in ihren Präsentationen spielend das Quantum an Formeln für das gesamte Treffen. DOWDYE tat sich besonders dadurch hervor, dass er zu fast jedem Vortrag Anmerkungen innerhalb der nachfolgenden Frageminuten hatte, wobei es ihm gelang, gleichgültig ob es zum Thema passte, fast jedes Mal die sogenannte Shapiro-Verzögerung [Otte 2011, 498] zu erwähnen.

Stephen SMITH zeigte ein einstündiges 3D-Video von Oberflächenfeatures des Planeten Mars. Hierzu wurden 3D-Brillen an die Zuschauer ausgeteilt. Die teilweise bizarren Strukturen laden zum Nachdenken über die geologischen Prozesse ein, die diese Landschaften geformt haben können. Der amerikanische Südwesten liefert hierbei den direkten Vergleich mit der Marsoberfläche. Wind und Wasser kommen für die jüngste Oberfläche des Mars als formende Kräfte kaum in Frage, eher wohl elektromagnetische Kräfte. Aber es wäre eine verfehlt aktualistische Annahme, würde man dieses für die gesamte Historie des Mars behaupten. Derzeit ist eine „Geologie des Elektrischen Universums“ im Entstehen begriffen, die den Werkzeugkasten der traditionellen Geologie beträchtlich erweitern wird. Michael STEINBACHER [Otte 2011, 498-502] beschäftigt sich seit mehreren Jahren mit diesem Thema. Die Tage vor und nach der Konferenz wurden für mehrere Exkursionen in der näheren Umgebung genutzt, über die zu einem späteren Zeitpunkt zu berichten sein wird.

Dwardu CARDONA informierte über *Invading Cosmic Bodies*. Gemeint waren nicht etwa Asteroiden oder Ähnliches, sondern braune Zwergsonnen und herrenlose Planeten im Leerraum zwischen den Sonnensystemen. In letzter Zeit wird vermehrt über diese Objekte in den Medien berichtet. Die spannende Frage ist, was passiert, wenn ein solches Objekt in unser Sonnensystem eindringt. Cardona vertritt gemeinsam mit David TALBOTT und EV COCHRANE die Ansicht, dass etwas Derartiges mindestens einmal passiert ist und *wir* dabei die Eindringlinge gewesen sind: Der braune Zwergstern Saturn mit seinen Planeten, darunter die Erde, drang nach ihren Überlegungen vor ca. 10.000–12.000 Jahren in das System der Sonne ein und wurde unter vorwiegender Einwirkung elektrischer Kräfte eingefangen. Die Zwergsonne Saturn wurde im elektrischen Feld der Sonne zu einem Gasriesen, seine Planeten, darunter Venus, Erde und Mars, zum Teil aus ihren Umlaufbahnen gerissen und in Bahnen um die neue Sonne versetzt.

James T. RYDER, seit kurzem im Ruhestand befindlicher Vizepräsident von *Lockheed Martin Space Systems*, berichtete von den überraschenden Ergebnissen der IBEX-Mission (Interstellar Boundary Explorer). IBEX hatte und hat die Aufgabe, die Grenzen des Sonnensystems zu untersuchen. Im Gegensatz zu den Voyager-Sonden beobachtet IBEX jedoch die Grenze der

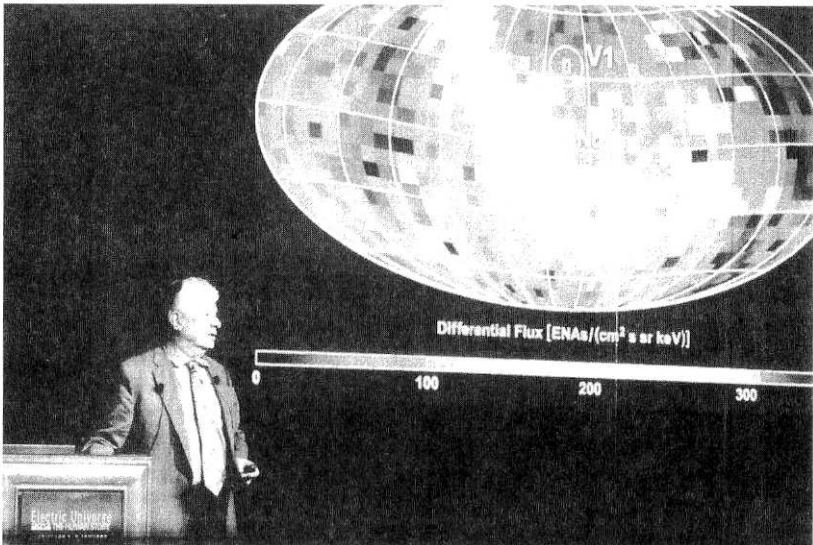
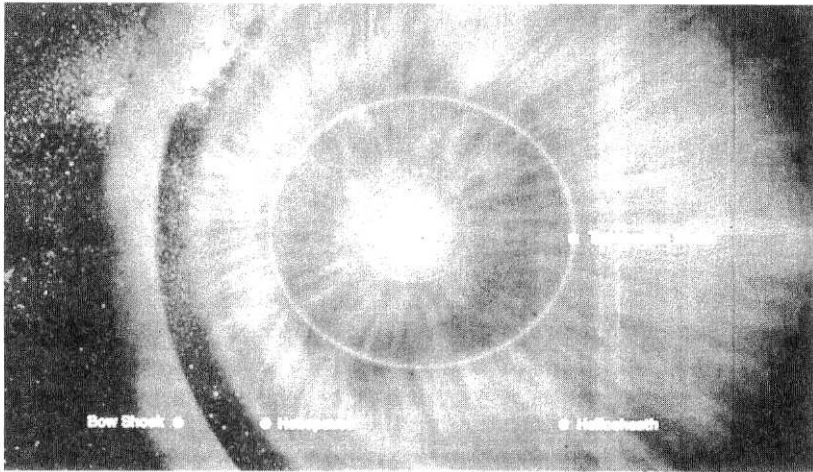


Abb. 1: Künstlerische Vorstellung der Heliosphäre [ibex]

Abb. 2: James T. Ryder bespricht die IBEX Ergebnisse [Photo: Michael Steinbacher]

Heliosphäre aus der Ferne. Die IBEX-Mission war unter anderen deswegen für die Forscher so interessant, weil die Voyager-Sonden nicht die erwarteten Ergebnisse lieferten. Übrigens, so eine Aussage von Ryder, erbrachte keine der Raumfahrtmissionen der letzten 30 Jahre die Ergebnisse, die man ursprünglich erwartet hatte. Gemäß der traditionellen Ideen hatte man die Vorstellung von einer Blase um das Sonnensystem (Abb. 1), deren Grenzen der Bereich darstellt, wo der Sonnenwind auf das interstellare Medium trifft.

Die Messergebnisse von Voyager 2 ließen bereits auf eine „Deformation“ der Heliosphäre schließen [Nasa]. Die Aufgabe der IBEX-Mission war und ist es, energetisch neutrale Atome (ENA) zu vermessen, die von dieser Grenzregion in das Sonnensystem strömen sollen. Das Ergebnis überraschte alle (Abb. 2). Die Messungen zeigen ein gewundenes Band von ENAs. Es zeigt auch, warum die Voyager-Sonden (V1 und V2 in Abb. 2) nicht die erwartete Hülle sahen. Das beobachtete Band passt stattdessen wesentlich besser zu den Thesen des „Elektrischen Universums“ über den galaktischen Stromkreis (Abb. 3) [Thornhill].

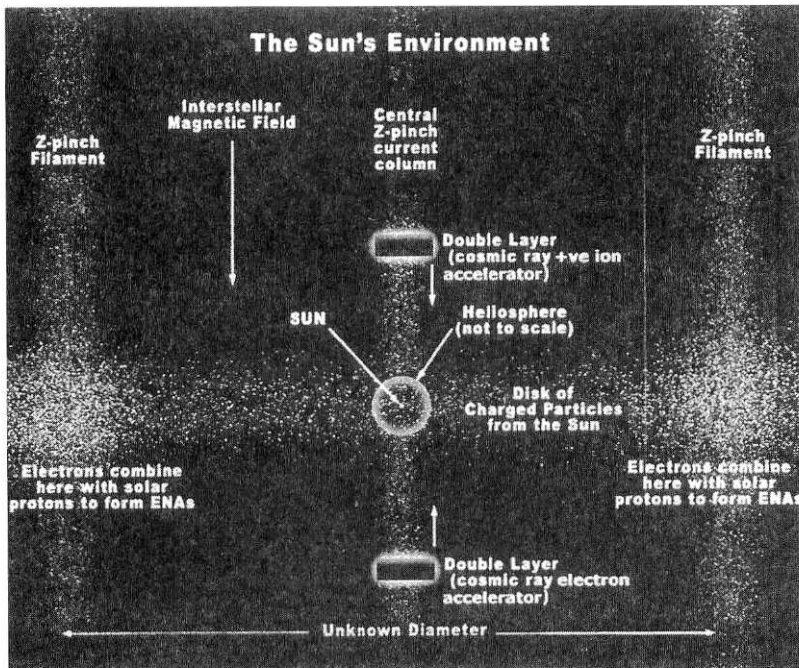


Abb. 3: Die elektrische Umgebung der Sonne [Thornhill]

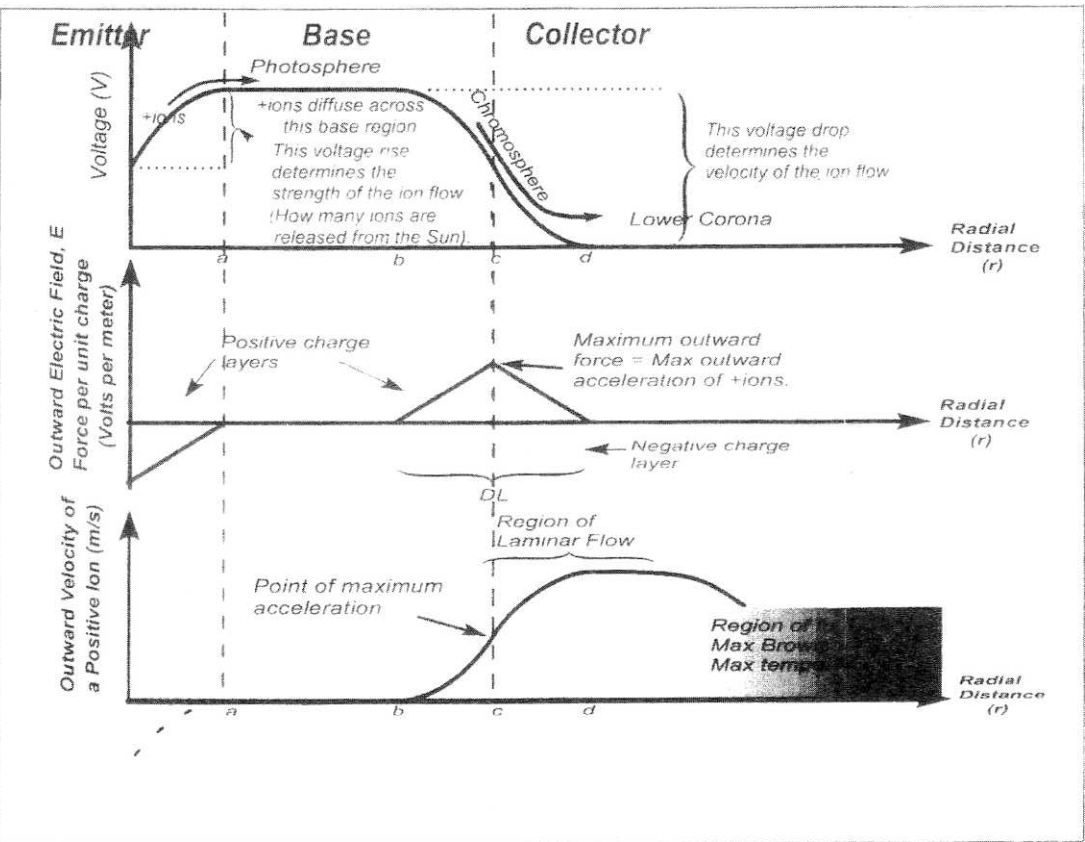


Abb. 4: Spannung, elektrische Feldstärke und Geschwindigkeit als Funktion des Abstands positiver Ionen zur Sonne. Das schwarze Feld ist beschriftet mit: „Region of turbulence, Max Brownian motion, Max temperature“ [Scott, 6].

Die elektrische Sonne

Prof. Don SCOTTS Beitrag *Reasons for Variations in the Solar Wind Discovered* brachte älteres Material über den Regelmechanismus der Sonne analog eines PNP-Transistors [Otte 2008b, 762] in neu aufbereitete Form. Eine bemerkenswerte Begriffsänderung war hierbei die „Elektronische Sonne“ gegenüber dem bisher verwendeten Begriff „Elektrische Sonne“. Das Modell der „Elektrischen Sonne“ wurde ab 1972 von Ralph JUERGENS eingeführt, SCOTTS Überlegungen erweitern das Modell um aktiv regelnde Bauelemente (Abb. 4). Dieser Regelmechanismus ist die bisher einzige vorgebrachte Erklärung für Änderungen des Sonnenwindes bis hin zu seinem bereits beobachteten kompletten Erliegen. Die Analogie der Betrachtung der Sonne als PNP-Transistor liegt in der Erkenntnis, dass in diesem Modell der Körper der Sonne als Emitter fungiert. Die Photosphäre stellt die Basis da, während die untere Korona die Rolle des Kollektors übernimmt.

Interessanter war da Montgomery CHILDS Vorschlag [Childs] für eine experimentelle Bestätigung der These von der elektrischen Sonne. Aufgrund seiner beruflichen Tätigkeit basieren seine Überlegungen hierzu auf der sogenannten ‘Statistischen Versuchsplanung’ (Design of Experiments) [Wikipedia]. Diese Methode wird üblicherweise genutzt, um Produktionsprozesse mit zu hohen Ausschussraten, d.h. mit Qualitätsproblemen unter Kontrolle zu bringen, indem die bestimmenden Faktoren des Prozesses identifiziert und quantifiziert werden. Mit der Statistischen Versuchsplanung (Childs verwendet die Variante nach Taguchi) wird der Prozess mathematisch quantifiziert und ein Gleichungsmodell entwickelt, das den Prozess vorhersagen soll. Das Verfahren, um das es CHILDS im Speziellen geht, ist der Regulierungsprozess der stellaren Photosphäre. Der Name seines Projekts lautet daher: SAFIRE (Stellar Atmospheric Function in Regulation). Gesucht wird nach stabilen stellaren Charakteristika, die eine experimentelle Prüfung erlauben. Variabilität ist methodisch erlaubt, solange sie sich im vorhersagbaren Rahmen bewegt; ansonsten ist diese Charakteristik für die Untersuchung ungeeignet.

Das Hertzsprung-Russell-Diagramm [Otte 2008b, 771] stellt wesentliche, weitgehend stabile Charakteristika der stellaren Atmosphäre dar: Helligkeit, Spektrum und Temperatur. Instabilitäten sind zwar beobachtet worden [Otte 2008b, 770], allerdings ist die Anzahl der beobachteten Abweichungen im Vergleich zur Gesamtanzahl der Sterne so gering, dass die Charakteristika für diese Untersuchung als stabil betrachtet werden können. Letztlich sind aber nicht diese Charakteristika selbst für das Experiment interessant, sondern die primären und sekundären Faktoren, die diese Charakteristika bestimmen. Die Taguchi-Methode [Taguchi] erlaubt die Bestimmung des Einflusses der Faktoren mit einer geringen Anzahl von Experimenten. Eine Analyse des elektri-

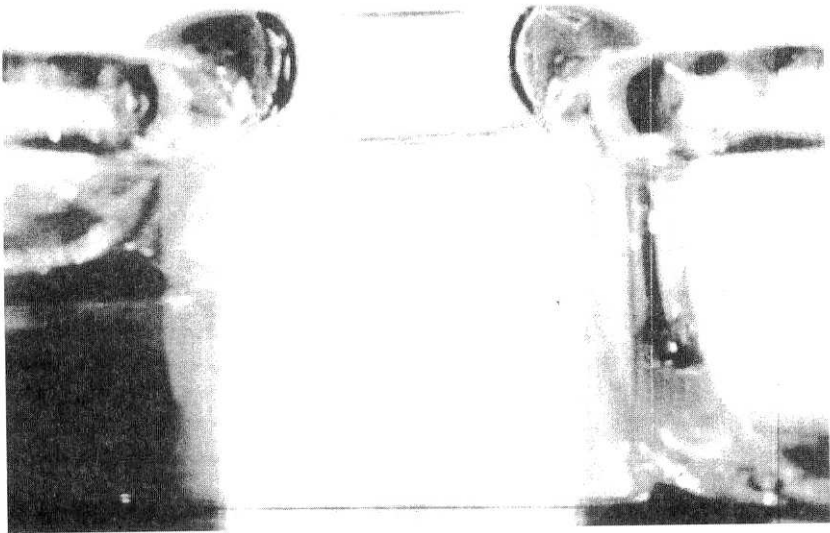
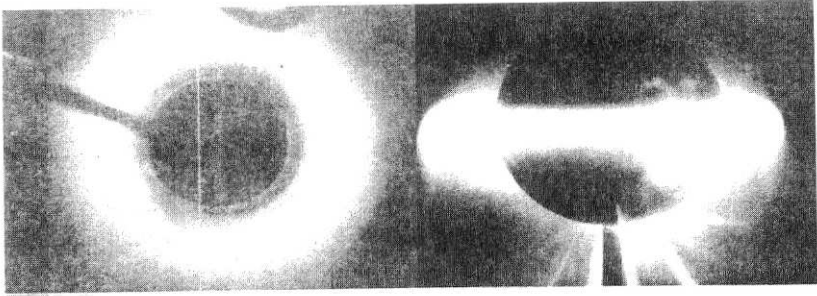


Abb. 5: Terrella-Experiment [Quinn/Fiorito]

Abb. 6: Schwebende Wasserbrücke [*physorg*]

schen Ansatzes für Sterne ergibt zwei bestimmende Faktoren: Die positive Ladung eines Sterns gegenüber dem umgebenden interstellaren Medium und die Stärke des galaktischen Stromflusses, der den Stern extern versorgt. Eine experimentelle Bestätigung des Ansatzes ist sehr wahrscheinlich mit Hilfe sogenannter erweiterter Terrella-Experimente (Kleine-Erde, Abb. 5) möglich, die in einfacherer Form seit etwa 100 Jahren durchgeführt werden. Für diese Experimente ist zunächst ein Verfahren (eine Sonde) zu entwickeln, das die Messung der gesuchten stellaren Charakteristika aus der Entfernung erlaubt. Mit der Planung und Durchführung dieser Experimente steht man erst am Anfang, es ist noch viel harte Arbeit zu leisten. Der traditionelle Ansatz zur Erklärung der Sonnenfunktion auf Basis von Gravitation und nuklearer Fusion erlaubt dagegen nach Childs keine für eine statistische Versuchsplanung geeignete Formulierung.

Die Elektrizität des Lebens

Auch Gerald POLLACK wiederholte inhaltlich im Wesentlichen seinen Beitrag von der NPA-Konferenz 2011 [Otte 2011, 502-503] über die besonderen Eigenschaften geordneten Wassers. Schon in seiner Kurzvorstellung am Freitag Abend brachte er jedoch ein schönes Einleitungsbeispiel, das in der Folge von einigen Referenten aufgegriffen wurde: Warum bleiben Wolken in der Luft? Warum bleiben die Wassermoleküle zusammen? Die Standarderklärungen können vielleicht (aber auch nur vielleicht) über Aufwinde klären, warum Tonnen von Wasser in der Luft schweben, aber warum bleiben dann die Moleküle trotz der (angeblich) erforderlichen Winde beisammen? Eine alternative Erklärung könnte ein Effekt bieten, der auf den ersten Blick im elektrischen Umfeld widersinnig erscheint: "Like-likes-Like" (Gleiches mag Gleiches). Bereiche geordneten Wassers (Ausschlusszonen an hydrophilen Oberflächen) sind negativ geladen. Auf den ersten Blick erscheint es paradox, dass sich diese anziehen sollten. Aber schon Richard FEYNMAN merkte 1963 an [Feynman], dass die Beobachtung der Anziehung von Stoffen mit gleicher Ladung an dem dazwischen existierenden Material mit ungleicher Ladung liegen könnte. Weitere Untersuchungen haben gezeigt, dass sich letztlich eine stabile, fast kristalline Struktur im Gleichgewicht zwischen Anziehung und Abstoßung bildet. Diese Struktur könnte für die Existenz von Wolken bestimmend sein. Ein 'technisches' Anwendungsbeispiel konnte Pollack nunmehr als Video zeigen: Wenn sich in einer Röhre eine Ausschlusszone bildet (z.B. unter Einfluss von 'kaltem' Licht), entsteht ohne bewegliche Teile eine Strömung durch die Röhre, es kann so z.B. Material transportiert werden.

Ein weiteres interessantes Phänomen, welches Pollack bereits bei seinem letzten Vortrag in 2011 kurz erwähnte und nun etwas weiter ausführte, ist die schon seit längerem bekannte, sogenannte 'Schwebende Wasserbrücke'

(Floating Water Bridge), in den letzten Jahren im Wesentlichen untersucht von dem Österreicher Elmar C. Fuchs. Dabei wird an zwei mit mindestens dreifach destilliertem Wasser gefüllte, nahe beieinander stehende Becher eine Spannung von ca. 15 kV angelegt. Das Wasser bildet in dieser Situation eine Brücke aus und stellt eine Verbindung zwischen den Bechern her. Sie können anschließend bis zu 25 mm auseinandergezogen werden, ohne dass die Brücke zerstört wird (Abb. 6). Die innere Struktur dieser Brücke ist sehr interessant: Sie ist in einen Zentralzylinder und eine äußere Hülle getrennt, wobei die (positiv geladene) Hülle rotiert. Material und Ladung wird gleichzeitig in beide Richtungen transportiert. Sowohl klassische als auch quantenmechanische Erklärungen sind für dieses Verhalten bemüht worden, bisher hat jedoch kein theoretischer Ansatz alle Effekte der Brücke erklären können.

Die Erwähnung der Schwebenden Wasserbrücke durch Pollack auf der NPA-Konferenz 2011 inspirierte Bob JOHNSON zu einer genaueren Untersuchung des Phänomens aus Sicht der Plasma-Physik. In seinem Beitrag [Johnson] verglich er das Verhalten der Schwebenden Wasserbrücke mit dem Verhalten eines Plasma-Birkeland-Stroms [Otte 2008b, 766] und erkannte starke Ähnlichkeiten: die filamentartige Struktur, ein externes elektrisches Feld, welches einen axialen Strom erzeugt, eine rotierende Vorwärtsbewegung einer äußeren Hülle, ein bidirektionaler Transport usw. Im zweiten Teil seines Vortrags wendete Johnson dann das Prinzip der Birkeland-Ströme auf andere biologische Transportmechanismen an, wie z.B. den Stofftransport in Pflanzenwurzeln und den Blutfluss in Adern. Ebenso finden sich dort ein innerer Zylinder und eine Außenhülle. Auch die sogenannte 'Geldrollenbildung' (Rouleaux) der Blutzellen in Verbindung mit verringertem Fließwiderstand in engen Kapillaren ließe sich durch elektromagnetisches Plasma-Verhalten sowie das "Like-likes-Like" erklären.

Jim JOHNSONS Beitrag über die Entwicklung der Augen war interessant und informativ, der Bezug zum Elektrischen Universum wollte sich jedoch zu keinem Zeitpunkt einstellen.

James L. OSCHMAN berichtete animiert über die Verbindung des menschlichen Metabolismus mit dem „kosmischen Metabolismus“. Hierbei erwähnte er unter anderem ein recht esoterisches Buch von Duane Elgin *Das Lebende Universum: Woher wir kommen. Wohin wir gehen*. Schnell leitete Oschman jedoch zur Beziehung des menschlichen Körpers zur Erde über und damit zur sogenannten 'Barfußrevolution'. Es geht um das 'Erden' (Earthing) [Ober 2010] des Körpers. Schon in *Das Elektrische Universum. Eine Übersicht – Teil I* [Otte 2008a, 480] war zu lesen, dass die Erdoberfläche negativ geladen ist und die Feldstärke der Atmosphäre 100–500 Volt pro Meter beträgt (das „pro Meter“ fehlte damals in meinem Text). Wer leitend in Verbindung mit der Erdoberfläche steht, nimmt diese überschüssigen freien Elektronen in sich auf

und ist mit dem elektrischen Feld der Erde synchronisiert. Aus dieser Sicht ist die Erfindung von Schuhen mit Gummisohle, die einen von der Erde und ihren freien Elektronen abschirmen, eine schädliche Fehlentwicklung. Wer kennt nicht das überragende körperliche Wohlgefühl, das sich nach kurzer Zeit einstellt, wenn man barfuß auf Sand oder in feuchtem, frischem Gras läuft. 'Earthing' versucht diesen Zustand möglichst dauerhaft herzustellen. Hierzu wurden Geräte (Spezialschuhe, Betauflagen, etc.) entwickelt, die einen wieder in Verbindung mit den freien Elektronen der Erdoberfläche bringen. Die Vertreter des 'Earthing' versprechen sich davon: einen Rückgang von Entzündungen und chronischen Schmerzen, eine Verdünnung des Blutes, eine Verbesserung des Blutdruckes und des Blutflusses, eine schnellere Wundheilung, eine Reduktion von Schlafstörungen, weniger koronare Erkrankungen, Hilfe bei Diabetes, eine erhöhte Lebensenergie ... kurzum: Das Earthing wird einem als ein 'Allheilmittel' verkauft. Zahlreiche Studien sollen die Wirkung der Erdung belegen; ob die Lösung unserer Gesundheitsprobleme tatsächlich monokausal ist, darf aber bezweifelt werden. Oschman wies darauf hin, dass das weitverbreitete Protein Collagen, ein Grundbestandteil des menschlichen Körpers, ein Halbleiter ist. Wir sind in gewissem Sinne also „elektronische“ Lebewesen, deren Körper durch vielerlei Schaltkreise nahezu alle physiologischen Prozesse regelt. Sich elektrisch zu isolieren und diese Regelkreise zu stören, kann durchaus negative körperliche Folgen haben. Es ist daher durchaus denkbar, dass ein gewisser Anteil der sogenannten Zivilisationskrankheiten durch Schuhe und andere Isolierstoffe verursacht wird.

Der zweite Vortrag von Charles W. LUCAS beschäftigte sich mit dem elektromagnetischen Puls des Lebens. Es handelte sich um ein Sammelsurium unterschiedlichster elektrischer Vorgänge im Körper: Meridiane, Akupunkturpunkte, Zilien (Flimmerhärchen) einer Zelle als Antennen usw. Leider fiel der erste Teil des Vortrags einer längeren Kaffeewanderung zum Opfer. Insgesamt hinterließ der Beitrag keinen wirklich kohärenten Eindruck; in Kombination mit dem Vortrag von Oschman wurde jedoch deutlich, dass der elektrisch/elektronischen Seite der Biologie bisher zu wenig Beachtung geschenkt wird.

Während des Banketts am Sonntag Abend wurde zudem klar, dass sich eine erhebliche Anzahl von Medizinern in der Zuhörerschaft der Konferenz befand, die sicherlich nicht nur gekommen waren, um von David TALBOTTS Saturn-These zu hören.

Die menschliche Geschichte

Unter dieser Rubrik finden sich die sonstigen Referate, die keiner der drei anderen Kategorien zuzuordnen waren. Neben geschichtlichen Themen sind dies vor allem wissenschafts- und erkenntnistheoretische Vorträge.

Mel ACHESON redete neben den bereits erwähnten vier 5-minütigen Kurzvorträgen noch ca. 20 Minuten sehr gelungen über Erkenntnistheorie unter dem Titel *To See It, I had to Wonder*. Alle fünf Teile von Achesons Vortrag mit ihren Originalüberschriften, die nicht mit den Programmtiteln der Konferenz übereinstimmten, finden sich hier im Heft (S. 229), wobei Birgit Liesching freundlicherweise die deutsche Übersetzung übernommen hat.

A. P. DAVID berichtete über seine ganz persönliche Verwunderung, den Aha-Effekt, der ihn befiel, als die elektrische Sicht auf das Universum plötzlich Sinn zu machen begann. Seine Prädisposition zur Beschäftigung mit Außenseiterthemen ergab sich einerseits aus seiner Tätigkeit als Moderator der NPA-Konferenzen, andererseits aus seinem eigenen Kampf gegen die Orthodoxie im Rahmen seiner Thesen [David] über griechische Poesie sowie die Ursprünge und die Komposition der Homerischen Werke. So ließ er es sich auch nicht nehmen, mehrere Minuten wortgewaltig in Griechisch aus Homers *Ilias* vorzutragen.

Gregory VOLK plädierte dafür, jeweils den *Dritten Weg* zu suchen, den unsere Sprache, unsere Argumentation oftmals von vornherein ausschließt. Das Entweder-Oder erweist sich bei genauerer Analyse oftmals als ein Scheinzwang, der auf ungenaue Definitionen und unklare Formulierungen zurückzuführen ist. Mit zahlreichen Beispielen aus seiner Tätigkeit bei der Organisation der NPA-Konferenzen und in seiner Funktion als Editor der *World Science Database* illustrierte er seine Sichtweise.

Chris REEVE beschäftigte sich mit der Frage, wie im Informationszeitalter und unter beständiger Gefahr von Informationsüberlastung neue Ideen verbreitet werden können. Bei vielen Menschen hat die ständig drohende permanente Überlastung zur Folge, dass sie sich vollständig auf konventionelle Ideen und Ansätze zurückziehen, sich quasi weigern, sich neuen Ideen auch nur geringfügig zu öffnen. Reeve präsentierte sogenannte 'Wissenslandkarten' (Knowledge Mapping) zur graphischen Illustration verknüpfter Informationen als ein mögliches Lösungsmittel.

David TALBOTT schaffte es nicht, trotz seines Keynote-Vorsprungs, die Saturn-These im vorgegebenen Zeitrahmen innerhalb seines Beitrags *Acid Tests of a Historical Reconstruction* im Überblick zu präsentieren. Zur Saturn-These ist inhaltlich hier nicht mehr zu sagen als das, was bereits früher im Heft berichtet worden ist [Otte 2009]. Die von Talbott definierten Härte-tests für eine historische Rekonstruktion sind: passende historische Berichte, korrekte Perspektive von der Erde aus, funktionierende physikalische Analogien und kompatible planetare Wissenschaft sowie Konsistenz. Es sind zudem keine Widersprüche erlaubt. Das ist eine anspruchsvolle Liste, und die historischen d.h. „mythologischen“ Berichte sind darin, trotz Talbotts gegenteiliger Aussage, das schwächste Glied. Der Historiker Johannes Fried hat es

deutlich formuliert: „Alles, was sich bloß der Erinnerung verdankt, hat prinzipiell als falsch zu gelten“ [Fried, 48]. Auch Talbotts Archetypen, die er aus den Mythen rund um die Welt als gemeinsames Element extrahiert und daher als erhaben über das Erinnerungsproblem betrachtet, sind letztlich das Ergebnis seiner eigenen Interpretation. Die Frage ist: Wie viel kann letztlich wie genau aus Mythen ermittelt werden? Und das Basismaterial ist nicht so kohärent und konsistent, wie Talbott es in seinen Vorträgen darstellt. Hierzu genügt ein Blick in die neue vierbändige Sammlung traditioneller Kosmologie von Marinus Anthony van der Sluijs [Van der Sluijs].

Der Geologe und Geophysiker Robert M. SCHOCH berichtete über seinen Kampf (gemeinsam mit John Anthony West) gegen das Establishment bezüglich der Bedeutung der starken Erosionsspuren an der Sphinx, ihrer Umfassungsmauer, dem Taltempel sowie dem Totentempel, aber an keinem weiteren Bauwerk auf dem Gizeh-Plateau. Schoch und West interpretieren die Erosionsspuren als Wassererosion durch starke Regenfälle, was diese Bauwerke im traditionellen chronologischen Rahmen und mit einer typischen Erosionsrate, basierend auf aktualistischen Annahmen, sehr weit vor die heute angenommene Bauzeit datiert. Das ist natürlich nicht akzeptabel für die Ägyptologie; entsprechend war auch die Reaktion. Eine gute Zusammenfassung der damals heftigen Diskussion bietet Charles Ginenthal [2003, 38-80]. Für Schoch war die Erde am Ende der letzten Eiszeit (vor ca. 12.000 Jahren nach konventioneller Datierung) starken katastrophischen Veränderungen ausgesetzt, in deren Folge eine fortgeschrittene Zivilisation zerstört wurde, die neben der Sphinx auch *Göbekli Tepe* in der heutigen Türkei erbaute. 2010 hat Schoch den Ausgräber von *Göbekli Tepe*, Prof. Dr. Klaus Schmidt, vor Ort besucht (Abb. 7). Derzeit bietet Schoch eine Türkeireise [Schoch] vom 1.6.–14.6. 2012 an, deren Hauptattraktion der Besuch der Ausgrabungsstätte *Göbekli Tepe* ist. Weder die Datierungen von Schoch noch Schmidt sind aus chronologiekritischer Sicht [Illig 2010, 98] tragfähig. Die Reise hat trotzdem einen gewissen Reiz, denn der Kontakt mit Prof. Schmidt erlaubt einen Zugang zur Ausgrabungsstätte, der sonst wohl nicht ohne weiteres erreichbar wäre.

Illig erwähnte Schochs Datierungen bereits in *Chronologie und Katastrophismus* von 1992 in einer Fußnote im Zusammenhang mit den Datierungen des Alten Reiches. Diese Fußnote findet sich in erweiterter Form auch in der aktualisierten Version des Buches [Illig 2010, 91]. Die Erweiterung der Fußnote betrifft einen Erklärungsversuch von Risspuren an der Sphinx als Setzungsrisse. Mit Blick auf Ginenthals Beschreibungen ist zu bezweifeln, dass mit den Risspuren und den oben erwähnten Erosionsspuren das Gleiche gemeint ist. Auch Ginenthal lehnt im Übrigen Schochs Datierungen ab. Schoch bedient sich wider besseren Wissens „naturwissenschaftlicher Datierungen“ wie

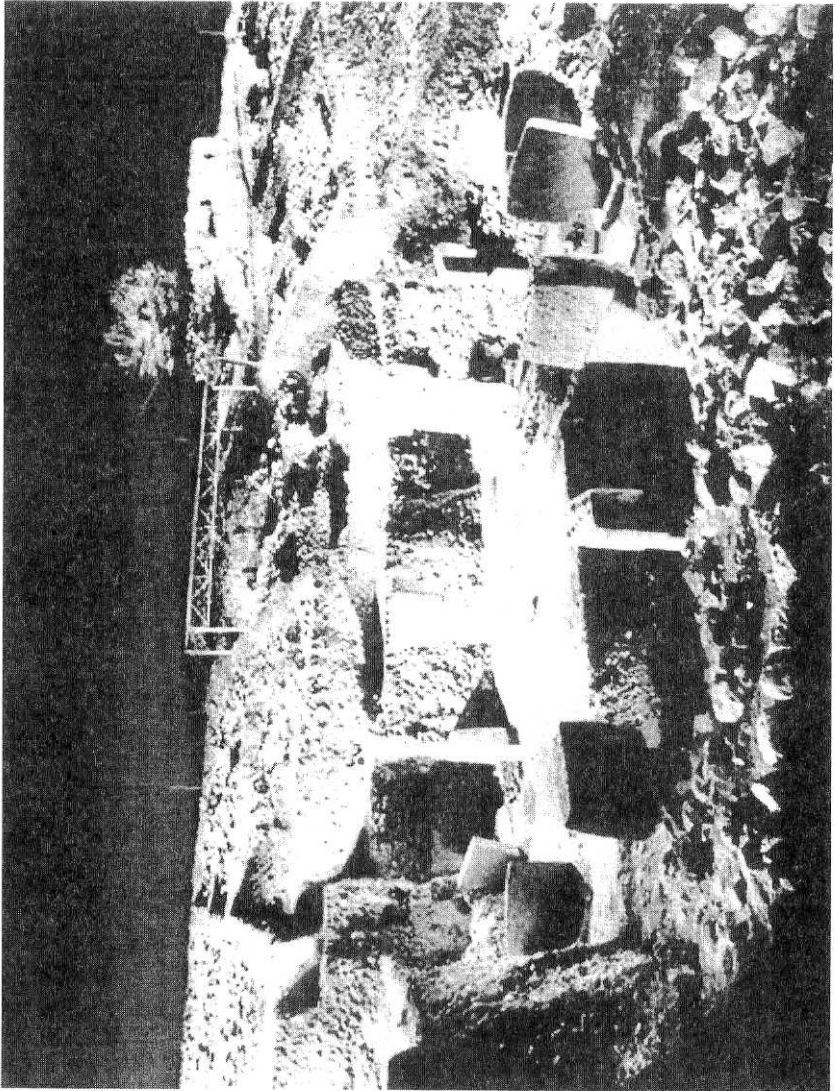


Abb. 7: Göbekli Tepe [Curry]

z.B. Eiskernbohrungen und der C14-Methode, weil ihm die überhöhten Datierungen ins Konzept passen. Ginenthal sieht die Sphinx und die beiden Tempel dagegen um -1.500 als erste Bauten auf dem Gizeh-Plateau [Ginenthal, 40]. Für diese Zeit nimmt er noch das entsprechende Klima, welches starke und oftmals stattfindende Regenfälle erlaubt und die vorhandenen Bauten stark erodiert. Nach Illig ist *Göbekli Tepe* als Teil des Megalithikums knapp vor dem Jahr -1.500 am Beginn der Jungsteinzeit [Illig 2011, 174] anzusetzen. Eine analoge Datierung für die Sphinx ist zu prüfen. Weiterhin ist zu bedenken, ob nicht inzwischen verschwundene Umhüllungen einiger Gizeh-Bauwerke ebenfalls diese Erosionsspuren getragen haben könnten. Katastrophische Ansätze (z.B. Claude Schaeffers Zerstörungsschichten in chronologiekritischer Datierung [Heinsohn]) würden jedenfalls Raum für eine vergleichsweise schnelle Wassererosion durch heftige Regenfälle, eventuell in Verbindung mit erosiven chemischen Zusätzen durch eine Kontamination der Atmosphäre bieten. In jedem Fall ist es interessant, den Fortgang der Diskussion an dieser Front mit mehr Aufmerksamkeit zu verfolgen.

‘Nachschlag’

Nur wenige Wochen vor Konferenzbeginn wurde die Tagung um einen weiteren Tag verlängert. Dieses sogenannte *Encore*-Symposium fand am 9.1. in anderen Räumen innerhalb des *Rio*-Konferenzentrums und in verkleinertem Rahmen statt. Es bestand aus einer Reihe von sechs „Themenpanels“, d.h. zu einem jeweils vorgegebenen Thema brachte jeder der vier bis sechs „Panelisten“ zunächst ein (nicht immer) kurzes Statement. Dann stellte der Moderator (vormittags A. P. DAVID, nachmittags BILL MULLEN) ein paar Fragen, die von Panelisten zu beantworten bzw. zu kommentieren waren. Anschließend war das Mikrofon frei für Fragen und Kommentare der Zuhörer. Themen der Panels waren: „Wie viel gesichertes Wissen ist wirklich gesichert?“, „Was sind die interdisziplinären Konsequenzen einer stärkeren Berücksichtigung der elektrischen Kraft?“, „Die unentbehrliche Rolle des wissenschaftlichen Querdenkers“, „Die Neubetrachtung der menschlichen Geschichte unter Berücksichtigung des Plasma-Universums“, „Wie können gezielte Experimente dazu beitragen, die Wahrnehmung der elektrischen Kraft z.B. in der Astronomie zu erhöhen?“ und schließlich „Wie kann man durch Änderungen in der Ausbildung und durch wissenschaftliche Programme dem Elektrischen Universum zum Durchbruch verhelfen?“ Die Diskussionen zu den Themen waren recht abwechslungsreich und aktiv, einerseits der Panel-Teilnehmer untereinander, aber auch in Interaktion mit dem Publikum. Es wurde lange über Verbesserungsmöglichkeiten im Schul- und Universitätssystem diskutiert. Ein Teil der Teilnehmer plädierte dafür, das

Lehrmaterial so bereit zu stellen, dass die maximal 2-minütige Aufmerksamkeitsspanne der heutigen Jugend berücksichtigt wird. Der andere Teil votierte eher in die Richtung, dafür zu sorgen, dass sich durch geeignete Erziehung die Aufmerksamkeitsspanne wieder erhöht, weil das Material nicht so weit komprimiert werden könne. Das bedeutet aber auch, mindestens eine ganze Generation praktisch verloren zu geben. Andere längere Diskussionen rankten sich um die Frage, ob die Bezeichnung Querdenker (Maverick) geeignet ist oder ob man diese nicht besser vermeiden sollte.

Das Panel-Format hat sich insgesamt bewährt, könnte aber in Zukunft zwischen den Frontalvorträgen zur Auflockerung eingestreut werden.

Abwägung

Das Bankett am Abend des 8.1. zeigte in einer ausgedehnten Runde mit 'offenem Mikrofon' (Teilnehmer der Konferenz geben Kommentare zu Ablauf und Inhalten) deutlich, wie divers die Zuhörerschaft der Konferenz war: Physiker, Elektrotechniker, Chemiker, Astronomen, Ärzte, Schauspieler, Lehrer usw. Das zeigt aber auch das Potential dieses neuen Paradigmas. Es vereinigt viele Disziplinen, deren Vertreter irgendwie spüren, dass etwas Grundlegendes bisher übersehen wurde.

Einige der sehr speziellen Beiträge waren sicherlich nur für denjenigen geeignet, der sich schon einige Jahre mit dem „Elektrischen Universum“ beschäftigt hat. Umgekehrt waren ein paar der eher grundlegenden Beiträge sicher wichtig für die zahlreichen Neulinge unter den Teilnehmern; für die 'alten Hasen' waren sie teilweise langweilig. Hier spiegelt sich das zentrale Problem einer solchen Veranstaltung: Wie findet man den richtigen Mix aus Beiträgen? Man kann es grundsätzlich nicht allen mit Allem recht machen. In Summe kann die gewählte Mischung für diese Veranstaltung aber als gelungen betrachtet werden. Es fiel allerdings auf, dass neue Impulse nicht von der als 'Speerspitze' deklarierten alten Garde kamen. Diese beschränkte sich im Wesentlichen auf thematische Einführungen in Altbekanntes. Ob eine Konferenz in dieser Form und Größe, wie angekündigt, jährlich mit Erfolg durchführbar ist, muss mangels fehlender neuer Themenmasse stark bezweifelt werden.

Literatur

Childs, Montgomery (2011): Examination and Recommendations for a Design of Experiments of Stellar Functions in Regulation; in *EU2012 - The Human Story - First Annual Conference*, Las Vegas

Curry, Andrew (2008): *Gobekli Tepe: The World's First Temple?*;

<http://www.smithsonianmag.com/history-archaeology/gobekli-tepe.html>

David, A.P. (2006): *Dance of the Muses*;

- http://web.me.com/homerist/Dance_of_the_Muses/Home.html
- Feynman R. / Leighton R. / Sands M. (1963) *The Feynman Lecture on Physics*; Reading
- Fried, Johannes (2004): *Der Schleier der Erinnerung: Grundzüge einer historischen Memorik*; München
- Ginenthal, Charles (2003): *Pillars of the Past. History, Science, Technology as these relate to Chronology*; New York
- Heinsohn, Gunnar (1990): Flutzerstörungen in den Stratigraphien Mesopotamiens und Ägyptens. Ihre Datierungen in der evidenzgebundenen Chronologie; in *ZS* 2 (2/3) 6-21
- ibex = <http://ibex.swri.edu/mission/index.shtml>
- Illig, Heribert (2010): *Geschichte, Mythen, Katastrophen. Über Velikovsky hinaus*; Gräfelting
- (2011): *Die Veraltete Vorzeit. Eine neue Chronologie der Prähistorie*; Gräfelting
- Johnson, Robert (2012): *Plasma Behaviour in the Floating Water Bridge and Biology*; <http://www.thunderbolts.info/wp/wp-content/uploads/2012/01/Plasma-Behaviour-in-the-Floating-Water-Bridge-and-Biology-Bob-Johnson-2012.pdf>
- NASA News (2007): *Voyager 2 Proves Solar System is Squashed*; http://ibex.swri.edu/news/pr/2007-12-10_Voyager-2_Proves_Solar_System_Is_Squashed.pdf
- Ober, Clinton / Sinatra, Stephen T. / Zucker, Martin (2010): *Earthing. The most important health discovery ever?*; Laguna Beach; (<http://www.earthing-info.de/>)
- Otte, Andreas (2008a): Das Elektrische Universum. Eine Übersicht. Teil I; in *ZS* 20 (2) 478-497
- (2008b): Das Elektrische Universum. Eine Übersicht. Teil II; in *ZS* 20 (3) 757-777
- (2009): Das Elektrische Universum. Eine Übersicht. Teil III; in *ZS* 21 (1) 4-31
- (2011): Crackpots of the world – unite! Die 18. jährliche Konferenz der Natural Philosophy Alliance; in *ZS* 23 (2) 494-504
- physorg = <http://www.physorg.com/news110191847.html>
- Quinn, Robert G. / Fiorito Ralph B. (1967): Investigation of Laboratory Plasma Instabilities in a Dipole Magnetic Field; in *Journal of Geophysical Research* 72 (5) 1611-1630
- Schoch, Robert M. (2012): *The Time of a New Era*; <http://timeofanewera.com/tour-a-turkish-adventure-grand-tour-with-dr-robert-m-schoch,3.html>
- Scott, Donald E. (2011): The Electronic Sun. Summary Notes; in *EU2012 - The Human Story - First Annual Conference*, Las Vegas
- Taguchi, Genichi (1987): *System of Experimental Design*, 2 Volumes; White Plains
- Thornhill, Wallace (2009): *Electric Sun Verified*; <http://www.holoscience.com/news.php?article=74fgmwne>
- Van der Sluijs, M. A. (2011): *Traditional Cosmology. The Global Mythology of Cosmic Creation and Destruction*, Volume I-IV; London
- Wikipedia (2012): Statistische Versuchsplanung; http://de.wikipedia.org/wiki/Statistische_Versuchsplanung

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a
 andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Nachdenken übers Nachdenken

Meldon Acheson

Teil 0: Neue Einsichten für neue Sichtweisen

Als ich noch jung und dumm war und Astronomie studierte, wurde ich davor gewarnt, mich mit der Philosophie einzulassen. Es sei eine Zeitverschwendung und würde mich als Naturwissenschaftler ruinieren. Richard Feynman sagte, Philosophen stünden ständig draußen und machten blöde Bemerkungen.

Ich habe nicht zugehört. Heute bin ich alt und dumm, und kein Naturwissenschaftler. Aber ich habe festgestellt, dass es einen Vorteil gibt, wenn man außerhalb der Kiste des naturwissenschaftlichen Betriebs steht – ich konnte nämlich das Etikett lesen: 100 % Bullshit. Ich meine das nicht geringschätzig: Es ist nützlich. Es düngt den Wuchs neuer Ideen.

So werde ich nun also Ihre Zeit vergeuden. Astronomen tun das seit über hundert Jahren – Zeit vergeuden ... und Steuergelder.

Im späten 19. Jahrhundert bekamen sie einen Hinweis, dass ihnen bisher etwas entgangen war. Christian BIRKELAND fand heraus, wodurch das Polarlicht verursacht wird – von Elektrizität im Weltraum. (Er war aber kein Astronom.) Zu Anfang des 20. Jahrhunderts prägte Irving LANGMUIR den Ausdruck „Plasma“ für – Elektrizität im Weltraum. (Auch er war kein Astronom.) Etwas später im 20. Jahrhundert erklärte Hannes ALFVÉN (der auch kein Astronom war – vielleicht sehen Sie schon, worauf dies hinausläuft) den Astronomen, dass sie keine Ahnung hatten, worauf es ankam. Er sagte, da ist Elektrizität im Weltraum, Dummerchen. (Dies ist paraphrasiert!)

Bis dahin hätten die Astronomen es ja eigentlich kapierten müssen. Aber sie ignorierten es; denn sie wussten: Es gibt im Weltraum keine Elektrizität.

Als ich als Erstsemester Physik studierte, übersprang der Professor die Kapitel über Elektrizität und Magnetismus. Er sagte, das werden Sie nicht brauchen, weil es im Weltraum keine Elektrizität gibt.

Das erste Mal hörte ich von Birkeland, Langmuir und Alfvén – und von Plasma – in den 70ern, den Tagen von *Velikovskyy Reconsidered*. Seither frage ich mich andauernd: Habe ich im College meine Zeit vergeudet? Hätte ich nicht eher Elektrotechnik studieren sollen – oder Korbflechten? Dann hätte ich Kenntnisse erworben, die etwas mit der wirklichen Welt zu tun hatten.

Das Weltraumzeitalter ist problematisch. Astronomen schickten Instrumente in den Weltraum und die berichteten über – sichtbare – Elektrizität. Ja wirklich, die ertrinken darin. Alles ist elektrisch.

Die Astronomen sagen alle OMG [Oh mein Gott!].

Und ich sage LOL [Lautes Auflachen]!

Wal THORNHILL sagt, sie setzen das falsche Ende des Fernrohrs vor ihr blindes Auge und erzählen uns, was sie sich zu sehen einbilden.

Sie bilden sich ein, sie sehen Einschläge, Schockwellen, Blasen, Flüsse, Regen und Wind. Wer hätte sich vorstellen können, dass die Astronomie einmal zur Unterabteilung der Meteorologie würde?

Sie sehen heißes Gas und kaltes Gas und hochverdichtetes Gas. Man könnte denken, Astronomen seien voller Gas.

Mit dunkler Materie und dunkler Energie verlangen sie von uns ernsthaft zu glauben, dass sie ein Universum sehen, das unsichtbar ist. Es gibt ein Wort dafür, wenn man etwas sieht, das unsichtbar ist: Halluzination.

Was für eine Zeitverschwendung. Was für eine Verschwendung eines ganzen Jahrhunderts!

Und wo stehen wir jetzt?

Vor mehr als einem Jahrhundert erfanden Ärzte ein Verfahren, mit dem der graue Star operiert werden konnte. Unter den ersten Patienten waren Menschen, die von Kindheit an blind waren. Die Operation ermöglichte es ihnen, zum ersten Mal zu sehen, als ob sie neugeboren wären. Aber im Gegensatz zu Neugeborenen hatten sie bereits die Sprache erworben, und so konnten sie den Ärzten berichten, was sie erlebten.

Sie sahen nicht etwa „Dinge“, die „da draußen“ waren. Sie sahen sinnlose, sich bewegende Farbflecken. Die Flecken waren nicht nur als solche verwirrend; sie verursachten auch in ihren anderen Sinnen Verwirrung. Das Verständnis der Welt, das die nun sehfähigen Menschen aufgebaut hatten, war zerstört worden. Sie mussten sich alles von Neuem wieder aneignen. Sie mussten lernen, die Flecken so zu interpretieren, dass sie zu ihren anderen Sinneswahrnehmungen passten.

Dies verlangte, dass sie sich von den „Dingen“ neue Vorstellungen machten. Nun ist ein Ding aber keine Tatsache. Es ist eine Gruppe von Empfindungen, die unser Verstand in ein Konzept einer Einheit zusammenfasst. Wir haben uns so an den Prozess gewöhnt, dass er für uns selbstverständlich ist. Aber ein Ding ist eine kognitive Konstruktion aus sinnlichen und konzeptuellen Kleinteilen. Die zum ersten Male sehenden Menschen wurden überflutet von vielerlei Empfindungen, und sie hatten keine konzeptuelle Struktur, um sie sich zusammenzureimen. Sie mussten eine Vorstellung des „Raums“ entwickeln, in dem sie die Dinge miteinander verknüpfen konnten. Großenteils hatten sie keine Vorstellung vom Raum.

„Dinge“, die sich im „Raum“ befanden, verlangten ein ganz neues Verständnis. Aber ehe sie dies lernen konnten, mussten sie viele Arten, die

Dinge und die Beziehungen zu verstehen, wieder verlernen, die sie ohne optische Eindrücke entwickelt hatten. Die alten Ideen konnten sich nicht an die neuen optischen Eindrücke anpassen.

Es war eine schwierige Aufgabe. Einige gaben auf, schlossen ihre Augen und kehrten in ihr altes Leben im Blindenheim zurück. Die Ärzte waren überrascht zu entdecken, dass das Sehen – das Verstehen optischer Empfindungen wie „Dinge“ im „Raum“ – gelernt werden musste. Zu dem Zeitpunkt, zu dem die Meisten von uns darüber sprechen können, ist es für uns selbstverständlich. Wir nehmen die Metapher wörtlich: Sehen *ist* Verstehen; eine Interpretation oder Theorie scheinen wir nicht zu brauchen.

*

Die neuen Instrumente des Weltraumzeitalters haben den „grauen Star“ unserer vertrauten biologischen Sinneseinschränkungen wegoperiert, und wir sehen zum ersten Mal neue „Farbflecken“. Nie zuvor haben wir das Weltall bei Röntgen- oder Radio-„Licht“ gesehen. Nie zuvor haben wir das Weltall von einem anderen Standort als von der Erdoberfläche aus gesehen. Nie zuvor haben wir eine Handvoll Marsstaub angefasst. Nie zuvor haben wir in einem Wasserstrahl von Enceladus geduscht. Nie zuvor haben wir einen Finger in die Hochspannungssteckdose der Sonne gesteckt.

Wir müssen wieder lernen, neue Dinge in einem neuen Weltraum zu sehen. Ist ein Ion ein Partikel mit Eigendynamik oder ein Stromträger in einem elektrischen System? Ist ein Stern ein mitten im Leeren isolierter Klumpen aus durch die Schwerkraft komprimierter Materie? Oder ist er eine riesige Plasmahülle, die mit interstellarem Plasma interagiert, und der hochdichte Klumpen optisch strahlender Materie in ihrer Mitte ist ein unwichtiger Rückstand?

Es überrascht nicht, dass viele Experten in der alten Sehweise sich damit schwer tun, umzulernen. Viele flüchten sich in die Anstalt für blinde Astronomie. Was Astronomen zu sehen glauben, ist vor allem „glauben“ und nur ein wenig „sehen“. Die gleichen alten Ideen, die von dem Photonenrinnsal von den funkelnden Sternen inspiriert waren, filtern weiterhin den nun angeschwollenen Photonenstrom aus dem neuen Licht in die gleichen alten Farben der Theorien. Seit der Computer zwischen das Teleskop und das Auge geschaltet worden ist, wurde zwar das Sehen verbessert, aber das Denken wurde in Videospiele umgewandelt. Um Plasma in seinem neuen, empirischen Licht zu sehen, müssen wir zuerst die alten Gedanken aus dem Gedächtnis verbannen.

Hier kommt die Erkenntnislehre ins Spiel.

Erkenntnislehre ist kein salonfähiges Thema. Sie ist eine jener elementaren Körperfunktionen, die wir für selbstverständlich erachten. Damit ist es

wie beim Schwitzen: Man tut es, ob man es merkt oder nicht. Um sie zu studieren, muss man fast ein Schlangemensch sein: Man muss in seinen eigenen Kopf schauen, in seinen eigenen Augapfel. Es ist ein Einblick in die Erkenntnis; ein Verstehen des Verstehens; ein Wissen um das Wissen.

Es ist so ein bisschen, wie wenn ma-man stot-stottert.

Es ist, wie wenn man sich bewusst wird, dass man in Platons Höhle lebt. Man stellt fest, dass die Dinge, die man sieht, sensorische Schatten sind, die auf eine vorgestellte Wand projiziert werden. Zuerst denkt man, man könne sich umdrehen, den Projektor anschauen und feststellen, was die Schatten verursacht. Aber das kann man nicht. Die Biologie ist im Weg: Empfindung verursacht nur Empfindung.

Selbst mit unseren neuen, durch Instrumente verbesserten Sinnen sehen wir die Schatten nur anders. Die moderne Version davon lautet, dass Theorien durch Beobachtungen erneut unbestimmt werden können. Das bedeutet, dass wir mehr Gedanken als Schatten haben. Es bedeutet, dass es mehr als einen Gedanken für jeden Schatten gibt, dass wir keinen endgültigen Gedanken haben. Sie können Ihre Augen schließen und glauben, Sie haben einen endgültigen Gedanken – aber dann verbringen Sie den Rest Ihrer Tage in der Blindenanstalt. Die meisten von uns möchten lieber weiter schauen.

Ich habe versprochen, Ihre Zeit zu vergeuden: Ich kann hierfür keinen praktischen Nutzen sehen.

Ein Bewusstsein für Erkenntnistheorie kann erklären, warum Revolutionen in den Naturwissenschaften geschehen, aber Sie müssen trotzdem diesen Kampf über sich ergehen lassen. Sie kann erklären, warum Theorien immer nur provisorisch sind, aber das scheint nur während Revolutionen wichtig zu sein. Es mag Sie daran hindern, vorbehaltlose Pressemitteilungen herauszugeben, die die letzte Wahrheit zum Urknall oder zur Quantenmechanik oder zur Allgemeinen Relativitätstheorie – oder zum Elektrischen Universum verkünden.

Ich glaube nicht, dass wir Menschen richtig angepasst sind, die letzte Wahrheit zu verstehen; wir sind besser darin, Anpassung zu verstehen. Wir mögen das nicht so sehr: Wir mögen Gewissheit. Wir haben bloß keine Sinne dafür.

Aber bedenken Sie: Das Weltall kümmert sich nicht um die Wahrheit. Menschen kümmern sich um die Wahrheit. Daher muss die Wahrheit zum menschlichen Maßstab passen. Sie muss auf menschliches Format zugeschnitten werden. Sie muss sich den sich verändernden menschlichen Umständen dauernd anpassen.

Was ist der menschliche Maßstab? Abgesehen von Größenunterschieden denke ich, es ist der Maßstab, Dinge wichtig zu nehmen – und denken Sie daran, Dinge sind Konstruktionen aus menschlichen Empfindungen und

menschlichem Denken. Es ist der Maßstab der Ungewissheit, der Entdeckung, der Kreativität.

Wenn man es so betrachtet, sind alle Theorien Arbeitshypothesen. Bei einer Arbeitshypothese hängt die Wahrheit davon ab, wie gut sie funktioniert; sie ist ein anderer Ausdruck dafür, wie gut sie funktioniert. Die Wahrheit in der Naturwissenschaft ist keine mystische, metaphysische Eigenschaft einer Theorie, sondern ob es zwischen NGC 4319 und Markarian 205 eine physische Verbindung gibt. Bei der Wahrheit geht es nicht so sehr darum, was in Ihrem Kopf vor sich geht, als um das, was Ihnen vor Augen steht.

Aber sobald Sie das begreifen, schlüpft es Ihnen durch die Finger. Wie bestimmt man das, was vor Augen steht? Was ist ein Ding? Welche Kriterien verwendet man, um „vor Augen“ festzulegen? Wie werden Sie Empfindungen in Ihren Augen interpretieren?

Vor NGC 7319 steht ein Quasar mit hoher Rotverschiebung. Laut den landläufigen Theorien bedeutet dies, dass der Quasar sich Milliarden Lichtjahre entfernt auf der anderen Seite der Galaxie befindet. Wir müssen den Quasar durch die Galaxie hindurch sehen. Aber da gibt es ein Problem: die Galaxie ist eine Seyfert-Galaxie. Sie ist voller Staub, sie ist undurchsichtig. Die Astronomen behaupten, da sei ein Loch in der Galaxie, das zufälligerweise genau auf unserer Sichtlinie zum Quasar liegt.

Da muss ich wieder ausrufen – OMG!

Die Theorie kann immer so angepasst werden, dass sie auf die Daten passt; Daten können immer so interpretiert werden, dass sie auf die Theorie passen. Das Ergebnis sieht dann vielleicht so aus, als habe [der Cartoonist] Rube Goldberg es entworfen, aber das ist das Problem, wenn es um Albernheiten geht, nicht um die Wahrheit. Da geht es um Ästhetik, nicht um Logik.

Die Naturwissenschaft *ist* ein Zirkelschluss – oder vielleicht sollte man das eher einen logischen Spiralschluss nennen. Die Wissenschaftler passen ständig die Theorien so an, dass sie zu den Beobachtungen passen; dann behaupten sie, die Beobachtungen bewiesen die Theorie. Und in diesem Zirkelschluss-Rad läuft der Hamster der Astrophysik. Doch gibt es das Synonym für Zirkularität: Verfeinerung, das nur ein puritanischer Logiker beanstanden würde. (Beispielsweise ich!) Es ist gut: Es erlaubt die Erfindung von Geräten. Unterschiedliche Theorien ermöglichen unterschiedliche Geräte. Die Entscheidung, welche Theorie man annehmen soll, ist also nicht so sehr eine Angelegenheit von Wahrheit und Falschheit, sondern welches Gerät Sie wollen, und wie „sauber“ Sie die Gedankenlinien Ihrer Theorie hervortreten lassen möchten. Die Ästhetik übertrumpft die Logik.

So kommen wir wieder zur Idee der Naturwissenschaft als Kunst. Die griechische Wurzel des Wortes Poesie ist ποιειη (*poiein*), das bedeutet machen, erschaffen. Deshalb sagt man ja auch, dass Dichter Gedichte

machen. Wie die Kunst, so besteht auch die Wissenschaft darin, Sinn zu schaffen. Ich sehe sie als kognitive Kunst: Messungen auf eine imaginäre Leinwand pinseln, um eine Theorie zu schaffen, mit der die Daten Sinn ergeben. Das bringt uns zurück zur Idee, dass Naturphilosophie eher Sinn in ausgewählten Beobachtungen sucht, als Gewissheit im einen wahren Glauben zu finden. Gewissheit und der eine wahre Glauben gehören zum Szientismus; das ist Erkenntnistheorie in der Zwangsjacke. Ich denke, Naturphilosophie hat einen breiteren Geltungsbereich als die Naturwissenschaft. Sie schließt kühne neue Ideen mit ein, was ich Visionen nennen möchte, die vor der Naturwissenschaft kommen. Wissenschaft ist also die methodische Untersuchung und Überprüfung kühner neuer Ideen.

Dies zeigt die Gefahr des Spezialistentums auf. Die Menschen vertiefen sich darin, die nächste Dezimalstelle zu errechnen, und sie verlieren aus den Augen, warum sie die Theorie ursprünglich überhaupt erst akzeptierten. Sie sind zu beschäftigt, um die grundlegenden Prämissen nochmals zu überprüfen. Sie nehmen die Prämissen als erwiesen an; die Prämissen werden unbewusst; und dann sind die Wissenschaftler überrascht, wenn die Wirklichkeit ihnen Daten an den Kopf wirft, die nicht in den Prämissen erfasst sind. Sie haben die Gewissheit, die daher rührt, dass sie Fragen ignorieren. Sie haben den einen wahren Glauben, der vom Tunnelblick herrührt. Das ist allerdings ein Berufsbild für Techniker, nicht Wissenschaftler. Wir leben seit einiger Zeit in einem Technologiezeitalter. Es ist ein dunkles Zeitalter für die Wissenschaft.

Bei der Naturwissenschaft geht es zunächst um Fragen. Wir brauchen Antworten, um Dinge zu tun, aber noch mehr brauchen wir die Fragen: um neue Dinge zu tun. In der modernen Astronomie dreht sich alles darum, Altes immer wieder zu tun. In den Worten von Wallace Stevens, es ist „eine Wiederholung in der Gleichförmigkeit von Menschen und Fliegen“.

Die neuen Empfindungen (Daten) für Plasma verlangen es, dass wir das Weltall mit neuen „Dingen“ bevölkern – neue Gruppierungen von Empfindungen in neuen Einheiten. Jede Disziplin muss neu bewertet, vielleicht sogar umkonfiguriert werden. Keine unserer gegenwärtigen Theorien berücksichtigt dies. In diesem neuen Licht täuschen wir uns nur, wenn wir an alten Vorstellungen festhalten.

Rupert SHELDRAKE fragte sich, warum er über das Leben lernen sollte, indem er tote Frösche seziierte. Er fotografierte zunächst einen Papagei, der Kommentare zu Bildern abgab, die jemand in einem anderen Raum anschaute. Er nahm Hunde auf, die mit dem Schwanz zu wedeln begannen, wenn ihre Herrchen sich gerade entschlossen, vom Einkaufen heim zu kommen. Er entwickelte seine Vision eines morphischen Feldes.

Aus meiner Sicht ist das kognitive Kunst. Sie bietet eine neue Leinwand für zielgerichtetes Verhalten (was Plasma-Verhalten sehr ähnlich ist), auf die man die Daten der Biologie aufmalen kann. Dies ist ganz anders als die alte Leinwand der Physiologie und der toten Frösche.

Michael STEINBACHER ist ein Photograph, kein Geologe. Er las *Welten im Zusammenstoß*, nicht *Grundlagen der Geologie*. Er reist seit einiger Zeit durch das Land und schaut sich statt Lehrbücher Felsgestein an. Er sieht Oberflächen im Licht alter Legenden, nicht verschüttete Schichten im Licht moderner Mythen.

Er sieht, dass die Erde in kataklystischen Ereignissen, die Gebirge als Ablagerungen von Gestein deponiert haben, eine neue Oberfläche erhielt. Dann schwappten erdumspannende Fluten darüber und füllten die Täler mit flüssigem Schlamm. Vieles davon wurde versteinert durch Polarlicht-ähnliche Entladungen, die durch die Erde flossen und auch hohe Gipfel zum Schmelzen brachten.

Meiner Ansicht nach ist das nicht Wissenschaft; es ist eine kühne neue Idee. Sie muss im Zirkelschluss verfeinert werden. Wichtig daran ist nun die Sichtweise. Ergibt sie im Hinblick auf die Daten einen Sinn? Wie viel Sinn? Wie viele Daten? Macht es uns den Unsinn bewusst, der in den akzeptierten Theorien übersehen wird?

Dies muss in jeder Disziplin stattfinden. Wir müssen uns des „Betrugs des Bekannten“ – des Unsinn, der mit politischem Druck aufrecht erhalten wird – bewusst werden.

Wir bauen ein neues Zeitalter neuer Wissenschaften. Alles wird in Frage gestellt. Alles steht neuen Möglichkeiten offen. Denken Sie daran, dass Wissen aus dem menschlichen Maßstab entsteht: Aus der Ungewissheit, aus der Entdeckerfreude, aus der Kreativität. Aus der Anpassungsfähigkeit. Wir brauchen eine Plasma-Geologie und eine Plasma-Biologie, eine Plasma-Psychologie und eine Plasma-Geschichte, eine Plasma-Theologie und eine Plasma-Politik. Wir brauchen eine Plasma-Kunst.

In den achtziger Jahren gab es einen Schlager: „Die Zukunft ist so hell, ich brauche eine Sonnenbrille.“ Wenn die „Sonnenbrille“ aus Konsenstheorien besteht, dann bitte ich Sie dringend, sie *nicht* aufzusetzen. Kneifen Sie die Augen zusammen, wenn Sie es nötig haben, aber passen Sie Ihre Sehkraft dem neuen Licht an.

Teil 1: Die linke Hand des Wissens

Das Problem damit, die Evidenz für sich sprechen zu lassen, besteht darin, dass Evidenz nicht spricht. Sie ist stumm. Man muss ihr Wörter in den Mund legen. Und während man sich die Evidenz nicht ausdenken kann, kann man

sich Wörter ausdenken. Ihre Wörter sind die Fakten und Theorien *über* die Evidenz.

Stephen Toulmin, in seinem Essay von 1961 mit dem Titel *Foresight and Understanding (Voraussicht und Verständnis)*, schrieb über „die ständige Wechselbeziehung zwischen Theorie und Fakten – die Art, wie Theorien auf Fakten gebaut werden, während sie ihnen gleichzeitig Bedeutung geben und sogar festlegen, was für uns überhaupt ‚Fakten‘ sind . . .“.

Die meisten unserer Wörter kommen vor den Fakten und Theorien; sie gehen der Wissenschaft voraus; sie sind Vorurteile, auf denen die Wissenschaft beruht. Die Wissenschaft bietet keine Grundlagen, nur Aufbauten. Unsere kognitiven Fähigkeiten schwimmen auf einem Meer der Erfahrung und bauen Flöße des Wissens mit den Vorurteilen und der Evidenz, die in Reichweite sind.

Wenn sich Technologie und Kultur verändern und die Evidenzströme an uns vorbeibranden, teilweise als Reaktion auf die Wissensflöße, die wir gebaut haben, veralten die alten Flöße und es wird notwendig, dass wir neue bauen. Neue Instrumente finden neue Evidenz. Neue Werte schaffen neue Ziele. Neues Wissen bringt neue Fragen.

Zu fragen, ob eine Theorie permanent richtig oder falsch ist, ist die falsche Fragestellung. Bestimmte Behauptungen innerhalb einer bestimmten Theorie können im Hinblick auf diese Theorie als richtig oder falsch beurteilt werden. Aber Theorien haben ein Verfallsdatum. Die beweglichen Teile nützen sich unvermeidlich ab.

Douglas Allchin stellt in *The Epistemology of Error (Die Erkenntnistheorie des Irrtums)* fest, „die wesentliche epistemologische Unterscheidung liegt nicht zwischen richtig und falsch, Fakt und Artefakt. Statt dessen liegt sie zwischen empirisch ungelösten Fragen, oder der Unsicherheit, und den gelösten Fragen, wo Fakt und Irrtum unterschieden werden . . . Der Urzustand ist Unsicherheit, nicht Unrecht haben.“

Er bemerkt, dass dies keine dauerhafte Unterscheidung ist: Wenn eine Frage einmal gelöst, wenn also ein Wissensfloß gebaut worden ist, können weitere Untersuchungen sie wieder in die Unsicherheit befördern. Neue Stromschnellen der Evidenz und Gedankenströmungen führen dazu, dass dieses Floß überholt oder sogar auseinandergebrochen wird.

Allchin berichtet die Geschichte der Doktoren EIJKMAN und GRIJNS. 1886 war die Theorie, dass Bakterien Krankheiten erregen, gerade erst bekannt geworden. Dr. Eijkman nahm sich vor, das Bakterium zu finden, das Beriberi verursachte. Er führte die größte kontrollierte Studie seiner Zeit mit 280.000 Probanden durch. Das Ergebnis war schlüssig: Menschen, die viel polierten Reis aßen, erkrankten an Beriberi; bei Menschen, die unpolierten Reis aßen, geschah dies nicht. Es war klar, dass das Reiskorn mit dem Bakterium infi-

ziert war, während die Spelze das Gegengift enthielt. Er bestätigte seine Entdeckung, indem er Beriberi-Patienten mit den abpolierten Spelzen fütterte: Sie gesundeten wieder. Er erhielt den Nobelpreis für seine Arbeit.

Sein Nachfolger, Dr. Grijns, wunderte sich, als Versuche fehlschlagen, die Bakterien zu züchten. Grijns stellte die Frage auf den Kopf: Vielleicht war die Ursache von Beriberi nicht etwas *in dem* Reis, sondern etwas, das *nicht* im Reis war. Eijkmans Theorie, die sich aufgrund der Daten ihrer Zeit als richtig erwiesen hatte, wurde wieder unsicher. Grijns baute ein Floß um die Idee der Mangelernährung, die Alles leistete, was die Bakterientheorie konnte, aber eben noch viel mehr.

Man könnte versucht sein, einen Vergleich mit modernen Theorien bezüglich Gravitation und Gas im Gegensatz zu Elektrizität und Plasma anzustellen.

In einer freien Gesellschaft, ohne Unterdrückung weiterführender Forschungen und Spekulationen, werden beständig strenge Rückfragen gestellt, während das Wissen immer weiter wächst. Das Wissen untergräbt sich also ständig selbst. Solche Freiheit ist eine furchterregende Sache. Reputationen, Existenzen, ganze Industrien werden von diesen Flößen getragen, und das Veralten dieser Flöße verursacht Unbehagen, ja sogar Panik.

Wissen wirft ein Licht in eine bestimmte Richtung: Es erhellt einige Dinge eine kurze Zeit lang. Viele Menschen haben starke Gründe, das Licht auf ihr Floß konzentriert zu halten, und den Glauben, dass es die ultimative Erkenntnis, der Endgedanke ist, am Leben zu erhalten. Wenn das Floß in den Stromschnellen neuer Evidenz und Ideen auseinanderbricht und das Licht ausgeht, wird Vieles von dem, was wir Wissen nennen, zu Nachbildern, die in der Dunkelheit der Unsicherheit funkeln und uns in die Irre führen: Halton ARP hat einmal gesagt, es sei besser, ein Ding, das falsch ist, nicht zu wissen, als viele Dinge zu wissen, die richtig sind.

Die linke Hand des Wissens ist unsere Einbildung, dass wir einen endgültigen Gedanken besitzen. Wir sind nur Treibgut in den Stromschnellen unserer Erfahrung, und unsere Gedankenmodelle, obwohl sie tausend Jahre überdauern mögen, sind ebenso sterblich wie wir.

Doch können wir Trost und Mut aus dieser Beobachtung ziehen: Wir treiben umher, wir sind flott.

Teil 2: Ein warnendes Beispiel

Als die paläolithischen Jäger ihre Höhlen in den Berghängen verließen, um die paläolithischen Hamburger über die Ebene zu jagen (das war vor dem *McPaleoBurger*-Franchise), stellten die paläolithischen Astronomen auf den Bergeshöhen Folgendes fest: Je weiter die Jäger wegrannten, desto kleiner

und blasser erschienen sie. Durch Messung der anscheinenden Größe eines Jägers und Verwendung paläolithischer Trigonometrie konnten die Astronomen berechnen, wie weit ein Jäger weg war.

Mit einem Taschenrechner ist das einfach, aber der einzige Apparat auf Silikonbasis, den diese alten Knacker in ihren Taschen hatten, waren Felsstücke. Mit denen brauchte eine Kalkulation erheblich länger. Die alten Knacker suchten also nach einer Abkürzung.

Ein Astronom bemerkte: Je weiter ein Jäger rannte, desto müder wurde er und desto roter wurde er im Gesicht. Durch die einfache Messung, wie rot ein Jäger im Gesicht wurde, konnten die Astronomen berechnen, wie weit weg er war. Dies nannten sie das Rotgesicht-Entfernungs-Verhältnis.

*

Mit der Erfindung des Fernrohrs wandten sich die Astronomen den Galaxien zu. Sie stellten fest, dass einige von ihnen groß und hell erschienen, andere sahen kleiner und blasser aus. Dies löste eine Urerinnerung an ihre Vorfahren aus, die ihre Jäger über die Ebene rennen sahen: Vielleicht bedeuteten ‚kleiner‘ und ‚blasser‘ ja ‚weiter weg‘. Wenn es nur eine leicht zu messende Eigenschaft gäbe, die man mit ‚kleiner‘ und ‚blasser‘ in Verbindung bringen könnte, dann könnten die Astronomen die Entfernung zu diesen Galaxien feststellen.

Und sie fanden eine! Wenn man das Licht einer Galaxie durch ein Prisma leitet, bricht es in die einmaligen Farben, die jedes lichtabstrahlende Element produziert. Die Astronomen stellten fest, je kleiner und blasser eine Galaxie war, desto mehr bewegten sich die Farben jedes Elements in Richtung der roten Seite des Spektrums. Sie waren begeistert. Sie brauchten nur diese Rotverschiebung einer kleinen Galaxie zu messen, um ihre Entfernung festzustellen.

Dies bestätigte die Erinnerung an die Vorfahren. Ohne sich die Mühe zu machen sie zu überprüfen, taten sie das Verhältnis zwischen Rotverschiebung und Entfernung kund und gingen in die Kneipe, um zu feiern. Das war aber ein Fehler. Sie hatten nämlich den Rest der Geschichte über die Rotgesicht-Entfernungs-Relation vergessen.

*

Die paläolithische Verteidigungsindustrie begann, das Verhältnis der paläolithischen Astronomen zwischen Rotgesicht und Entfernung zu nutzen, um festzustellen, wie nahe einfallende Volksstämme waren. Der oberste Krieger schulte die Wachmänner darin, Größe und Farbe zu beobachten: klein und dunkelrot bedeutete weit weg und daher niedrige Alarmstufe – kaut weiter an euren Hamburgern; groß und hellrosa bedeutete in der Nähe und daher hohe Alarmstufe – greift zu euren Speeren.

Eines Tages bemalte ein Pygmäenstamm von der anderen Seite der Ebene seine Gesichter dunkelrot und überfiel den Berg der paläolithischen Astronomen. Deshalb gibt es heute keine paläolithischen Astronomen mehr.

*

Als die modernen Astronomen in die Kneipe gingen, um das Verhältnis zwischen Rotverschiebung und Entfernung zu feiern, blieb Halton ARP zurück. Er schaute sich einige der seltsamen Galaxien etwas genauer an und stellte fest, dass eine Menge kleiner, blasser Objekte mit viel höherer Rotverschiebung um sie herum versammelt war. Wie wäre es, überlegte er, wenn diese Objekte mit hoher Rotverschiebung in der Nähe und in Wirklichkeit kleiner und blasser sind? Wie wäre es, wenn sie sozusagen nur ihre Gesichter rot bemalt hätten?

„Hey Jungs,“ rief er und rannte hinter den Feiernden her. „Ratet mal, was ich gefunden habe?“

Aber sie wollten nicht, dass er ihre Feier verdarb: So schlossen sie die Tür und sperrten ihn aus.

Heute tauchen die kleinen, blassen – und nahe gelegenen – Rotverschiebungsobjekte überall rund um uns auf, sogar vor einigen der großen, hellen Galaxien. Sie kündigen eine Invasion neuer Theorien an, und die modernen Astronomen liegen im Sägemehl [der Kneipe], betrunken von ihrer voreiligen Schlussfolgerung. Die Wenigen, die sich nicht an der Party beteiligt haben, können nun nüchtern zum zweiten Mal hinschauen.

Teil 3: Nicht Großvaters Katastrophismus

In der guten alten Zeit, als noch nicht Wissenschaftler die wahrhafte Wahrheit ausgeknobelt hatten, glaubten die Menschen, katastrophische Ereignisse hätten die Erdoberfläche geformt. Beispielsweise hinterließ die Sintflut die Meeresmuscheln auf den Berggipfeln. Ein grantiger Gott griff wundersamerweise in die Natur ein – und Ihr reißt euch besser zusammen, sonst nimmt Euch Noah das nächste Mal nicht mit.

Nachdem die Wissenschaftler die wahrhaftige Wahrheit ausgeknobelt hatten, glaubten die Menschen, Regen und Wind hätten die Umformung schrittweise über Jahrmillionen bewerkstelligt. Aber dann traf der Alvarez-Asteroid auf das Bewusstsein der Menschen, und katastrophische Ereignisse schlichen sich wieder in die aktualistische Erzählung ein.

Jetzt gibt es einen neuen Katastrophismus zu kaufen, und das ist nicht Großvaters Katastrophismus. Er besteht darauf, dass die alten Geschichten über grantige Götter, die rund um die Erde fast gleich sind, Augenzeugenberichte über Naturereignisse sind, die in bildhafter statt wissenschaftlicher Sprache erzählt wurden.

Dabei sind die Gottheiten eine fantasievolle Art, wie der Mensch eine gefühllose Natur vermenschlicht: Wenn wir so tun, als seien naturgesetzliche Instanzen menschlich, dann lassen sie sich vielleicht durch unser Flehen erweichen. Der Katastrophismus – und das ihn so Nennen – ist ein Beschwichtigungsmittel für den historischen Gebrauch. Als Naturereignisse waren die katastrophischen Episoden nur „ein bisschen energischer“ als die alltäglichen Ereignisse, die wir gegenwärtig erleben.

Eine Faustregel in der einheitlich aktualistischen Wahrheit lautet, dass die Gegenwart den Schlüssel zur Vergangenheit enthält. Aber was stecken wir in die Schatulle der Gegenwart? Wenn ich nur von meiner zwanzigjährigen Lebenserfahrung auf einer Insel im Puget Sound ausgehe, kann ich keine Wüste erklären.

Wenn ich die Erfahrungen aller Menschen rund um den Erdball mit einschließe, dann scheint ein Zeitraum von 20 Jahren übertrieben willkürlich. Soll ich alles mit einschließen bis beispielsweise 687 v. Chr.? Das ist der Zeitpunkt, von dem Ptolemäus sagte, darüber hinaus funktioniere die Retrokalkulation von Finsternissen nicht mehr. Auch das scheint mir willkürlich zu sein, aber über dieses Datum hinaus muss ich Großvaters Katastrophismus-Geschichten mit einschließen.

Und warum sollte ich „die Gegenwart“ auf die Erde beschränken? Warum sollte ich sie auf die mechanischen Erosionsprozesse beschränken – hauptsächlich Wasser und Wind, – von denen die Wissenschaftler vor der Plasma-Zeit wussten?

Die Überprüfung der Planeten seit dem Raumfahrtzeitalter hat Narben elektrischer Entladungen entdeckt – und zwar große. Diese Untersuchung hat die Ströme und Stromkreise im Weltraum entdeckt, die diese Narben verursacht haben könnten, wenn eine Überspannung im Stromkreislauf zu einem Zusammenbruch führte. Die Überprüfung der Galaxis hat wahrscheinliche Vorkommen solcher Zusammenbrüche entdeckt: explodierende Sterne und Sterne mit Jets und hochenergisches Treiben rund um die Sterne.

Nun hat „die Gegenwart“ eine Energiequelle, die „ein bisschen energischer“ ist – und zwar sehr viel mehr. Sie hat Mechanismen – Plasma-Entladungen –, die die in Großvaters Geschichten berichteten Wirkungen herstellen können (ohne grantige Götter). Und sie ist lang genug, die Geschichten mit einzuschließen.

„Plasma-Katastrophismus“ liefert im Gegensatz zu „göttlichem Katastrophismus“ eine völlig natürliche Erklärung zu den Berichten vom Hubble-Teleskop bis zu den großväterlichen Berichten. Er trägt nicht nur dem Rechnung, was die aktualistische wahrhaftige Wahrheit erklären kann, sondern auch den vielen Anomalien und der Evidenz, die die wahrhaftige Wahrheit unter dem Teppich gekehrt hat.

Von einem natürlichen Standpunkt aus gesehen waren die Ereignisse, die die Menschen katastrophisch nennen, nur ein Funken von einem planetaren Finger hin zu einem Türgriff. Er mag vier oder fünf Meilen Lithosphäre von der gesamten Nordhalbkugel des Mars abgetragen haben. Er mag sie wie einen Eimer voll flüssigen Beton auf die Erde gekippt haben. Er mag 98 % der Menschheit vernichtet haben. (Aber seien Sie dankbar: Vorhergehende Funken haben die Mammuts und die Dinosaurier und die Trilobiten *ausgelöscht*.) Die Ereignisse des Plasma-Katastrophismus können in diesen leicht zu beeindruckenden menschlichen Geschöpfen Ehrfurcht und Schrecken erregen, aber die Natur sieht solche Ereignisse nur als Steigerung der Größenordnung.

Unsere Ur-Großväter wurden von vorübergehenden Hochenergieereignissen in Schrecken versetzt. Darauf folgende Generationen glaubten ihre Geschichten über wütende Gottheiten, die die Ordnung in Himmel und Erde umstürzten. In den letzten Jahrhunderten haben viele Menschen die Gewohnheit umgedreht: Sie haben die Geschichten von den wütenden Göttern nicht mehr geglaubt, und sie haben die darin berichteten Ereignisse verleugnet.

Heute durchbricht die Möglichkeit, vorübergehende (kurzzeitige) Hochenergieereignisse mit Plasma-Mechanismen zu erklären, die Mauer unseres Bewusstseins, und wir können Naturereignisse von eingebildeten göttlichen Ursachen unterscheiden. Der neue Katastrophismus ist eine natürliche wissenschaftliche Theorie. Ich verkünde hier keine neue, besonders wahre Wahrheit. Ich anerkenne nur, dass ich wahrhaftig nichts weiß und mir deshalb viel vorstellen kann.

Teil 4: Aufeinanderfolgende Weltbilder

Ein Künstler malt als Reaktion auf eine Vorstellung, die ihn inspiriert. Diese Vorstellung ist persönlich, aber weil der Künstler in einer Gemeinschaft mit anderen Menschen lebt, die besondere kulturelle Charakteristiken haben, spiegelt die Vorstellung des Künstlers das Weltbild dieser Kultur.

Deshalb beinhalten die Malereien in der Höhle von Altamira und andere paläolithische Malereien ein bestimmtes Weltbild, wie dies auch die Felszeichnungen am Newspaper Rock [in Utah] tun. Die Gemälde und Zeichnungen sind recht unterschiedlich, daher sind die Weltbilder, die sie vertreten, auch recht unterschiedlich.

Der Unterschied zeigt, dass unter den Höhlenmenschen ein Paradigmenwechsel stattfand.

Die Menschen ändern die Art, in der sie über das Weltall denken, nicht eines Morgens am Frühstückstisch: Meistens gibt ihnen das Weltall einen Tritt in den Hintern. Die bukolische Welt der paläolithischen Menschen

stürzte über ihren Pinseln und Pigmenten zusammen. Bilder von netten Pferdchen ergaben keinen Sinn mehr.

Kreise und Leitern und entenköpfige Strichmännchen zeigten jetzt ein neues Weltbild. Wütende und unberechenbare Götter entvölkerten die Erde und gestalteten ihre Oberfläche um. Das war wohl das erste Stadt-sanierungsprojekt der Erde, und es scheint nicht gut gegangen zu sein.

Heutzutage sind die Veränderungen nicht so dramatisch. Aber die Neuzeit hat eine Welt gebracht, die ebenso anders ist, als die Götter für die Pferdemen-schen waren. Was bedeutet es, das Weltall im Röntgen- und Radiolicht zu sehen? Was bedeutet es, unseren eigenen Planeten vom Mond aus zu betrachten? Was bedeutet es, Kometenstaub einzusammeln? Was bedeutet es, die Dichte unsichtbarer Partikel im All zu messen? Was bedeutet es, wenn man darüber nachdenkt, dass Elektrizität die Sterne zum Leuchten bringt?

Unsere heutige Welt ist nicht mehr die Welt von Newton oder Einstein.

Wie die Höhlenmenschen sind wir darauf nicht vorbereitet. Unsere Kunstfertigkeit im Zeichnen von Pferden und im Erklären der Dinge mit Schwerkraft und Gas werden mit der Seltsamkeit nicht fertig. Das Weltall wird mit neuen Objekten bevölkert: Die Planeten sind nicht mehr isolierte Klumpen mit Masse, sondern elektrisch miteinander verbundene Zellen in kometenartigen Plasmahüllen. Die Sterne sind nicht Körnchen aus heißem Gas, die in unermesslicher Dunkelheit gravitieren, sondern Bogenlampen, die an um die Galaxie herumgewickelten Schaltkreisen aufgefädelt sind.

Plasma ist überall um uns, und Alles, was wir wissen, ist zweifelhaft. Unsere wissenschaftlichen Bibliotheken sind nur noch Brandrisiken.

Doch im Gegensatz zu dem früheren Wechsel ist jetzt nicht die Zeit, sich zu verstecken und zu trauern. Wir befinden uns nicht so sehr in einem Kataklysmus der Zerstörung, obwohl Theorien massenhaft absterben können, sondern in einer Flut von Chancen, eine neue Begriffswelt und neue Wissenschaften zu schaffen.

Wir sehen den Anfang einer Plasma-Kosmologie und einer Plasma-Physik. Aber der Wechsel wird sich nicht darauf beschränken, ein paar physikalische Gleichungen zu revidieren. Wir brauchen auch eine Plasma-Geologie und eine Plasma-Biologie, eine Plasma-Anthropologie und eine Plasma-Psychologie. Über die Naturwissenschaften hinaus brauchen wir auch eine Plasma-Geschichte und eine Plasma-Politik und eine Plasma-Theologie.

Wir werden Gedanken denken, die nie zuvor gedacht wurden, die zu den durch Instrumente erhöhten Empfindungen passen, die nie zuvor empfunden worden sind. Die Änderung im Weltbild wird ihren vollen Ausdruck in unseren ästhetischen Empfindsamkeiten finden. Malerei, Bildhauerei, Musik, Tanz, Theater, alle Künste werden zur großenteils unbewussten Neuorientierung unserer Auffassung vom Elektrischen Universum ästhetische Charaktere

ristiken beisteuern. Die Kunst, die auf die Felsen der Zukunft gezeichnet oder gemalt wird, kann so anders sein, wie Strichmännchen sich von Pferden unterscheiden.

Was sich nicht mit dem Paradigma ändern wird: Die Menschen versuchen den Sinn der Fußtritte der Natur zu enträtseln – durch Verfassen von Gedichten oder einer Theorie. Die Fußtritte kann man nicht verleugnen, aber die nichtmenschliche Natur überlässt es der menschlichen Natur herauszufinden, was sie bedeuten. Wir kehren zum menschlichen Maßstab zurück – die menschliche Erfahrung ist uns wichtig, wir möchten ihren Sinn erkennen.

Stellen Sie sich den archetypischen Menschen vor, wie er in ein Teleskop oder ein Mikroskop oder nur einfach in die Ferne schaut. Dieser Mensch ist selbst das Maß aller Wahrheit, die er je wissen kann. Der Inhalt ändert sich, aber seine Suche geht weiter.

Zum Schluss möchte ich einen Satz von Camus am Ende des *Mythos des Sisyphos* paraphrasieren: Ich verlasse diesen Menschen am Fuße des Berges, zwischen den Ruinen seiner jüngsten Erkenntnis. Er schaut noch immer nach vorn auf neue und vieldeutige Beobachtungen und auf alte Beobachtungen, die neuerdings vieldeutig geworden sind. Aus diesem Haufen Unsinn muss er eine andere Welt bauen, die Sinn hat. Er weiß, dass auch er eines Tages zerfallen wird. Aber der Kampf selbst genügt, um sein Herz zu erfüllen. Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen.

Meldon Acheson, maelduin@whidbey.com

Übersetzung Birgit Liesching, Überlingen; Mitbringsel von der EU-Konferenz durch Andreas Otte, Oerlinghausen

Ein weiterer Zeitsprung

Klaus Weissgerber

Ohne Annahme von Zeitären kann das Geschehen nicht datiert werden. In der Weltgeschichte entstanden viele solche Ären, deren Beginn nach wirklichen oder mythischen Ereignissen festgelegt wurde. Zeitsprünge kamen immer wieder vor. Zum Beispiel bei der Angleichung des julianischen Kalenders an das astronomische Sonnenjahr; die Gregorianische Kalenderreform war ohne der Annahme von „Phantomtagen“ nicht durchzuführen. Wie Heribert Illig überzeugend nachgewiesen hat, kam es im frühen Mittelalter auch zu willkürlichen Manipulationen. Alle 'Zeitsprünge' setzten aber herrschaftliche Aktionen voraus.

Eine solche Aktion war die Festlegung der Internationalen Datumsgrenze am 14. Oktober 1884 durch Vertreter von 25 Staaten (und weiterer abhängiger Territorien) auf der Internationalen Meridian-Konferenz in Washington (USA). Als Gegenbogen zum „Greenwich-Meridian“ wurde der 180. Längengrad verbindlich als Datumsgrenze bestimmt, allerdings schon damals mit einigen, politisch bedingten Abweichungen. Obwohl die Tschuktschen-Halbinsel östlich des 180. Längengrades gelegen ist, wurde sie mit dem übrigen russischen Sibirien der westlichen Zeitzone zugeordnet. Da die Aleuten-Inseln zum US-amerikanischen Alaska gehören, wurden sie analog der östlichen Zeitzone zugerechnet, obwohl sie teilweise westlich des 180. Längengrades liegen.

Die Bildung neuer Pazifikstaaten führte zu weiteren Problemen. So verläuft der 180. Längengrad mitten durch den Inselstaat Kiribati, der sich in Ost-West-Richtung über 5.000 Kilometer erstreckt. Die Regierung Kiribatis sah sich 1985 gezwungen, das ganze Land der westlichen „Zeitzone“ zuzuordnen, wodurch eine weitere 'Beule' in der Linie entstand.

Die Inselstaaten, die unmittelbar westlich der Datumsgrenze liegen, begrüßen alljährlich natürlich zuerst das neue Kalenderjahr, was nicht nur aus touristischen Gründen als Vorteil gilt. (West-)Samoa wechselte bereits 1892 zur östlichen „Zeitzone“ über, weil man glaubte, die zeitliche Nähe zu den USA zahle sich wirtschaftlich aus. Da aber jetzt die Wirtschaftsströme in die andere Richtung (Asien, Neuseeland und Australien) laufen, kehrte der Inselstaat anlässlich des Jahreswechsels 2011/12 in die westliche Zeitzone zurück.

Seitdem kann Westsamoa wieder als erster Staat weltweit das neue Jahr begrüßen. Interessant ist, dass hierbei der 30. Dezember kurzerhand aus dem Kalender gestrichen wurde: Man ging am Donnerstag, den 29. Dezember mitternachts direkt auf den 31. Dezember über. Der Grund: Bislang war der Frei-

tag in Samoa schon Sonnabend in Neuseeland und Australien, der dortige Montag aber erst Sonntag auf Samoa! Am 31. Dezember 2011 waren nun alle auf demselben Wochentag. So kam die Welt zu einem neuen, allerdings einmaligen 'Phantomtag'. Ost-Samoa („American Samoa“) verblieb in der östlichen Zeitzone.

Ein Nachtrag zu Ehren von Umberto Eco 80. Geburtstag am 5. Januar 2012

Die Datumsgrenze hat auch Schriftsteller wie den Alleskenner Eco beschäftigt. Die meiste Resonanz hatte allerdings – bei 120-jährigem Vorlauf – Jules Verne mit seiner **Reise um die Welt in 80 Tagen** (*Le Tour du monde en 80 jours*) aus dem Jahr 1873. Kern der Handlung ist der Versuch, die Welt zu umrunden, was seit dem Bau des Suezkanals und der amerikanischen Ost-West-Eisenbahn innerhalb dieser Frist möglich erschien. Phileas Fogg wettet beim Londoner Reform Club, dass ihm die Fahrt gelingt, und besteigt noch am selben Tag mit seinem Diener Passepartout den Zug. Die wesentlichen Aufenthalte: Paris - Brindisi - Bombay - Kalkutta - Hongkong - Shanghai - Yokohama - San Francisco - New York - Dublin - Liverpool - London. Trotz 1.000 Abenteuer zwischen Witwenverbrennung und Bisonherde, einem ständig störenden Detektiv (er sieht in Fogg einen Bankräuber und will ihn unerbittlich verhaften) und einem sich selbst verheizenden Schiff kommen die beiden nur wenige Minuten zu spät in den Club. Bei der ersatzweise sich anbahnenden Hochzeit zwischen Fogg und geretteter Witwe klärt sich der alles entscheidende Umstand auf: Die Weltreisenden haben einen (1) Tag gewonnen, als sie im Pazifik die Datumsgrenze überquerten. Also ein Happy End mit 1.000 £ Gewinn (bei vielfachen Ausgaben für den noblen Dandy), dazu glückliche Eheleute, ein zufriedener Diener und ein zufriedengestellter Detektiv.

1994 hat sich Umberto Eco in seinem dritten großen Roman dieses Themas angenommen: **Die Insel des vorigen Tages** (*L'isola del giorno prima*).

Wir sind im Paris des Jahres 1643, in dem Kardinal Mazarin an den Schalthebel der Macht sitzt – nur ein Jahr, bevor der Kastrat Atto Melani zum ersten Mal nach Paris zu Mazarin gebeten wird (s. S. 171). Während es in jenem Roman um die Fälschung der Zeit geht, geht es bei Eco um die Fixierung der Zeit. In einer Epoche, die noch keinen Chronometer hatte, der auf schwankenden Schiffsplanken zuverlässig lief, brauchte man auf dem 180. Längengrad ein Stück Land, einen 'Fixpunkt', auf dem man eine Station

errichten konnte, um nun mittels Planeten- oder Finsternisbeobachtungen das Pendant zum 0. Längengrad fixieren zu können. Die Engländer planen damals ein solches Unternehmen; deshalb befiehlt Mazarin der Hauptfigur der Erzählung, Robert de la Grive, inkognito bei Dr. Byrd anzuheuern, mitzufahren und herauszubringen, wie das die Engländer bewerkstelligen wollen.

Ab da drängt die zweite Seite des Barocks nach vorn: neben der Vernunft überschwängliches Theater mit vielfältigen Kulissen, Fieberträumen und Doppelgängern, mit erfundenen Romanen im Roman und Begegnungen mit dessen Personen bis hin zur Vorhölle. 'Barock' ist schon die Art des damaligen Zeitvergleichs: Es gibt ein sympathetisches Pulver, das eine Wunde verschlimmern kann, wenn man es auf die Klinge stäubt, von der die Wunde herührt. Byrd führt einen verletzten Hund mit: Wenn in London exakt um Mitternacht Pulver auf das Messer gestreut wird, dann heult der Hund auf und die Schiffsuhr wird synchronisiert – ein übersinnliches Messinstrument.

Unter tausenderlei intertextuellen Anspielungen – es schreibt schließlich Eco – kommt das Schiff in die Südsee, erleidet Schiffbruch am Korallenriff nahe der Insel des vorigen Tages (weil die Datumsgrenze zwischen Riff und Insel verlaufe), Robert überlebt und rettet sich auf ein Wrack, um festzustellen, dass im Schiffsrumpf noch ein versteckter Universalgelehrter, also ein deutscher Jesuitenpater überlebt hat. Da sie beide nicht schwimmen können, versuchen sie es wie Alexander im *Alexanderroman* mit einer Taucherglocke, worauf der Pater im Meer verschellen geht. Robert berührt bei einem weiteren Schwimmversuch einen hochgiftigen Fisch, worauf er deliriert, aber seine Aufzeichnungen weiterführt, bis buchstäblich alles verschwimmt.

Der 180. Längengrad musste noch warten, bis John Harrison 140 Jahre später eine Uhr konstruierte, deren regelmäßiger Gang allen Schiffsbewegungen trotzte. Obwohl die spanische Krone schon 1598 einen Preis, das britische Parlament 1714 einen hohen Preis für die Lösung des Längenproblems ausgelobt hatte, kam erst 1765 der Uhrmacher John Harrison 'halbwegs' in den Genuss der Preissumme. 1775 bestätigte James Cook die überragende Leistung der Harrison-Uhr. Ab 1790 ließ sie sich für wenig Geld nachbauen (nachzulesen bei Dava Sobel: *Längengrad*, 1995). Anzuführen ist, dass weder 1598, noch 1643 oder 1714 der Nullmeridian von Greenwich definiert war. Das geschah für Großbritannien 1738, für die gesamte Welt erst 1884. 1644 hatten sich die seefahrenden Nationen geeinigt, wie schon Claudius Ptolemäus den 0. Längengrad an die westlichste Kanarische Insel, El Hierro (Ferro), zu legen – der sogenannte Ferro-Meridian. Heute ist das Netz der Längen- und Breitengrade von der Erdoberfläche abgekoppelt, um Verfälschungen durch die Kontinentaldrift (s. S. 247) zu vermeiden

H. Illig

Zwischen Aachen und Impakten

Kurios bis bedenkenswert

Alfred Wegener (1880–1930; vgl. S. 42)

Vor 100 Jahren, am 06. 01. 1912 trug Wegener erstmals seine **Kontinental-drift-These** bei der Geologischen Vereinigung im Frankfurter Senckenberg-Museum vor. Die Geologen waren von dem jungen Meteorologen 'begeistert'. „Niemand, der bei Verstand ist, darf so etwas unterstützen“, lautete ein Urteil der Versammelten. Und irgendwie hatten sie recht, denn Wegener konnte keinen Antrieb für derartige Bewegungen ganzer Erdteile benennen.

Als der Forscher 18 Jahre später in Grönland erfror, interessierte sich niemand für die Drift, obwohl früher zusammenhängende Kontinente vieles erklären konnten: passgenaue Umrisse, Kohlenflöze in Norwegen, versteinerte Tiere einer Spezies beiderseits des Atlantiks und anderes mehr.

Erst 1962, genau 50 Jahre später, ging es voran, als Harry Hammond Hess seine Theorie der Ozeanbodenspreizung (seafloor spreading) veröffentlichte. Ein Jahr später stellten Drummond Matthews und sein Mitarbeiter Fred Vine ihre Erklärung der paläomagnetischen Anomalien in Gestalt paralleler Streifen vor, wie sie an mittelozeanischen Rücken auftreten (Stichwort Polsprung).

Ab da war allmählich der Weg für die Plattentektonik frei. Wenn Bojanowski feststellt: „Mit dieser Ignoranz schlitterte die Wissenschaft in ihre größte Blamage“, so ist der Blick aus der Distanz eines Jahrhunderts ein anderer. 1912 durfte lachen, wer für '(sich) herumtreibende' Kontinente den Antrieb vermisste. Als er von Hess gefunden war, erledigte sich das Lachen von selbst. Insofern stellen sich Theorien, bei denen es an zentraler Stelle noch 'krankt', immer ambivalent dar. Viele von ihnen 'kränkeln' dauerhaft.

Bojanowski, Axel (2012): 100 Jahre Erdplatten-Theorie. Der verlachte Revoluzzer mit der Weltformel; in *spiegel online*, 06. 01.

*

Ichthyosaurier beseitigt eine Artenauslöschung

Der Fund liegt schon 7 Jahre zurück. Aber im Januar dieses Jahres wurde der Fischsaurier mit dem starren Hals im Braunschweiger Naturhistorischen Museum als lebensgroßes Modell und als Skelett vorgestellt. Er bildet nicht nur eine neue Art, sondern widerlegt auch eine These. Laut Museumsleiter Ulrich Joger sei die Wissenschaft lange

„davon ausgegangen, dass die Ichthyosaurier – die Fischsaurier – am Ende der Jurazeit ausstarben, erläuterte Joger. Jüngste Entdeckungen zeigten aber, dass die Fischsaurier noch in der Unterkreide-Zeit in den Meeren

lebten. »Eine Katastrophe, die bisher angenommen wurde, kann so nicht stattgefunden haben.«“

Ausgerottet wird aber nicht die Großkatastrophe am Ende der Kreidezeit (Chicxulub-Krater), sondern eine kleine am Übergang von Jura zur Kreide.

mb/dpa (2012): Spektakulärer Fund an der Autobahn. Neue Fischeisurier-Art entdeckt; in *Focus online*, 04. 01.

*

Indianer aus dem Altai

Mitochondriale DNA und Y-Chromosom-DNA wiesen laut Untersuchungen an der University of Pennsylvania darauf hin, dass die Ureinwohner Nordamerikas in der Altai-Region, also am Schnittpunkt von Mongolei, China, Kasachstan und Russland ihren Marsch nach Osten begonnen haben. Unbeirrt hält die Gruppe um Theodore Schurr allerdings daran fest, dass sie über die zugefrorene Beringstraße marschiert seien.

Weber, Christian (2012): Die Wiege der Indianer; in *SZ*, 27. 01.

*

Reliefplastik im Magdalénien

Le Roc aux Sorciers, der Zaubererfelsen: In der dortigen Höhle (Angles-sur-l'Anglin in Südwestfrankreich) fand sich ein 30 m langer Fries mit Tierreliefs, aber auch Damen mit viel Unterleib, auf -14000 datiert.

Plailly, Philippe (2012): Die Meister des Magdalénien [Dokumentation]; *arte* 25. 02.

*

Mexiko kann einen **zweiten Asteroideneinschlag, vor 13.000 Jahren** bieten

Im Sediment des Cuitzeo-Sees fanden sich Nanodiamanten (Lonsdaleite), die sich nur bei extremer Schockwirkung bilden. Der zugehörige Asteroid von mehreren hundert Metern Durchmesser ruft mit der Jüngerer Dryaszeit eine letzte Eiszeit hervor, die Teile der Menschheit und große Säuger hinwegrafft. wsa (2012): Apokalypse vor 13 000 Jahren; in *SZ*, 07. 03.

*

Ötzi – der erste Zivilisationsdegenerierte?

Erbliche Veranlagung für eine Herz-Kreislauf-Krankheit, Gefäßverengungen in der Bauchaorta, Laktose-Unverträglichkeit, Borreliose, drei Gallensteine, Bandscheibenschäden, Karies, Parodontose. Das Leben als Naturbursche war damals härter als heute, sofern er wirklich aus dem -4. Jtsd. stammt. Pfeilschuss und Schläge auf den Kopf waren vielleicht nur Sterbehilfe für den moribunden 45-Jährigen.

Filser, Hubert (2012): Ötzi-Erbgut analysiert. Der Risikopatient aus dem Eis; in *SZ*, 29. 02. (wissen-online@sueddeutsche.de)

*

Der Lachs folgt dem Barsch bei der Schnellevolution

Eigentlich bräuhete es keine weiteren Hinweise auf eine rapide Evolution [vgl. Menting], aber solange puristische Evolutionisten ähnlich uneinsichtig sind wie die Kreationisten, so lange werden wir einschlägigen Berichten nachgehen.

Weil der Mensch mit Vorliege in die Natur eingreift, gleichgültig ob gewollt oder ungewollt, muss er immer neue Missstände beheben. Weil er im Bereich der Großen Seen den Saibling durch Überfischung in seinem Bestand gefährdet hatte, sollten nun die Königslachse (*Oncorhynchus tshawytscha*) als Raubfische ein leidliches Öko-Gleichgewicht wiederherstellen. Deshalb werden seit 1967 Junglachse von der Westküste hierher umgesiedelt, und alles scheint sich zum Guten zu wenden. Aber der Lachs (Chinook) hält sich nicht an alle Spielregeln. Nach zehn Generationen

„haben sich allein im Lake Huron mindestens zwei genetisch unterschiedliche Chinook-Stämme gebildet. Insgesamt zeigen die untersuchten Sequenzen sogar sechs verschiedene Muster. Die Fische haben begonnen, sich genetisch rapide voneinander zu entfernen“ [Swaaf].

Sie haben auch damit begonnen, Flüsse zu erwandern, in denen sie gar nicht ausgesetzt worden sind. Offenbar haben sie keine Probleme damit, dass hier wärmere Gewässer und andere Öko-Diskrepanzen zu meistern sind. Also 10 anstelle von 10.000 Generationen.

Menting, Georg (2009): Explosive Artbildung bei ostafrikanischen Buntbarschen; in *Zeitensprünge* 11 (4) 634-657

Swaaf, Kurt F. de (2012): Die Turbo-Evolution der Königslachse; in *spiegel-online* <http://www.spiegel.de/wissenschaft/natur/0,1518,806331,00.html>

*

Mooreichen: Zeugnis einer Katastrophe

Keine 3 km vom Chiemsee entfernt, kamen bei Drainage-Arbeiten drei (?) Mooreichen zu Tage. Anders als alle anderen Baumarten werden Eichen im Moor bestens konserviert. Und so fanden sich bei Grabenstät 6 m lange Baumstämme, deren Absterben auf 106–96 datiert wurde. Die Eichen sind nicht entwurzelt, sondern in mittlerer Stammhöhe abgebrochen worden – von einem Orkan der Extraklasse. Nun gilt der nahe Tüttensee (keine 2 km) für viele Geologen als Resultat eines Meteoritenschwarms, der zwischen Chiemsee und Altötting niedergegangen ist; aus meiner Sicht im -1. Jh., was zur Abwanderung der hiesigen Kelten führte und den vordringenden Römern den Weg ebnete. Die Baumstämme sind mittlerweile versteigert, genügend offene Fragen blieben zurück. Dr. Roland Eichhorn, Leiter der Geologieabteilung am Landesamt für Umweltschutz, akzeptiert den Sturm, nicht den Impact.

Kratzer, Hans (2012): Relikte einer Naturkatastrophe; in *SZ*, 09. 02.

*

Moorleichen: Zeugnis einer 'Kausalkatastrophe'

„Wie [Archäologin] Frau Haas-Gebhard bereits in einem Aufsatz (Bayerische Vorgeschichtsblätter 74, 2009) dargelegt hat, starb [Moorleiche] Rosalinde wohl zwischen 1290 und 1370, allerspätestens aber 1440. Demnach war sie bei ihrem Tod zwischen 20 und 30 Jahre alt und etwa 1,52 Meter groß.“

Manchmal steht die Kausalität festgemauert wie in Sümpfen ...

Kratzer, Hans (2012): Rosalinde aus dem Moor; in *SZ*, 28. 02.

*

Leserzuschrift zu Anwander, Gerhard / Illig, Heribert: „Jahrtausend-Katastrophen. Unwetter, Tsunamis und Impakte in Europa“ [3/2011, 722-728]

Zwei antike Tsunamis zur Zeit von Nero und Antoninus Pius

In der Cassius Dio-Ausgabe Otto Vehs habe ich zwei Textstellen gefunden, die zwei große antike Tsunamis in Kleinasien und im Mittleren Osten mit ihrem typischen Verlauf schildern:

Tsunami I [Epitome des Buches 63, Exc.Val. 257b, Xiphilinos 184, 8-23 R. St.]

26 (5) „Zu derartigen Späßen war er [Nero; VF] selbst in der damaligen Krise noch aufgelegt und es machte ihm wenig aus, [...] daß das Meer weit von Ägypten zurücktrat und einen großen Teil Lykiens überschwemmte.

27 (1) Als aber der Kaiser vernahm, die Soldaten hätten Galba zum Kaiser ausgerufen...“

Der Tsunami hat sich demnach vor dem Frühling +68 zugetragen, als Galba die Erhebung gegen Nero begann, womöglich in Verbindung mit einem großen Erdbeben, über welches Tacitus zum Jahre +60 berichtet:

„In demselben Jahr half sich eine von Asiens bedeutenden Städten, Laodicea, durch eine Erderschütterung zerstört, ohne Hilfe von unserer Seite, durch eigene Mittel wieder auf.“

Die antike Landschaft Lykien ist das Gebiet südwestlich vom heutigen türkischen Antalya; die antike Stadt Laodicea liegt nordwestlich in der Nähe von Pamukkale. Das Erdbeben scheint durch eine Platten-Verschiebung im Bereich der großen mittelmeeerischen Bruchzone zwischen Kreta und Zypern verursacht worden zu sein.

Tsunami II [Epitome des Buches 71, Xiphilinos 257, 14-24 R.St.]:

4 (1) „Zur Zeit des Antoninus soll auch ein gar schreckliches Erdbeben die Gebiete Bithyniens und des Hellespont heimgesucht haben. Auch andere Städte wurden schwer beschädigt oder sanken ganz in Trümmer; das war besonders bei Kyzikos der Fall. [...] Im Landesinneren aber brach,

wie man sagt, ein Berggipfel auseinander, und eine Flut von Meerwasser ergoß sich über die Ufer; und weithin übers Land trieb, vom Winde gepeitscht, die Gischt aus reinem, durchsichtigen Seewasser.“

Der Zeitpunkt war spätestens +161, weil Kaiser Antoninus Pius in diesem Jahre verstarb. Kyzikos liegt südwestlich von Istanbul am kleinasiatischen Ufer des Marmara-Meeres. Der Tsunami ereignete sich folglich in der westlichen Randzone der großen nordanatolischen Verwerfungslinie. In ihrem Bereich wandern die großen Erdbeben insgesamt offensichtlich stetig nach Westen. Man darf gespannt sein, wie der nahe gelegene neue Prestige-Tunnel Istanbul-Kleinasien das erwartete Großbeben verkraften wird.

Prof. Dr. Volker Friedrich, Puchheim

*

Jerusalem

Wann immer frühchristliche Funde aus Jerusalem gemeldet werden, wird zugleich Fälschungsalarm gegeben, denn was dort ans Licht kommt, ist allzu oft ein Produkt des 20. oder auch schon 21. Jh., etwa das Jakobus-Ossuar mit der gefälschten aramäischen Inschrift „Jakobus, Bruder des Jesus“ oder das Grab mit den Knochenkisten der Familie Jesu.

Nur 45 m von diesem sog. Jesus-Grab entfernt wurde per Endoskop ein Grab untersucht, bei dem von der quadratischen Mittelkammer neun bis zu 2 m lange, spitzgiebelige Grabschächte abgehen. In acht lagen noch Skelette, obwohl die Kalksteinkistchen für die Knochen vorbereitet waren. Das lässt an die Eroberung Jerusalems +70 denken. Inschriften und Ossuariumsschmuck verweisen auf Juden-Christen. Denn bei „Himmlicher Gott/ erhöhe/ AGB“ ist die griechische Umschrift des hebräischen Gottesnamen gewählt worden, den Juden nur bei Kopieren der Tora ausschrieben. An zwei Ossuarien wird ein für Juden nicht darstellbarer Fisch gezeigt, einmal mit einem Menschenkopf im Maul – die weitaus älteste Darstellung des Jonas-Motivs. Derartige Verletzungen von Kultgeboten wären für Jerusalemer Judenchristen möglich, sind auch bereits literarisch für das +1. Jh. belegt.

Lampe, Peter (2012): Endoskopie ins erste Jahrhundert nach Christus; in SZ, 02. 03.

*

Kaiser Karls weißer Elefant Abul Abaz

„Kein Autor hatte bisher jedoch daran gedacht, eine Biographie des Elefanten ins Auge zu fassen, bis Achim Thomas Hack den Mut zu der These hatte, eine größere Schwierigkeit als bei Karl dem Großen selbst stelle sich hier eigentlich nicht. Denn wie man dem Elefanten keine geschlossene Persönlichkeit und keinen Lebensentwurf zuschreiben dürfe, so sei es auch mit dem großen Herrscher. Eine individuelle Person mit eigenem

Willen sei nicht zu erkennen. »Wer sich hinter der Chiffre ›Karl der Große‹ verbirgt, ist eigentlich immer unklar.« Abwegig ist die Idee nicht, nur hätte Hack sie nicht als beiläufige Provokation vortragen, sondern in kritischer Auseinandersetzung mit der internationalen Biographiedebatte fruchtbar machen können.“

So schreibt in der F.A.Z. »borg« und hat längst vergessen, dass es diese kritische Auseinandersetzung bereits gegeben hat, wobei die Fachgelehrten keineswegs gewillt waren, die These fruchtbar zu machen – ganz im Gegenteil.

Ein Fund von V. Hoffmann, Würzburg

borg (2012): Kaisers Elefant; in F.A.Z, 03. 02.

Hack, Thomas (2011): „Abul Abaz“. Zur Biographie eines Elefanten; Badenweiler

*

Aachen im Wechselbad der Gefühle

Verloren: Die Münsterquelle

Die vor einem Jahr gemutmaßten Tiefbohrungen [Illig 2011, 70] sind bereits durchgeführt worden. Der Hydrogeologe Prof. Thomas Rüde stieß nicht auf Karls Grab, dafür konnte er nachweisen, dass die thermalwasserführenden Schichten 7,23 m unter dem Fußboden des Doms und 4,80 m unter dem Bodenniveau der Römer liegen. Demnach konnten Roms Badefreunde keine Thermalquelle unter dem Dom, insbesondere unterm Oktogon fassen. Nun ist geklärt, dass die römischen Mauerreste unter der Ungarnkapelle zu einer Hypokaustenheizung gehörten und dass die römischen Thermen von der höher gelegenen Quirinusquelle gespeist worden sind [Wimmer].

Gewonnen: Ein neues 'Karolinger'-Fundament

Im Bereich der einstigen Pfalz, an der heutigen Domsingschule kam wieder einmal Aachens einstiges Lieblingsgrabegerät, der Bagger, zum Einsatz, allerdings gut kontrolliert. Zeitweilig freigelegt wurde ein vier Meter breites Fundament; stärker als die Fundierungen von Dom und Rathaus. Deshalb grübelt Stadtarchäologe Andreas Schaub, für welchen Zweck im sog. Mittelbau des Verbindungsganges zwischen den beiden genannten Bauten ein dermaßen mächtiges Fundament gebraucht worden ist [Aachen].

Riskiert: einen Hubschrauber

Aachen schreckt zwei Jahre vor dem gigantischen 1200-Jahres-Event – bitte vormerken: 28. 01. 2014 – vor nichts zurück. Am 21. 02. wurde ein Hubschrauber ins Oktogon gerollt. Beim ersten Flugversuch durchschlug er die Halterung des Barbarossa-Leuchters; Flugmaschine und mittelalterliche Preziose stürzten gemeinsam in die Tiefe, durchschlugen den Fußboden – und da klaffte es: das Grab Karls, lang gesucht und jetzt mittels Hightech entdeckt...

Nachdem der Helikopter am Rosenmontag aufgestiegen ist, durfte die Phantasie einen Moment lang närrisch spielen. Zurück zur Wahrheit: Für die aufwendige Doku-Fiction *Karl der Große* ließ Regisseurin Gabriele Wengler wiederholt einen kamerabestückten „Minicopter“ durchs Oktagon knattern, dessen Batterien vier Minuten lang Filmaufnahmen ermöglichen. Es kam, wie es kommen musste: Das 4 kg schwere Gerät stürzte ab – freilich nur aus geringer Höhe. Insofern gab es keine Schäden; auch Karls Schädelkalotte wurde nicht unterm Oktagon, sondern in der Schatzkammer gefilmt.

Aachen (2012): Karolingisches Fundament entdeckt; in *Aachener Nachrichten*, 01. 03
Breuer, Werner / Richter, Holger (2011): RWTH legt Spekulationen über eine Münsterquelle trocken; in *Aachener Nachrichten*, 14. 12.

Illig, Heribert (2011): *Aachen ohne Karl den Großen*; Gräfelting

Jekubzik, Günter H. (2012): Turbulenzen in der Flugverbotszone. Mit dem Helikopter durch den Dom: Spektakuläre Dreharbeiten an Rosenmontag für die TV-Dokumentation „Karl der Große“; in *Aachener Zeitung*, 21. 02.

Wimmer, Thomas (2011): Die Münsterquelle ist ein Märchen (*rwth Aachen university*) <http://www.rwth-aachen.de/aw/main/deutsch/Themen/Einrichtungen...>

*

Die deutsche Geschichtswissenschaft formiert sich neu

Lothar Gall (Jg. 1936) übergab die Leitung des *Historischen Kollegs* an Andreas Wirsching, der seit letztem Jahr das *Institut für Zeitgeschichte* leitet, die Leitung der *Historischen Kommission* an Gerrit Walther, beide Jahrgang 1959. Mit der Stabwechsel bei der *Monumenta Germaniae Historica*, von Rudolf Schieffer (Jg. 1947) an Claudia Märkl (Jg. 1954) hat sich der Kreis des Führungspersonals – auch seit dem Tod von Horst Fuhrmann (1926–2011) – deutlich verjüngt. Alle vier Institutionen haben ihren Sitz in München.

Schloemann, Johann (2012): Die Zukunft ist wieder offener; in *SZ*, 08. 03.

*

Der „Fliegende Holländer“ unter den Jahren

„Das Schaltjahr als solches ist frei von Schuld. Es muss ausbaden, was die Erde in ihrer um die Sonne sowie um sich selbst taumelnden Unvernunft angerichtet hat und ständig neu anrichtet. Statt sich, wie das im Kalender vorgesehen ist, binnen 365 Tagen einmal um die Sonne herumzubewegen, benötigt sie dafür 365 $\frac{1}{4}$ Tage, eine bei nur 940 Millionen Kilometern schwer verständliche Schlamperie. Was haben die Kalendermacher wegen dieser Verzögerung nicht schon nachbessern müssen: Als hätte er sonst nichts zu tun gehabt, musste Cäsar die zeitliche Unwucht durch Einbau des Schalttages ausgleichen, doch da die Erde nicht einmal ihren zusätzlichen Vierteltag präzise einhielt, war es dann an Papst Gregor XIII., abermals die Bremse zu ziehen und das Jahr 1582 um zehn Tage zu kürzen.

Ohne jetzt in eine unbillige und wahrscheinlich auch kaum belegbare Schöpfungskritik abzugleiten, möchte man doch anmerken, dass beim Bau von Universen und speziell von Sonnensystemen Präzision das A und O ist.“

Streiflicht in der *SZ*, 29. 02. 2012

*

Du-ineser Elegie oder Chinesische Regierung warnt vor Zeitreisen

„Physiker der Hong Kong University of Science und Technology unter der Leitung von Du Shengwang [haben] nachgewiesen, dass ein einzelnes Photon nie schneller sein kann als das Licht. Der Physiker Du fasst die Konsequenzen dieser Messung [...] kühl zusammen: »Vereinfacht ausgedrückt behauptete Einstein, dass sich nichts schneller fortbewegen kann als das Licht. Unsere Studie bestätigt Einsteins Kausalität: Ein Effekt kann niemals vor seiner Ursache stattfinden. [...]

es [sind] chinesische Wissenschaftler, die hier dem Konzept der Zeitreise den wissenschaftlichen Garau machen. Schließlich hat im April dieses Jahres die chinesische Regierung zwar nicht, wie der *New Yorker* damals behauptete, Zeitreisefilme kategorisch verboten, aber doch: Das Komitee der Fernsehdirektoren zeigte sich damals besorgt darüber, dass immer mehr Serien auf dem Gedankenspiel einer Zeitreise fußen. Viele der Geschichten, so das Komitee in seiner Verlautbarung, »sind völlig erfunden. Die Produzenten und Drehbuchautoren behandeln die ernste Historie auf frivole Art und Weise, die man unter keinen Umständen weiterhin unterstützen sollte.«“

Rühle, Alex (2011): Ursache, Wirkung, Steuererklärung. Die Chinesische Regierung warnt ihre Bürger vor Zeitreisen; in *SZ*, 28. 07.

*

Einstein und die Neutrinos

Manchmal dauert es fünf Monate, bis „ein loser Stecker“ gefunden wird, bei lockeren Schrauben manchmal noch länger.

September: „Viele Physiker äußerten sich skeptisch, als sie im September von den Ergebnissen französischer und italienischer Forscher hörten.“

November: „Es wird immer wahrscheinlicher, dass sich einige Elementarteilchen tatsächlich schneller als das Licht bewegen können. Die Wissenschaftler am europäischen Kernforschungszentrum CERN in der Schweiz konnten jetzt einen möglichen Fehler ausschließen, der ihnen bei den überraschenden Messungen unterlaufen sein könnte.“ [beide focus, 18. 11. 2011]

Februar: „War tatsächlich die moderne Physik in ihren Grundfesten erschüttert? Oder spielte der komplizierte Versuchsaufbau des Experiments mit

dem Namen »Opera« einen teuflischen Streich? Bis in kleinste Details diskutierte Experten seit der ersten Veröffentlichung der Opera-Daten im September 2011 mögliche Fehlerquellen, unter anderem die auf GPS-Signalen basierende Distanzmessung. Nun zeigt sich: Es gab mindestens einen Fehler, einen höchst trivialen – einen schlecht sitzenden Stecker.“ [Illinger]

Es wird deutlich mehr Sorgfalt, Grips und Raffinesse brauchen, um Einsteins Relativitätstheorie auszuhebeln.

focus online (2011): Neutrinos laut CERN immer wahrscheinlicher; 18. 11.

Illinger, Patrick (2012): Rasende Neutrinos am Cern. Loses Kabel stellt Physik-Sensation in Frage; in *sueddeutsche.de*, 23. 02.

*

Higgs: Es kommt näher

Kaum war Andreas Ottes Artikel über die „Gespensische Physik“ im Druck [ZS 3/2011, 742-748], überschlugen sich die Meldungen: Cern-Chef Rolf Heuer lud zu einem Seminar am 13. 12. 2011 ein: Die Experimente Atlas und CMS würden positive Ergebnisse liefern, das Higgs-Teilchen sei mit 99 %iger Sicherheit nachgewiesen, das letzte Promillepünktelchen werde dann im Jahr 2012 nachgereicht [mli]. Denn es ist klar: Erst ab 99,99999 % wird aus dem nur indirekt nachweisbaren Higgs ein Hicks nach knallenden Champagnerkorken. Seitdem gibt es Hinweise [Grotelüschchen] auf eine win-win-Situation bei den Physikern. Wird die Existenz des Higgs-Boson statistisch untermauert, bestätigt sich das Standardmodell der Physik (samt Erklärung, warum es überhaupt Masse im Weltall gibt), andernfalls kann ein Modell jenseits des Standardmodells entwickelt und ein noch größerer Teilchenbeschleuniger gebaut werden.

F.A.Z. (2011): Dem Higgs-Teilchen auf der Fährte; in *F.A.Z.*, 27. 07.

Grotelüschchen, Frank (2012): Die Einschläge kommen näher. Physiker sind dem Higgs dicht auf den Fersen; *deutschlandfunk*, 01. 03. (Internet)

mli (2011): Higgs hebt ab; in *F.A.Z.*, 07. 12.

*

Frage von Ulf von Rauchhaupt an den Astrophysiker Brian Schmidt zur Erklärung der **akzelerierten Universumsausdehnung**: [Hvhg. HI]

„Die einfachste Erklärung ist, dass der Raum selbst voller Energie ist, wir nennen sie Dunkle Energie. Das passt bislang zu allen Beobachtungen. Es ist natürlich kein Beweis. In der Naturwissenschaft kann man letztlich *nichts wirklich beweisen*. Aber es ist eine ziemlich gute Theorie.“

Später kommt die Frage, ob unser Universum nur eines von vielen ist:

„Ich habe keine Ahnung. Ich weigere mich, auf naturwissenschaftlichem Gebiet Vermutungen über Dinge anzustellen, die ich nicht nachprüfen kann. In dieser Hinsicht sehe ich mich als militanten Agnostiker. *Ich spekuliere nicht.*“

Kommentar HI: Wenn ich nichts beweisen kann, kann ich nur mutmaßen und behaupten. Das ist nicht weit weg vom Spekulieren. Wenn ich dann nicht spekulieren will, was bleibt mir noch? Das Glauben oder der Glaube.

Rauchhaupt, Ulf von (2011): Der agnostische Winzer. Ein Gespräch mit dem australischen Astrophysiker Brian Schmidt; in *F.A.Z.*, 07. 12.

*

Kolumne „**Das verstehe ich nicht**“ im *SZ Magazin*

Michèle Roten titelte [Nr. 50 vom 16. 12. 2011, S. 8]: *Schlechter Schnitt. Laut einer neuen Statistik kann jeder fünfte 15-Jährige in Deutschland weder lesen noch schreiben. Wer soll das glauben? Dann gab sie ihrer eigenen Skepsis und Dyskalkulie Ausdruck:*

„Aber jeder Fünfte? Es ist ja noch vorstellbar, dass einem Lehrer dieser eine, sehr geschickte Schüler entgeht, aber wenn in einer Klasse von 20 Kindern fünf Analphabeten sitzen?“

Fünf Analphabeten und nur eine Rechenschwache? Ach Pisa...

*

Karriere ist Armut an Ideen

1993/96 gab mir das Plagiat meiner Doktorarbeit Anlass, mit einer Schrift unter diesem Titel den Plagiatsfall aufzuklären. Der an Science Fiction, auch lesbar als fiktive Wissenschaft, interessierte Dr. Roland Innerhofer war auf einen Friedell-Text gestoßen (*Die Reise mit der Zeitmaschine*) und so auf meine Dissertation. Rasch erkannte er, dass ihm hier alle Recherche-Arbeit bereits abgenommen ist, wenn er in eigenen Worten noch einmal zu meinen Ergebnissen kommt, erhielt dafür ein Stipendium, dem die Habilitation entsprang und machte letztes Jahr mit 56 Jahren den entscheidenden Karriereprung. Mit lediglich vier Buchtexten zum Erfolg:

1980 die Dissertation: *Hans Magnus Enzensbergers Mausoleum. Zur "dokumentarischen" Lyrik in Deutschland.* Wien

1985 eine Tiefschürfung: *Die Grazer Autorenversammlung (1973-1983). Zur Organisation einer "Avantgarde".* Wien

1990 das Plagiat: *Kulturgeschichte zwischen den beiden Weltkriegen: Egon Friedell.* Wien

1996 die Habilitation: *Deutsche Science Fiction 1870-1914. Rekonstruktion und Analyse der Anfänge einer Gattung.* Wien

2011: Ordentlicher Professor für Neuere Deutsche Literatur mit besonderer Berücksichtigung der österreichischen Literatur am *Institut für Germanistik der Universität Wien.*

Die Wiener Universität mag sich glücklich preisen...

*

Die Kiste

„Als Hartmut Toddenroth nach langer Zeit endlich mal wieder seinen Dachboden aufräumte, da fiel ihm ein uraltes Dokument in die Hände, das bisher in einer geheimnisvollen Holzkiste mit eisernen Beschlägen verborgen gewesen war. Das Pergament lag auf einem Kissen aus purpurnem Samt und war vergilbt und zusammengerollt. Es wurde nur von einem großen Klacks Siegellack zusammengehalten, in den jemand ein prunkvolles Wappen und eine ebenso goldene wie silberne Kordel eingedrückt hatte. An ihr hing eine Medaille mit seltsamen, fremden Schriftzeichen Vorsichtig nahm Hartmut Toddenroth die Kiste samt Dokument hoch, trug sie hinunter und warf sie achtlos in den Müllcontainer. Neugier war noch nie eine seiner Schwächen gewesen.“

Aus der Seite „Die Wahrheit“ der *taz*, Berlin, vom 08. 03. 2012

*

Der Asteroiden-Abwehrschild (NEO-Shield)

Wer gedacht hat, die Wissenschaft wüsste bereits, wie einem Nah-Erd-Objekt zu begegnen ist, sieht sich getäuscht: „Es gibt derzeit keinen internationalen Plan, wie wir mit der Bedrohung durch einen Asteroiden umgehen sollten.“ Alan Harris muss es als Initiator eines internationalen Projekts wissen. Aber Apophis kommt erst 2029 bis in Winknähe. Also abwarten und auf Hollywood vertrauen („Armageddon“). Vielleicht geht man davon aus, dass der deutlich frühere Finanzcrash den NEO-Shield überflüssig macht.

Stirn, Alexander (2012): Saugen, schubsen oder sprengen? Europa, Russland und die USA erkunden, wie sich die Menschheit vor einem herannahenden Asteroiden schützen könnte; in *SZ*, 27. 01.

*

Ufo-Sichtungen seit 64 Jahren

Im Juni 1947 meldet der Amateurpilot Kenneth Arnold erstmals Flugobjekte, leuchtend und „saucer-like“. Ab 1949 wurde von „unidentified flying objects“ gesprochen, kurz Ufos. Der Höhepunkt der Sichtungen fällt in die Zeit zwischen 1953 und 1957. Zur „Ufugeschichte“ fand an der Freien Universität Berlin ein interdisziplinärer Workshop statt. Es ging um Astrofuturismus, Ersatzreligion, Erich von Däniken, Ästhetik, Raumfahrt für Arme und um das Konstruktionsprinzip einer paranoischen Vernunft (so Diethard Sawicki, Kämpfer gegen Karlsbeseitiger und ihre „autistischen“ Bücher). Die wahrscheinlichste Antwort ist vielleicht gar nicht diskutiert worden: Testflüge hochgeheimer Flugzeuge wie etwa Nurflügler u. ä., die nach dem 2. Weltkrieg auch in den USA entwickelt worden sind.

Wünsche, Nadja (2011): Für Männer interessant, für Frauen nur verrückt; *F.A.Z.* 5.11.

*

Empfehlung durch Dr. Otto Ernst: „ein interessantes Buch“.

Kenyon, J. Douglas (Hg. 2011): *Die Archäologie-Verschwörung. Prähistorische Technologien, außerirdische Eingriffe und die verschwiegene Herkunft unserer Zivilisation*; Rottenburg, 464, S., zahlreiche Abb.

Der noch mit keinem Buch hervorgetretene Herausgeber – außer er hätte vor 60 Jahren bereits über Homöopathie geschrieben – hat aus 42 Artikeln abseits des Mainstreams ein Buch zusammengestellt, das Thesen u.a. von Robert Schoch (Sphinx-Erosion), Michael Cremo, John Anthony West, Robert Bauval (Pyramiden und Sternzeichen), Zecharia Sitchin, Graham Hancock oder John Michell beleuchtet. Es scheint um antike Technologie, um die ‘Sünden’ insbesondere der Ägyptologie, ein Überdenken von Velikovskys Kataklysmen, aber auch um Spuren extraterrestrischer Intelligenzen zu gehen.

*

Julia White, Publishing, 04720 Wöllsdorf, hat mittlerweile mehr Velikovsky-Bücher verlegt, als bislang auf Deutsch verfügbar waren:

2012, *Sterngucker und Totengräber. Memoiren zu Welten im Zusammenstoß*, 376 S., 17,90 €

2010, *Die Seevölker*, 336 S., 16,95 €

2010, *Ramses II. und seine Zeit*, 304 S., 16,95 €

2008, *Menschheit im Gedächtnisschwund*, 224 S., 13,50 €

2008, *Vom Exodus bis König Echnaton*, 404 S., 17,50 €

2005, *Erde in Aufruhr*, 324 S., 13,95 €

2005, *Welten im Zusammenstoß*, 472 S., 18, 95 €

Die beiden schon länger angekündigten Bände von Ruth Velikovsky Sharon über ihren Vater (*Aba - Der Ruhm und die Qual / Die Wahrheit hinter der Qual*) sind weiterhin in Vorbereitung.

*

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig, Gräfelfing, bereitet vier Bücher vor:

- Gunnar Heinsohn (Neuaufgabe): *Die Erschaffung der Götter. Das Opfer als Ursprung der Religion* (ursprünglich bei Rowohlt)

- Heribert Illig: *Meister Anton (Pilgram) aus Brunn oder Abschied vom Manierismus* (Arbeitstitel)

- Heribert Illig (erweiterte Neuaufgabe): *Aachen ohne Karl den Großen*

- Günter Lilling: *Judentum, Islam, Christentum* (Arbeitstitel)

Der Titel Martin Kerner (2007): *Vom Steinbeil zum Pantheon. Kulturgeschichte der Kalendarik*. 197 S., ca. 55 Abb., gebunden, wird für Abonnenten von 18,90 auf 9,80 € reduziert.

*

Mantis Verlag (Preise für Abonnenten inklusive Inlandsporto)

- Illig, Heribert (2011): **Aachen ohne Karl den Großen**. Technik stürzt sein Reich ins Nichts. 200 S., 56 Abb., Pb., 14,90 €, für Abonnenten 13,90 €
- Illig, Heribert (2011): **Die veraltete Vorzeit**. Eine neue Chronologie der Prähistorie. 240 S., zahlreiche Abb., Pb., 17,90 €, für Abo. 15,- €
- Illig, Heribert (2010): **Geschichte, Mythen, Katastrophen**. Über Velikovsky hinaus. 360 S., 62 Abb.-Seiten, Pb., 22,90 €, für Abo. 21,- €
- Heinsohn, Gunnar · Illig, Heribert (2010): **Wann lebten die Pharaonen?** 503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abo. 24,- €
- Heinsohn, Gunnar (2009): **Wie alt ist das Menschengeschlecht?** 158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, für Abo. 12,- €
- Kerner, Martin (2009): **Bronzezeitliche Astronomie**. Die Bronzescheibe von Nebra. 368 S., ca. 85 Abb., Pb., 24,90 €, für Abo. 22,- €
- Illig, Heribert (2008): **Die Chiemseeklöster**. Neue Sicht auf alte Kunst, 150 S., 49 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 13,50 €
- Kerner, Martin (2007): **Vom Steinbeil zum Pantheon**. Kulturgeschichte der Kalendariik. 197 S., ca. 55 Abb., gebunden, 18,90 €, für Abo. 9,80 €
- Heinsohn, Gunnar (2007): **Die Sumerer gab es nicht** 311 S., Pb.; 19,90 €, für Abo. 18,50 €
- Thiel, Werner (2005): **Schwert aus Pergament**, Roman, 200 S., Pb., 7,90 €
- Heidrich, Specht K. (2004): **Mykenische Geschichten**. Von *Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia*. 416 S., 24,50 €, für Abo. 21,50 €
- Illig, Heribert · Löhner, Franz (2003): **Der Bau der Cheopspyramide nach der Rampenzeit**. 270 S., 127 Abb., Pb., 18,41 €, für Abo. 16,- €
- Weissgerber, Klaus (2003): **Ungarns wirkliche Frühgeschichte** 325 S., 35 Abb.seiten, Pb. 19,80 €, für Abo. 9,80 €
- Illig, Heribert · Anwander, Gerhard (2002): **Bayern in der Phantomzeit** Zwei Bände, 958 S., 346 Abb., 2 Pb.; 29,80 €, für Abo. 25,- €
- Menting, Georg (2002): **Die kurze Geschichte des Waldes**. Plädoyer für eine Kürzung der Waldgeschichte, 170 S., Pb., 14,90 €, für Abo. 7,90 €
- Siepe, Franz (2002): **Fragen der Marienverehrung**. Anfänge, Frühmittelalter, Schwarze Madonnen. 240 Seiten, 16 Abb., Pb., 17,90 €, für Abo. 8,90 €
- Tamerl, Alfred (1999): **Hrotsvith von Gandersheim**. Eine Entmystifizierung 327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abo. 9,90 €
- Illig, Heribert (1996): **Hat Karl der Große je gelebt?** 405 S., für Abo. 5,- €
- Illig, Heribert (1996): **Karriere ist Mangel an Ideen**. In Sachen Innerhofer 81 S., broschiert, 7,16 €
- Sonnenschmidt, Reinhard (1994): **Mythos, Trauma und Gewalt** in archaischen Gesellschaften 131 S., 25 Abb., Pb., 11,25 €, für Abo. 5,- €
- Zeitensprünge**. Interdisziplinäres Bulletin, 2012 im 24. Jahrgang. Vorauss. mehr als 600 Seiten, innerhalb von Deutschland 40,- €, außerhalb 45,- €.

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Jahrgang 24, Heft 1, April 2012

- 3 Editorial
- 4 Weissgerber, Klaus: Ägyptische Notizen (Aegypt. XXI)
- 11 Illig, Heribert: Die ersten Amerikaner in Europa
- 15 Illig, H.: Rubikon – wo der Würfel fiel. Ein politisches Kalenderblatt
- 18 Dumbs, Mathias: Zur Datierung des Konstantinsbogens in Rom
- 29 Illig, H.: Die Kaiserliste. Die Sicht um 1500, um 1150 und davor
- 42 Friedrich, Volker: Eiskerne und Chronologie-Rekonstruktion. Antarktischer Eiskern von +535 gehört ins 3. Jahrhundert (Römische Reichskrise)
- 64 Heinsohn, Gunnar: Nur 3. und 6. Jahrhundert im Münzhort von San Giusto
- 74 Koch, Marianne: Zeiteinsparungen Freud und Leid
- 99 Illig, H.: Ostia antica, Roms Hafenstadt. Ausgrabung contra überlange Zeitkürzung
- 125 Lewin, Karl-Heinz: Trierische Spätantike (Trier III). Noch unchristlich oder schon Phantomzeit?
- 155 Otte, Andreas: Zur Stratigraphie unter dem Kölner Dom. Grabungsprofile, Böden und Schwarze Erde
- 171 Illig, H.: *Das Mysterium der Zeit*. Eine Rezension
- 180 Illig, H.: '10 kleine Karolinger'. Ihre einstige Krypta von Sant'Antimo
- 184 Thiel, Werner: Münsteraner Datierungssprünge
- 187 Illig, H.: Aachens Baudatum im Einklang mit allen Indizien
- 197 Laszlo, Renate: Das elfte Rätsel des Exeterbuches
- 212 Otte, A.: Electric Universe Conference 2012. The Human Story
- 229 Acheson, Meldon: Nachdenken übers Nachdenken
- 244 Weissgerber, K.: Ein weiterer Zeitsprung (samt Zeitsprung durch H. Illig)
- 247 Zwischen Aachen und Impakten. Kurios bis bedenkenswert
- 259 Verlagsmitteilung

ISSN : 0947-7233